

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

XVIII

Mit 51 Abbildungen

1966

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ZA 4772 / 18. 1966



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg (Kreis und Stadt)  
von Heinrich Gaese

Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

## Vorwort

Die neue Nummer der Geschichtsblätter grüßt in neuem Gewande. Herr Oberstaatsarchivrat Dr. Bernd Ottnad und Herr Hermann Schütz, Kulturreferent beim Landratsamt, haben die Idee entwickelt und die Unterlagen besorgt, der Bietigheimer Grafiker Franz Fink hat den neuen Umschlag entworfen und gezeichnet. Allen drei Herren sei gedankt! Der Dank gilt auch der Archivdirektion des Hauptstaatsarchivs Stuttgart für die Erlaubnis, Ausschnitte aus der Gadner'schen Forstkarte reproduzieren zu dürfen.

Ein wesentlicher Teil der Aufsätze ist der Geschichte Ottmarsheims gewidmet, das in diesem Jahr seine 1200-Jahr-Feier begeht, da es vor 1200 Jahren im Codex Laureshamensis zum erstenmal erwähnt wurde. Diese Ottmarsheimer Aufsätze sind auch als Sonderdruck (Festschrift) erschienen. Dafür mußte der Berichtsteil diesmal ausfallen; im Berichtsteil der nächsten Nummer wird aber alles Wesentliche nachgetragen werden.

Der Herausgeber

# Inhalt

Zum Geleit	
Ottmarsheim in vor- und frühgeschichtlicher Zeit . . . . .	7
Mit sechs Abbildungen. Von Oscar Paret	
Ottmarsheim im Mittelalter . . . . .	22
Mit sieben Abbildungen. Von Willi A. Boelcke	
Von der Reformation zur Gegenwart . . . . .	47
Mit drei Abbildungen. Von Gerhard Deibel	
Die neue Straße nach Besigheim – Bau der Wasserleitung . . . . .	59
Von Emil Unkauf	
Ottmarsheim heute . . . . .	61
Mit vier Abbildungen. Von Hermann Schütz	
Die Pfarrkirche St. Hippolyt . . . . .	71
Mit sechs Abbildungen. Von Markus Otto	
Das Ottmarsheimer Dorfrecht von 1571 . . . . .	85
Mit einer Abbildung. Von Wolfgang Bollacher	
Liebenstein und die Liebensteiner . . . . .	93
Mit fünf Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen	
Der Ortsname und seine Geschichte . . . . .	105
Von Willi Müller	
Ein Blick über Flur und Flurnamen . . . . .	109
Mit einer Abbildung. Von Willi Müller	
Alte Ottmarsheimer Familien . . . . .	114
Mit zwei Abbildungen und Listen der Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister (Schultheißen). Von Hans Peter Weber	
Unsere Namen – einmal ganz anders . . . . .	126
Von Karl Kramer	
Auswanderer erzählen . . . . .	129
Von Theodor Bolay	
Die Ottmarsheimer am Werktag und am Feiertag . . . . .	136
Mit einer Abbildung. Von Emil Unkauf	
Soldat Luitile aus Ottmarsheim . . . . .	141
Mit einer Abbildung. Von Willi Müller	
II. Kornwestheim im späten Mittelalter (Fortsetzung des Aufsatzes aus Heft XVII)	
Mit fünf Abbildungen. Von Willi A. Boelcke . . . . .	144
Zur Geschichte der Ludwigsburger Alleen Mit sechs Abbildungen. Von Gislinde Gaese . . . . .	163
Friedrich Notter und Eduard Mörike Mit einer Abbildung. Von Walter Hagen . . . . .	180

# Ottmarsheim in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von Oscar P a r e t

## Die Landschaft von Ottmarsheim und ihre Entstehung

Die Markung Ottmarsheim liegt a u f e i n e m R ü c k e n , einem Sattel, der zwischen der Mulde von Bietigheim-Pleidelsheim und der Heilbronner Mulde im Laufe des Diluviums, der Eiszeit, durch unterirdische Kräfte a u f g e w ö l b t wurde. War vor dieser Aufwölbung d e r N e c k a r in vielen Schleifen durch die flache Landschaft geflossen und hatte in dem breiten Bett seinen Schotter abgelagert, so v e r t i e f t e er nun sein Bett in den langsam aufsteigenden Muschelkalk, den harten Hauptmuschelkalk und den weicheren mittleren Muschelkalk mit seinem hier etwa 15 m mächtigen Salzlager und seinen Gipsschichten. So entstand sein heute tiefes, vielgewundenes Tal von Pleidelsheim bis Heilbronn und damit auch das Tal seines Nebenflusses Enz zwischen Bietigheim und Besigheim. Und damit die steilen und hohen Weinberghänge des Käsbergs bei Mundelsheim und des Schalksteins bei Besigheim, die oben von den Felswänden gekrönt werden

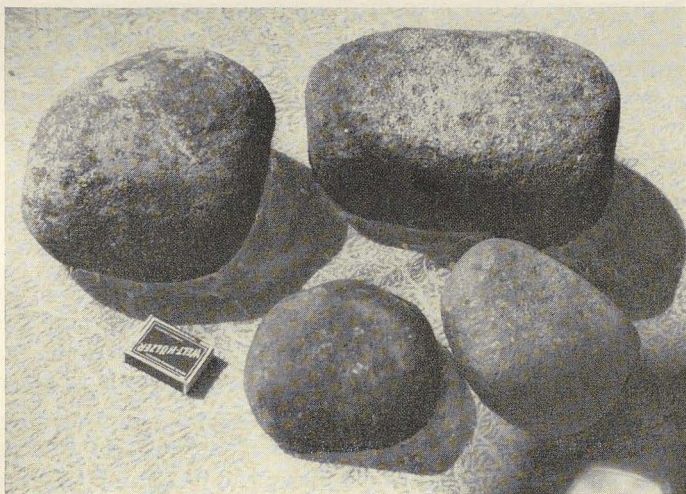


Abb. 1. Buntsandsteingerölle vom Schwarzwald.  
Von der Ottmarsheimer Höhe.

wie von den berühmten Felsengärten (3 km südwestlich von Ottmarsheim), die unter Naturschutz stehen.

Die alten Schotter von Neckar und Enz findet man heute infolge der Aufwölbung im Nordwestteil der Markung Ottmarsheim beim Gerbersloh in 270 m Höhe über dem Meer, am Westrand der Markung beim Bonholz gar 290 m hoch und damit 120 m höher als der Neckar, der sie angeschwemmt hat. Und diese Höhenschotter führen auch Gerölle aus Buntsandstein bis Kopfgröße, also Enzschotter aus dem Schwarzwald (Abb. 1). Den Buntsandstein hat die Enz mit ihren Nebenflüssen Nagold und Würm wohl noch zu Ende der Erdperiode des Tertiärs, also vor Jahrmillionen, aus dem Nordschwarzwald angeschwemmt und den Neckarschottern beige-mengt. Die glattgeschliffenen Buntsandsteingerölle von der Markung Ottmarsheim haben also im Flußbett einen Weg von mindestens 60 km zurückgelegt. Sie wurden natürlich vor der Aufwölbung abgelagert und sind somit Urkunden aus uralten Zeiten, die manches über die Entstehung der heutigen Ottmarsheimer Landschaft berichten können. Abb. 2 zeigt vier 15 bis 25 cm große Buntsandsteingerölle vom Ostrand des Buchholzes, 1,5 km westlich Ottmarsheim.

Den U n t e r g r u n d der Markung Ottmarsheim bildet der wasserdurchlässige M u s c h e l k a l k. Über ihm liegen L e t t e n - u n d S a n d s t e i n - s c h i c h t e n der Lettenkohle (des Lettenkeupers), die aber in unserem Gebiet größtenteils von eiszeitlichem L e h m u n d L ö ß bedeckt und nur durch den die Markung in flacher Mulde durchziehenden Talbach da und dort etwas freigelegt sind. Auf diesem Lettengrund entspringen die wenigen Quellen der Markung wie der Hirtlesbrunnen nördlich vom Ort und einige Quellen im Osten und Nordosten.

Die einst über der Lettenkohle lagernden Mergel- und Sandsteinschichten des Keupers, die in Urzeiten die Verbindung zwischen dem Stromberg im Westen und den Löwensteiner Bergen im Osten bildeten, sind im Laufe von Jahrmillionen durch den Ur-Neckar und seine Zuflüsse abgetragen und talwärts zum Rhein und ins Meer geschwemmt worden.

### Die römische Zeit

Ein unvergeßliches Erlebnis ist die Schifffahrt auf dem Neckar von Stuttgart talab nach Heilbronn. Wechselvolle Landschaftsbilder mit Dörfern und Städten gleiten vorüber und mit ihnen geschichtlich bedeutsame Stätten.

Da sieht der Schiffsgast gleich bei der Fahrt durch Cannstatt zur Linken die Anhöhe mit den Gebäuden einer 1912 erbauten Reiterkaserne, die gerade über den Ruinen des großen römischen Reiterkastells Cannstatt liegt. Die Besatzung bildete die Ala I Scubulorum mit 500 Mann. Hier war wohl der Sitz des Befehlshabers der ganzen, unter Kaiser Domitianus (81–96), ums Jahr 90 n. Chr. geschaffenen Neckarlinie, von der wir auf unserer Fahrt

noch weitere Kastelle kennenlernen, die diese Ostgrenze des römischen Reichs zu sichern hatten.

Auf der Weiterfahrt flußab erreicht man die Schillerstadt Marbach. Ihr gegenüber liegt gleich unterhalb der Eisenbahnbrücke auf der Hochterrasse von Benningen die Stätte eines weiteren Kastelles, des Kastells Benningen, dessen Besatzung die 24. Kohorte freiwilliger römischer Bürger war. Und wieder etwa 20 km talab, wo unterhalb der Stadt Besigheim der mächtige Schornstein des neuen Kraftwerks Walheim aufragt, birgt der Boden des Dorfes Walheim die Fundamente des Kastells der 1. Kohorte der Asturer aus Nordwestspanien, und zwar so, daß sogar die heutigen Straßen sich noch des römischen Straßenkreuzes bedienen.

Und schließlich endet unsere Fahrt in Heilbronn, dem gegenüber, unter dem Stadtteil Böckingen, das vierte Kastell auf unserer Strecke lag, die Garnison der 1. Kohorte der Helvetier.

Diese Neckarkastelle bestanden als Grenzgarnisonen von etwa 90 nach Chr. bis ums Jahr 155. In dieser Zeit wurde unter Kaiser Antoninus Pius (138–161) die Reichsgrenze vom Neckar um etwa 25 km vorgeschoben bis zu der schnurgeraden Strecke des durch seine auffallenden Reste wohlbekannten „Vorderen Limes“, der von Lorch über Welzheim – Murrhardt – Mainhardt – Öhringen und weiter zum Main zieht.

Damit ist auch für die Geschichte unserer Markung Ottmarsheim eine wesentliche Erkenntnis gewonnen. Ottmarsheim liegt genau in der Mitte zwischen Stuttgart und Heilbronn, und zwar 3 km ostwärts vom Kastell Walheim, also außerhalb der ehemaligen römischen Reichsgrenze, des Neckars, und damit im „Ausland“, das ebenso wie das schon von Rom besetzte Gebiet westlich vom Fluß von K e l t e n oder, wie die Römer sie nannten, von Galliern bewohnt war.

Und wir wissen weiter, daß durch die Verschiebung der Reichsgrenze vom Neckar in die Linie des Vorderen Limes das rechtsneckarische Gebiet und damit auch das heutige Gebiet von Ottmarsheim ums Jahr 155 dem römischen Weltreich eingegliedert worden ist. Da endlich unter dem Ansturm der Germanen, der Alamannen, in der Zeit 259/260 der Vordere Limes fiel und das ganze rechtsrheinische Gebiet Rom wieder verloren ging, ist auch das Ende der römischen Zeit unserer Markung bekannt. Wir wissen also, – erstaunlich für diese Frühzeit – recht genau, daß das Gebiet von Ottmarsheim ein Jahrhundert lang, von der Mitte des 2. Jahrhunderts bis etwa 260 nach Chr. zum römischen Weltreich gehörte.

Aus diesem r ö m i s c h e n J a h r h u n d e r t unserer Markung Ottmarsheim und ihrer Umgebung sind uns nun Urkunden erhalten, zwar nicht schriftliche, aber um so eindrucksvollere B a u r e s t e. Die Kelten hatten, wie alle früheren Bewohner des Landes seit der Steinzeit und wie in späteren Jahrhunderten auch die eingewanderten Alamannen, ihre Häuser aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Das sind vergängliche Baustoffe, von denen nichts mehr erhalten ist. Die römischen Trup-

pen und Siedler aber hatten die Kunst des Mauerbaues und der gebrannten Dachziegel mitgebracht. Und die heimischen Bewohner hatten diese hochentwickelte Bautechnik gerne übernommen. So entstanden während der römischen Zeit unseres Landes Hunderte von Steinbauten, stolze Bauernhöfe

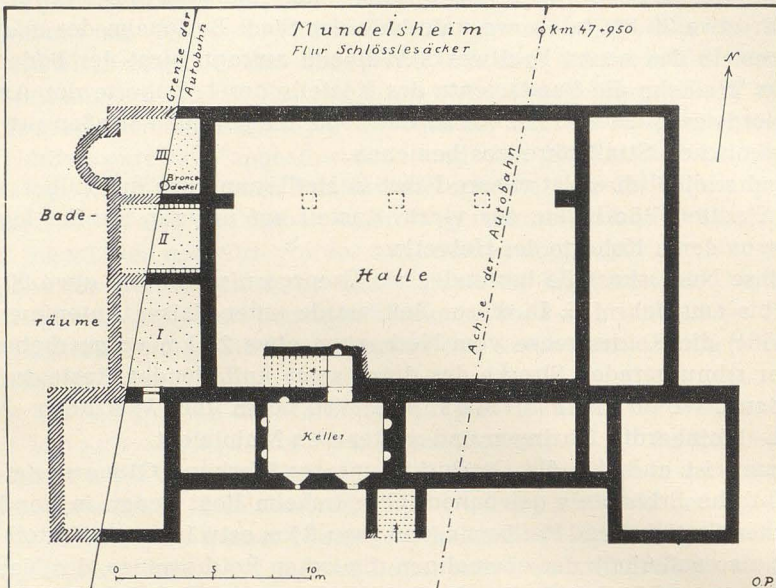


Abb. 2. Römische Villa vom nahen Mundelsheim: Grundriß.

mit roten Ziegeldächern, mit Säulenhallen und Kellern. Sind auch diese Bauten über Tag mit seltenen Ausnahmen längst zerfallen, die Trümmer von den späteren Bewohnern der Gegend zur Gewinnung von Bausteinen und guten Ackerbodens abgetragen und beseitigt worden, so konnten doch die Fundamente und der Schutt in den Untergeschossen nicht restlos entfernt oder gar die Bruchstücke der Dachziegel nicht vollständig ausgelesen werden.

Solche römischen Ruinenplätze sind nun auch auf der Markung Ottmarsheim und den Nachbarmarkungen bekannt, ja schon seit Jahrhunderten bekannt, und schon die alten Flurnamen weisen auf sie hin: Steinacker, Mäurich, Bürg – Burg und andere.

Ottmarsheim liegt in der Senke des Talbachs, der von einigen Quellen ostwärts vom Ort gespeist wird und durch den Ort, dann 2 km weit nach Nordwest fließt, um entlang dem Wald Gerbersloh und am Schloß Liebenstein vorbei schließlich in den Neckar zu münden. Auf der Nordseite der zunächst flachen Talsenke heißt, 1 km nordwestlich von Ottmarsheim, eine Flur „Steinenloch“ oder „Steinloh“. „Loch“ und „Loh“ bedeutet hier soviel wie Wald. Wo heute Äcker sind, bestand also früher Wald auf steinigem Boden. Schon dieser Flurname weist den Forscher auf Baureste,



auf alte Mauern hin. Und so berichtet die Beschreibung des Oberamts Marbach (zu dem Ottmarsheim bis zum Jahr 1938 gehörte) vom Jahr 1866, daß man dort in den 1850er Jahren bei Feldarbeiten Mauern, Ziegel und Heizröhren fand. Letztere stammen von einer echt römischen Badeanlage.

Als ich die Stelle im März 1925 besuchte, fiel mir am leicht südwärts geneigten Hang 150 m westlich der Straße nach Neckarwestheim eine deutliche Erhöhung mit viel römischem Bauschutt auf, besonders in den Parzellen 1536–1543. Auch heute noch erkennt man viele kleine Ziegelbrocken auf den Feldern.

All diese Feststellungen bezeugen, daß hier ein römischer Gutshof, in römischer Zeit villa rustica genannt, d. h. eine bäuerliche Villa lag, mit ziegelgedeckten Steinbauten, ja mit einem Badgebäude oder wenig-

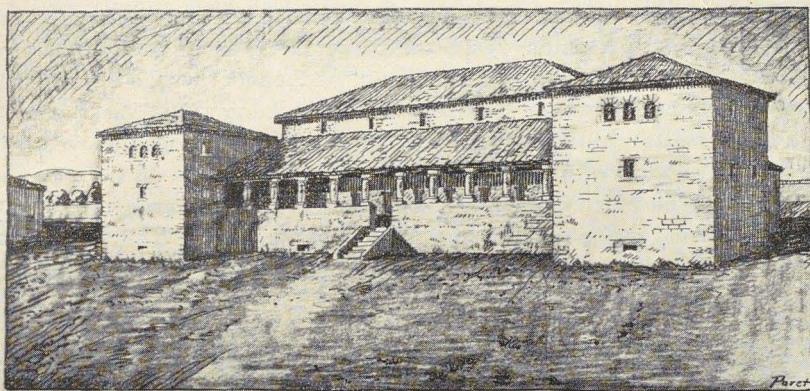


Abb. 3. Ehemalige Ansicht der römischen Villa von Mundelsheim, von Süd.

stens einem im Wohnhaus eingebauten Bad mit Boden- und Wandheizung, worauf die Heizröhren hinweisen. Die Lage am Südhang wurde wie heute auch von der damaligen keltisch-römischen Bevölkerung als Siedlungsplatz bevorzugt.

Um ein eindrucksvolles Bild eines solchen Gutshofs zu bekommen, besuchen wir das nur 1 km westwärts gelegene B o n h o l z auf der Nachbarmarkung Gemmrigheim. Dort sind im Westteil des Waldes die Ruinen eines römischen Gutshofs ganz besonders gut erhalten, wie kaum anderswo im Land. Schon der Name „Zu den Schlössern“ weist darauf hin. Man kann noch auf dem Schuttwall der fast quadratischen Hofmauer von etwa 130 m Größe entlang gehen und sieht dabei im Innern des Vierecks den Schutthügel des 30 m langen Wohnhauses („oberes Schloß“), auch zwei Wirtschaftsgebäude, und unterhalb des Wohngebäudes das 23 m große Bad mit einst rot bemalten Wänden und Ablaufröhre aus Blei. Die 1896 und 1905 von Professor Richter in Besigheim freigelegten Ruinen wurden inzwischen leider zerstört.

Genau dieses Bild bot vor Generationen auch die Flur Steinloch, ehe der dortige Wald gerodet und die Baureste abgetragen worden sind.

Das Siedlungsbild der Ottmarsheimer Landschaft zur Römerzeit wie das der Bauweise werden ergänzt durch zwei weitere Gutshöfe. Schon der Flurname „Steinmäurich“ 1 km südöstlich von Ottmarsheim auf dem Höhenrücken 150 m über dem tief eingeschnittenen Neckartal, 1 km nördlich von Mundelsheim und auf dieser Markung, macht auf eine solche Siedlungsstätte aufmerksam. Auch dieser Hof ist schon lange bekannt, wie der alte Flurname zeigt. Und wie die Besitzer der Äcker seit Generationen die Fundamente ausbrechen und die Steine abführen, so machte es im Februar 1925 wieder einer der Grundbesitzer. Leider wurde das Landesamt für Denkmalpflege zu spät benachrichtigt, sonst wüßte man heute Genaueres über dieses Bauwerk. Es handelte sich, wie ich noch feststellen konnte, um das Wohngebäude. Es stand auch auf dem höchsten Punkt in stundenweisem Umkreis zwischen den Keuperhöhen des Strombergs im Westen und den Löwensteiner Bergen mit Wunnenstein im Osten. Aufgedeckt wurde ein mit Kalkestrich versehener Raum der Südfront von 16 m Länge (Ost-West) und 4 m Breite. Beiderseits schloß ein Kellerraum an. Das Mauerwerk des westlichen Kellers war außergewöhnlich gut und auch gut erhalten. In der Südwand war der Lichtschacht zu erkennen, überwölbte Nischen waren in die Nord- und die Ostwand eingebaut. Ursprünglich war der ganze Keller rot ausgefugt, später einmal auffallenderweise ganz ausgemalt worden. Im Schutt

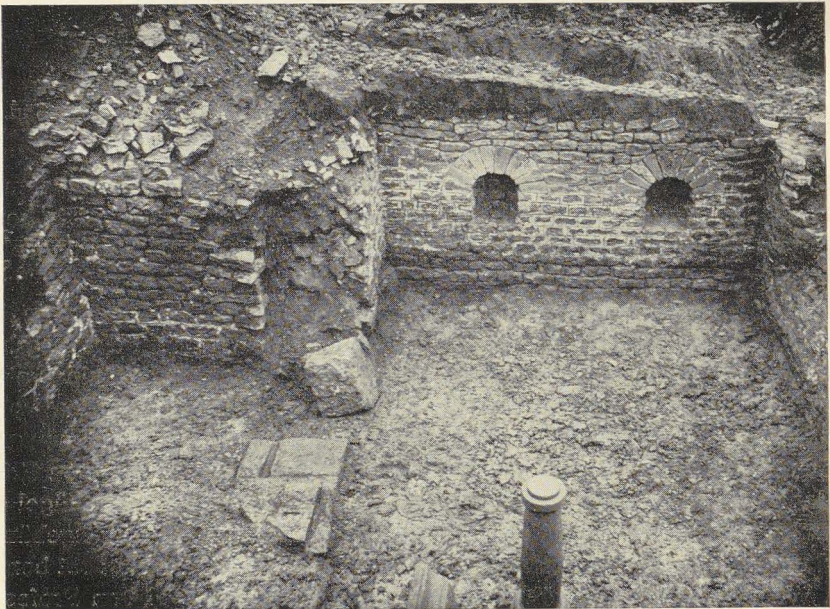


Abb. 4. Römische Villa von Mundelsheim. Blick in den Keller. 1938.

des Kellers fand sich neben zwei Schlüsseln und Bruchstücken von Sigillatagefäßen ein Pferdefuß aus Sandstein, das ist ein Bruchstück einer Jupitergigantensäule, eines Weihedenkmals, wie es in jedem Gutshof stand zu Ehren des Himmeltgottes Jupiter und anderer Götter. Besonders bemerkenswert ist der Fund einer spätrömischen Münze des Kaisers Constantinus I. vom Jahr 314 n. Chr. Wir werden später auf sie zurückkommen.

Ein deutliches Bild des Wohngebäudes eines Gutshofes, und offenbar eines besonders vornehmen, ergab die vom Verfasser durchgeführte Untersuchung der beim Bau der Autobahn Ende 1937 angetroffenen Ruine in den schon lange bekannten „Schlößlesäckern“ 3 km südöstlich Ottmarsheim und 2 km östlich von Mundelsheim (Bilder 2 bis 4).

Die Lage am Südhang über der Senke des Seebachs entspricht ganz der im „Steinenloch“. Die Autobahn zog gerade über das Wohngebäude, so daß seine Fundamente ganz freigelegt werden konnten. Die 35 m breite Front ist gleichseitig, die Mitte wird durch eine zu einer Säulenhalle (Loggia) emporführende Staffel betont. Beiderseits der Säulenhalle, die über dem Keller liegt, treten turmartige Flügelbauten vor. Von der Loggia gelangte man in den Hauptraum des ganzen Gebäudes, eine 18 : 13 m große Halle, in der sich das tägliche Leben vor allem abgespielt haben wird. Hier haben wir uns den Herd zu denken, auf dem gekocht wurde und um den man sich winters versammelte. Von hier führte eine Staffel in den Keller mit seinen fünf Wandnischen. Auf der Ostseite schloß sich an die Halle wohl die Reihe der Schlafzimmer an. Auf der Westseite der Halle lagen Baderäume: Das Kaltbad, dann der mit Bodenheizung versehene Warmluftraum und das Warmwasserbad. Diese Räume wie alle anderen des Hauses waren bunt bemalt.

Von der Einrichtung des Hauses ließ sich nur noch wenig feststellen: der steinerne Kellertisch mit gedrehter Säule, ein Kesselhaken, ein Mörser, Bruchstücke von Amphoren und anderen Tongefäßen. Dazu aber noch zwei Kunstwerke: Das getriebene bronzene Beschlag einer Paraderüstung und ein 40 cm großer runder Bronzedeckel in reicher Treibarbeit mit Hase, Trauben, sechs Schweinen und Geflügel.

Nur dieses Wohngebäude konnte untersucht werden. Mehrere weitere Gebäude, wohl acht an der Zahl, ließen sich nur am Bauschutt auf den Äckern erkennen. Es wird sich um die Ställe, Scheuern und Schuppen des landwirtschaftlichen Betriebes handeln. Ringsum zog die im Viereck geführte Hofmauer, deren Fundament auf der Nordseite mit 70 cm Stärke festgestellt werden konnte. Heute fahren die Autos gerade durch die ehemalige große Halle des Wohngebäudes.

Durch die Betrachtung dieser Gutshöfe im Umkreis von Ottmarsheim haben wir eine gute Vorstellung von den römischen Gehöften gewonnen, auch ein Bild von der recht dichten Besiedlung des Neckarlandes, allerdings nicht in Form von Dörfern, sondern von Einzelhöfen in der Art der heutigen Aussiedlerhöfe.

Hier kann noch hingewiesen werden auf ein kleines römisches Bauwerk, das in dem wenig südlich vom genannten Bonholz liegenden Wald Buchholz, ebenfalls Markung Gemmrighem, noch in Resten erhalten ist. Etwa in der Mitte der Westseite des Waldes und etwa 10 m innerhalb des Waldrandes erkennt man noch die Schuttwälle eines rechteckigen Raumes von 6 : 7 m, der, soweit auf der Nord- und Westseite zu erkennen, in je 4 m Abstand von einer Mauer begleitet wird. Bei der Aufdeckung des Baues im Jahr 1839 fand Weingärtner Adam Helger kleine Bruchstücke einer Sandsteinstatue der Jagdgöttin Diana und einer Apollostatue sowie eine linke Hand, die ein Schwert hält. Dabei lagen eine bronzene Hafte und drei Münzen, eine davon von Kaiser Marcus Aurelius (161–180 n. Chr.). Die Funde kamen ins Landesmuseum. Konrad Hassler, Denkmalpfleger von 1858 bis 1873, berichtete um 1870 von einer reichhaltigen Sammlung römischer Münzen aus der Gegend im Besitz des ehemaligen Pfarrers von Gemmrighem. Näheres ist nicht mehr bekannt.

Der leider nur unvollständig bekannte Fund dieses kleinen Heiligtums bildet eine Bereicherung unseres Bildes von der Ottmarsheimer Landschaft in römischer Zeit.

Das Baugewerbe hatte einen hohen Stand. Römische Ziegeleien kennt man von Ludwigsburg-Hoheneck (1911), von Großbottwar (1926) und von Steinheim an der Murr (1961). Die Bildhauer waren mit Weihestenen (Götterstatuen, Reliefs, Inschrifttafeln u. a.) voll beschäftigt.

Den Wohlstand verdankte die Bevölkerung aber vor allem der Landwirtschaft. Die Truppen an der Front, am Vorderen Limes, mußten von den Erträgen des Hinterlandes ernährt werden. So werden die Bauern der Ottmarsheimer Gegend vor allem die Garnison vom Kastell Mainhardt versorgt haben. Wie ein großer Fund verkohlten Getreides, der 1935 in einem römischen Keller bei Tuttlingen gemacht wurde, zeigt, wurde damals im Lande vorwiegend Dinkel gebaut, daneben auch Gerste, Weizen, Einkorn und Roggen, weiter Erbse und Saubohne.

Hier sei ein Besuch in der Garnison Mainhardt eingeschaltet. Das 141 x 177 m große Kastell liegt im Westen des Ortes und ist zum Teil überbaut. Die Westseite, also die Rückseite, ist mit einem Teil der Mauer und dem Doppelgraben davor noch gut erkennbar. Die Front lag an der Westseite der heutigen Hauptstraße. Die Besatzung bildete die 1. Kohorte der Asturer, die vorher im Neckarkastell Walheim gelegen hatte. Es war eine Fußtruppe von 500 Mann, die aber teilweise beritten war. Die Truppe war mit fünf weiteren Kohorten in der römischen Provinz Spanien, und zwar in der nordwestspanischen Landschaft Asturien aufgestellt worden. Bei der Einrichtung des Neckarlimes kam sie ins Lager Walheim, das sie gebaut haben wird. Bei der Verschiebung der Reichsgrenze wurde sie nach Mainhardt verlegt. Daß sie hier lag, bezeugt das Grabdenkmal zweier Unteroffiziere dieser Kohorte, das bis 1839 an der Nordtür der Kirche eingemauert war. Der eine stammte aus Dalmatien, was bezeugt, daß die Kohorten sich auch aus anderen Ländern ergänzten. Mancher Bewohner unserer Ottmarsheimer Gegend wird zum Militärdienst im Kastell Mainhardt eingezogen worden sein.

Sodann aber wurden in den Jahren 1944 und 1949/50 wenig östlich vom Kastell Mainhardt bei Baugrabungen neun Altäre aus dem örtlichen Stubensandstein gefunden. Auf fünf dieser Altäre ist noch die Inschrift erhalten. Alle sind geweiht

dem Jupiter, dem besten und größten, von der 1. Kohorte der Asturer unter ihren Präfekten (Befehlshaber) Gaius Julius Artemo und Fabius Capriolus u. a. Drei der Inschriften nennen die Kohorte eine berittene, d. h. ein Teil der Truppe war beritten.

Die Kohorte wird von ihrer neuen Garnison am Vorderen Limes noch enge Verbindung mit ihrer alten Garnison Walheim am Neckar gehabt haben, schon des Nachschubes aus dem rheinischen Gebiet wegen.

Die **V e r b i n d u n g s s t r a ß e W a l h e i m – M a i n h a r d t** zog wohl – streckenweise noch heute als Feldweg benützt – südlich von Neckarwestheim vorüber über Ilsfeld – Wüstenhausen – Oberheinriet und von Eschenau durch das Brettachtal nach Mainhardt.

Eine andere, schon in vorrömischer Zeit entstandene Straße kam vom Zabergäu als „**H e e r s t r a ß e**“ über Meimsheim, überschritt bei Kirchheim den Neckar und zog südostwärts zwischen den römischen Villen im Bonholz und Steinenloch hindurch als heutige Straße Gemmrigheim – Steinmürich – Mundelsheim und läßt sich weiter bis zur Fils verfolgen. Auf dieser Straße wird in römischer Zeit ein reger Verkehr durch unser fruchtbares Gebiet von Ottmarsheim geherrscht haben.

\*

Aber in diesen Frieden herein drangen zu Beginn des 3. Jahrhunderts beunruhigende Nachrichten. Die **G e r m a n e n** jenseits des Limes und weit im Norden kamen in Bewegung und drohten gegen die Provinz Obergermanien und südwärts nach Rätien vorzustoßen. Solche Beobachtungen zwangen zu Gegenmaßnahmen. Im Jahr 213 zog Kaiser Caracalla gegen die über den Main vorgedrungenen **A l a m a n n e n** und es gelang ihm, sie zurückzuschlagen. Eine in Meimsheim im Zabergäu gefundene Ehreninschrift für den Kaiser Caracalla dankt ihm für seinen Sieg über die Germanen. Offenbar hatte man auch im Neckargebiet in Furcht gelebt. Der Limes, der bisher nur in einer Palisade bestand, wurde nun durch einen dahinter ausgehobenen Graben und einen Wall zur Verteidigung eingerichtet. Die Bevölkerung unseres Hinterlandes wird wohl in dieser Notzeit zu Schanzarbeiten an der Grenze aufgeboten worden sein.

Im Jahr 231 war der Kaiser Alexander Severus mit einer großen Heeresmacht in den Orient gezogen, wo die Perser in Mesopotamien eingebrochen waren. Auch Teile der Rheinarmee waren dorthin in Marsch gesetzt worden. Diese Schwächung der Rheingrenze benützten die Germanen zu Angriffen auf das römische Reich. Im Jahr 233 kehrte der Kaiser aus dem Orient an die Rheinfront zurück. Den Truppen waren auch persische Panzerreiter beigegeben. Der Nachfolger, Kaiser Maximinus, erfocht den letzten Sieg über die Germanen und nannte sich nun auf den Münzen: Germanicus Maximus d. h. den größten Germanensieger. Die im Jahr 1930 in Bad Cannstatt gefundenen Gräber zweier persischer Panzerreiter beweisen, daß damals, im Jahr 233, auch im mittleren Neckarland gekämpft worden ist. Seit Herbst 235 war der Limes wieder in der Hand der römischen Grenztruppen.

In diesen Kämpfen sind wohl viele der Gutshöfe in Flammen aufgegangen. Das Wirtschaftsleben lag seitdem fast ganz darnieder. Kein Weihe-

stein, kaum eine Münze hat sich aus der Folgezeit gefunden. Dagegen mancher Münzschatz. Die Furcht vor den Alamannen hatte viele Bewohner veranlaßt, ihr Geld zu vergraben. Und wenn schon eine Anzahl solcher Münzschatze gefunden worden sind, so wohl deshalb, weil die einstigen Besitzer ihr Leben oder ihre Heimat verloren und den Schatz nicht mehr heben konnten. So ging es zum Beispiel mit der im Jahr 233 vergrabenen Regimentskasse der Garnison von Welzheim, die im Jahr 1911 gefunden wurde und über siebenhundert Silber- und mehrere Goldmünzen enthielt.

Über diese Kriegszeiten und -ereignisse in dem von der Hauptstadt Rom so entfernten Grenzgebiet berichten die alten Geschichtsschreiber kaum etwas. So wissen wir über die Geschehnisse im einzelnen, etwa auch im Gebiet des heutigen Ottmarsheim, nichts. Die geflüchteten Bewohner werden, soweit sie die Kämpfe überlebten, wieder zurückgekehrt sein und versucht haben, ihr Heim wieder instand zu setzen und das Feld zu bestellen.

Der Sieg vom Jahr 235 hatte die Alamannengefahr nur für kurze Zeit gebannt. 25 Jahre später standen die Alamannen wieder im Neckarland, ja das ganze rechtsrheinische Gebiet ging in den Jahren 259/260 Rom verloren und in den Besitz der Alamannen über.

Damit war für die Ottmarsheimer Landschaft das Jahrhundert der Zugehörigkeit zum römischen Weltreich zu Ende. Ob Teile der alten keltisch-römischen Bevölkerung den Umsturz überlebt haben – wir wissen es nicht. Bis wieder geordnete Verhältnisse herrschten, wird es lange gedauert haben.

Die 1. Kohorte der Asturer von Walheim und später Mainhardt war offenbar rechtzeitig zurückgezogen worden, denn sie ist im späteren 3. Jahrhundert in Britannien (England) nachgewiesen, wo sie noch ums Jahr 400 erwähnt wird.

### Die frühalamannische Zeit

Wir werden uns die Ottmarsheimer Gegend nach der Eroberung durch die Alamannen stark verwüstet vorstellen müssen: die Gehöfte niedergebrannt, ihres in der Notzeit wertvollen Hausrats beraubt, die steinernen Götterbilder zerschlagen. Die starken Mauern der Steinbauten ragten wohl noch Jahrhunderte empor, wie heute noch manche mittelalterliche Burg. Die Ruinenstätten blieben als Odland, überwuchert von Gestrüpp und auch Wald, liegen.

Die Kämpfe mit Rom um die neue Heimat gingen übrigens noch lange weiter. Und schließlich stießen die Alamannen jenseits des Rheins mit den Franken unter König Chlodwig zusammen und verloren im Jahr 496/97 die Schlacht gegen sie. Chlodwig trat infolge des Sieges mit seinem Volk zum Christentum über. Die Alamannen aber mußten die Herrschaft über den nördlichen Teil ihres Gebietes dem nachrückenden Sieger überlassen. Der Friedensschluß zog ihre Nordgrenze vom Schwarzwald herüber über Ditzingen, etwa das Kleinaspergle (der Asperg wurde fränkische

Grenzfeste) zum Lemberg und ostwärts in die Gegend von Ellwangen. So kam also Ottmarsheim zum fränkischen Gebiet.

Allmählich gab es wieder Leben und Ordnung. Das Land wurde unter die Sippen aufgeteilt. Als Grenzmarken benützte man gerne römische Ruinen und vorgeschichtliche Grabhügel. Höfe und Dörfer entstanden mit Häusern aus Holz und Lehm, mit Schindel- oder Strohdach. Die Siedlungen nannte man meist nach dem Sippenhaupt, so auch Ottmarsheim nach Ottmar.

Eine Eigenart, die mit der alamannisch-fränkischen Grenze zusammenhängt, zeigt die Verteilung der Ortsnamen. Denken wir nochmals zurück an unsere Neckarfahrt, mit der wir den geschichtlichen Überblick begonnen haben. Wir können sogar von der Neckarquelle bei Schwenningen ausgehen und kommen, um zunächst nur größere Orte zu nennen, nach Tübingen, Reutlingen, Nürtingen, Plochingen, Esslingen, dann Aldingen, Neckargröningen, Neckarweihingen, Benningen, Beihingen, Geisingen. Auf diese -ingen-Orte folgen nun Pleidelsheim, Großingersheim, Kleiningersheim, Mundelsheim, Hessigheim, Besigheim, Walheim, Gemmrigheim, Kirchheim und wenig abseits unser Ottmarsheim.

Im allgemeinen erweisen sich die -ingen-Orte durch die frühalamannischen Reihengräberfelder etwas älter als die -heim-Orte. Aber auch die genannten -heim-Orte einschließlich Ottmarsheim reichen in frühalamannische Zeit zurück, wie die bei ihnen gefundenen Gräberfelder zeigen.

Die Toten wurden bei den Germanen in der Gründungszeit unserer Dörfer, dem 5. bis 7. Jahrhundert, reihenweise bestattet, und zwar so, daß der Tote nach Ost blickte, also mit dem Kopf im Westen. Beigegeben wurden dem Manne seine Waffen: die eiserne Spatha (Langschwert), der Sax (Kurzschwert), die Lanze, der Schild mit dem eisernen Buckel zum Schutz der Faust, zuweilen Bogen und Pfeile. Dazu das Wehrgehänge mit eisernen oder bronzenen Schnallen und Beschlägen und ein Messer. Die Frauen erhielten ihren Armschmuck, Glasperlenketten, Schmucknadeln (Fibeln) aus Bronze oder Eisen mit Silbertauschierung, auch aus Silber, zuweilen aus Gold. Häufig findet man auch Tongefäße, selten Glasbecher. Der Schmuck stammt wohl meist aus Werkstätten im Rheingebiet. Von dem Handel mit dem spätromischen Gebiet links vom Rhein zeugt auch die genannte, in der römischen Villa im Steinmährich Markung Mundelsheim gefundene Münze des Kaisers Constantinus I. vom Jahr 314 n. Chr. aus Trier.

Reihengräberfelder meist des 6./7. Jahrhunderts sind schon bei der Mehrzahl unserer heutigen Dörfer gefunden worden, meist bei Bauarbeiten. Dies gilt auch für Ottmarsheim. Die Oberamtsbeschreibung von Marbach vom Jahr 1866 berichtet, daß in der Lehmgrube südwestlich vom Ort in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in den 1850er Jahren Reihengräber gefunden wurden. An Beigaben werden genannt ein Schwert, ein Messer, Glasperlen und Steine, diese vermutlich von der Grabkammer. Im Mai 1965 berichtete Emma Fink aus Ottmarsheim, daß auf ihrem Grundstück im „Fuchslotch“, also bei der ehemaligen Lehmgrube,

ihr Vater einst beim Pflanzen von Bäumen Gräber gefunden habe mit Speerspitzen, Perlen und Tongefäßen. Man habe angenommen, daß die Funde von einem mittelalterlichen Pestfriedhof stammten. Von den Funden sei nur



Abb. 5. Frühalamannischer Topf.  
Grabbeilage aus dem Gräberfeld Ottmarsheim. Um 600 nach Chr.

noch ein vollständig erhaltener Topf vorhanden. Er stehe als Blumentopf auf dem Grab ihrer Eltern im Ottmarsheimer Friedhof (Abb. 5, 16 cm hoch, braungrau). Wahrlich eine einzigartige und schöne Wiederverwendung eines frühalamannischen Grabgefäßes!

Der Dorfname Ottmarsheim ist urkundlich erst aus dem Jahr 766 überliefert, das Dorf hat aber, wie das Gräberfeld zeigt, schon lange vorher bestanden und wohl auch schon so geheißen.

### Die vorrömische Zeit

Unseren Rückblick in die ferne Vergangenheit der Ottmarsheimer Landschaft haben wir mit dem „römischen Jahrhundert“ begonnen, weil aus dieser Zeit die Urkunden oder Denkmäler, die der Boden bewahrt hat, besonders eindrucksvoll sind. Aber die Ottmarsheimer Landschaft ist nicht erst



zur Römerzeit im 2. Jahrhundert nach Chr. besiedelt worden. Wir sprachen schon von den vorher ansässigen Kelten.

Wer aufmerksam die Landschaft betrachtet, dem werden da und dort Denkmäler aus viel älterer Zeit auffallen, aus einer Zeit, die fast ein Jahrtausend weiter zurückliegt als die Römerzeit, aus dem 8. bis 6. Jahrhundert vor Chr., also aus der Zeit der alttestamentlichen Propheten Jesaja und Jeremia. Es ist die Früheisenzeit oder Hallstattzeit (nach dem berühmten Fundort Hallstatt im Salzkammergut benannt). Aus dieser fernen Zeit sind noch stattliche Grabmäler erhalten, die größten Grabmäler, die es in unserem Lande je gegeben hat. Es sind die nach ihren Formen benannten „Hügelgräber“ oder „Grabhügel“. Man kennt von ihnen in unserem Land wohl an die siebentausend.

Besonders bekannt und berühmt sind wegen ihrer Größe und der reichen Totenbeigaben, die man aus ihnen geborgen hat, die „Fürstenhügel“, deren schönster des ganzen Neckarlandes im Gesichtskreis der Ottmarsheimer Höhe südlich vom Ort liegt: Das Kleinaspergle, mit seinen zwei Bäumen am südwestlichen Horizont ein Stück links vom Asperg zu finden.

Auf dieser aussichtsreichen Höhe kreuzen sich die Straßen Ottmarsheim-Besigheim und Mundelsheim – Gemmrigheim bei Punkt 314, 5 über Normal-



Abb. 6. Grabhügel der Früheisenzeit (Hallstattzeit) um 600 vor Chr.  
Im Wald Gerbersloh.

Null. 150 m südlich der Kreuzung, nur 0,5 km südlich vom Ort, erkennt man wenig östlich der Straße nach Besigheim eine rundliche, etwa 30 m breite und 1 m hohe Aufwölbung, die Menschenwerk sein muß. Es ist ein vor-geschichtlicher Grabhügel, der durch den Ackerbau allerdings schon stark verschleift ist. Ich wurde auf ihn bei einer militärischen Übung im Februar 1941 aufmerksam. Erst neuerdings erfuhr ich, daß der Hügel bei den Grundbesitzern „Geißbühl“ genannt wird. Bühl-Hügel ist ein sehr häufiger Name für Hügelgräber.

Nach seinen Ausmaßen gehört dieser „Geißbühl“ zu den stattlicheren Grabhügeln aus alter Zeit, und er gewinnt an Bedeutung durch seine hervorragende Lage. Wahrlich ein zweieinhalb Jahrtausende altes Denkmal, das Achtung und Schutz verdient!

Eine kleine Gruppe von vier Gräbern, einen Friedhof dieser Frühzeit, finden wir 2 km nordwestlich von Ottmarsheim in dem auf der Nachbarmarkung Gemmrigheim liegenden Wald Gerbersloh. Ein sehr alter Weg führt von Ottmarsheim an der römischen Villa im Steinenloch vorüber zu der Hügelgruppe, quert dort den Wald und zieht als Hohlweg hinab zum Neckartal und als „Alter Weg“ am Fuß der Weinberge nach Lauffen. Auch diese Gruppe, 0,6 km südwestlich Schloß Liebenstein, liegt auf einem West-Ost ziehenden Höhenrücken (255 m über NN). Die Hügel II (1 m hoch und 10 m breit), III (2,5 m; 15 m) und IV (2,2 m; 12 m) bilden ein Dreieck nah beisammen, während Hügel I (1,2 m; 10 m) 25 m nordwärts abseits liegt. Er ist von einem Weg angeschnitten. Eine schöne Gruppe von sechs verwachsenen Buchen steht auf ihm (Abb. 6). An einem der Bäume hängt in der Höhe eine alte Tafel mit der Aufschrift:

„ Ruheb a n k z u m R ö m e r h ü g e l  
b e i d e n s e c h s B u c h e n .

Im Wald will ich leben, der Wald ist Gottes Haus,  
Da weht ein neuer Atem beständig ein und aus.“

Noch im letzten Jahrhundert hat man solche Grabhügel als Werke der Römer gedeutet. Hügel IV ist, wie ein Loch zeigt, einmal angegraben worden. Doch ist über eine Grabung nichts bekannt. Die Hügel haben auch durch die Holznutzung Schaden erlitten.

Wie die zahlreichen Gutshöfe der römischen Zeit eine recht dichte Besiedlung der Landschaft im Umkreis von Ottmarsheim bekunden, so geschieht dies für die ein Jahrtausend ältere Zeit durch die Stätten der Toten, durch die Grabhügel. Es seien hier nur noch genannt die 11 Grabhügel auf dem Kamm im Kälbling 1,2 km nördlich Höpfingheim und das Dutzend Hügel auf der Nachbarmarkung Ilfeld im Wald östlich vom Pfahlhof, wo neben der Autobahn nach Heilbronn der Fürstenhügel „Katzenbuckel“ mit 3,5 m Höhe und 25 m Durchmesser sich erhebt.

Daß aus der Jungsteinzeit, der Zeit der ersten Bauern im Lande vor etwa 6000 Jahren, auf der Markung Ottmarsheim noch keine Spuren

gefunden worden sind, etwa Tongefäßreste, Steinbeile und Feuersteinmesser, auch schwarzer Kulturboden mit Brandresten, ist wohl nur Zufall oder die Folge fehlender Forschung und Forscher. Denn steinzeitliche Siedlungen sind schon zahlreich im Bottwartal, im Gebiet von Ilsfeld, Auenstein und Abstatt, bei Neckarwestheim, Besigheim und Bietigheim u. a. O. nachgewiesen worden. So darf angenommen werden, daß auch die Markung Ottmarsheim da, wo steinfreier Lehm Boden ansteht, schon zu jener Frühzeit besiedelt war. Neuestens liegt ein Hinweis auf solch frühe Besiedlung vor in einem 30 x 25 cm großen Mahlstein aus Stubensandstein wohl vom Stromberg. Diese sehr wahrscheinlich jungsteinzeitliche Handmühle wurde im März 1966 am Ostrand vom Bonholz gefunden.

Zum Schluß unseres Streifzugs durch die Frühgeschichte der Markung Ottmarsheim und ihrer Umgebung darf gesagt werden, daß diese teilhat an der reichen Geschichte des Neckarlandes. Doch bestehen noch Lücken zum Beispiel in der Bronzezeit des 2. Jahrtausends vor Chr., die nur durch die Aufmerksamkeit der ortsansässigen Bevölkerung bei Baugrabungen und bei der Feldarbeit und durch die Beachtung alter Kulturreste im Lauf der Zeit geschlossen werden können.

Dazu möge auch dieser geschichtliche Rückblick anregen!

# Ottmarsheim im Mittelalter

von Willi A. Boelcke

Über kaum ein Dorf der näheren und weiteren Umgebung Stuttgarts sind so wenige Nachrichten aus historischer Zeit überliefert wie über Ottmarsheim. Es scheint fast, als sei die Geschichte an jenem kleinen, in einer geschützten Mulde rechts vom Neckar gelegenen Bauerndorfe vorübergegangen, ohne weithin sichtbare Spuren zu hinterlassen. Und dennoch darf Ottmarsheim auf eine so lange wie wechselvolle Vergangenheit zurückblicken. Wenn man nur vom Jahre der schriftlichen Ersterwähnung Ottmarsheims ausgeht, so umspannt die Geschichte dieses Dorfes bereits genau 1200 Jahre. Aber Ottmarsheim ist gewiß noch älter; das Gebiet, die Markung von Ottmarsheim, war schon seit Jahrhunderten besiedelt, lange Zeit bevor Urkundungen aus der Zeit des Frankenkönigs Pippin und seines Sohnes, des Kaisers Karl des Großen, von der Existenz eines Dorfes mit jenem sicher schon damals keineswegs alltäglichen Namen kündeten.

Es ist längst bekannt, daß einst römische Veteranen in Ottmarsheim und seiner Umgebung Fuß gefaßt und sich dort seßhaft gemacht hatten. Auf den Anhöhen westlich des Dorfes zog sich eine römische Straße entlang. Außerdem erinnern die Flurnamen „Steinmürach“, „Ziegelacker“ und „Steinloch“ an die noch nach Jahrhunderten nicht zu übersehenden steinernen Trümmer längst abgegangener, zerstörter oder verfallener römischer Gutshöfe. Auf die Römerzeit folgte die alemannische Landnahme, von der wir allerdings nicht mit Bestimmtheit sagen können, wann und wie sie sich gerade in Ottmarsheim abgespielt und ob sie bereits seit dem 3./4. Jahrhundert nach Christus zu einer dauerhaften Besiedlung der fruchtbaren Ottmarsheimer Senken und Hänge geführt hat. Die spärlichen und noch dazu größtenteils verschollenen Bodenfunde aus der Reihengräberzeit des 6./7. Jahrhunderts geben keinen näheren Aufschluß, sondern nur ungefähren Anhalt. Ottmarsheim besaß somit zwar eine Frühgeschichte, doch ist noch nicht sicher, ob diese schon von Alemannen oder erst von frühen fränkischen Siedlern gestaltet wurde. Es ist daher nur zu hoffen und zu wünschen, daß die sich jetzt ansehnlich ausweitende Bautätigkeit in Ottmarsheim so manchen Fund ans Tageslicht fördert, der das Dunkel der Ottmarsheimer Frühgeschichte zu erhellen vermag.

Die Forschung hat an anderen zahlreichen Beispielen hinlänglich erwiesen, daß die frühe alemannisch-fränkische Landnahme mehr durch die lockere *Streugehöftsiedlung* gekennzeichnet war, daß also Franken und Alemannen sich nicht von Anbeginn in geschlossenen Dörfern anbauten. Vor allem Einzelhöfe und Weiler prägten das frühmittelalterliche Siedlungsbild. Damals gab es noch nicht die zahllosen Haufendörfer im Neckarraum mit ihren offenbar städtischen Vorbildern folgenden eng aneinandergerückten Häusern, die so gebaut waren, als sei Bauland bereits rar geworden. Sehr wahrscheinlich ist auch Ottmarsheim erst im Verlaufe von Jahrhunderten zu einem Dorfe geworden, wie es uns heute noch in seinem ältesten Ortskern entgegentritt, einem Dorfe also von kompakter Geschlossenheit, gruppiert um den alles überragenden Kirchbau.

Die älteren Einzelhöfe und Weiler, aus denen wahrscheinlich auch Ottmarsheim zusammengewachsen ist, lassen sich vielleicht noch in einigen Flur- und Wegenamen der mittelalterlichen Zeit fassen. Möglicherweise könnte der auf Ottmarsheimer Markung bezeugte Flurname „Hünigen“ mit einer abgegangenen alemannischen Fröhsiedlung in Verbindung gebracht werden. Im Nordosten der Markung gab es einen „Margstainer Weg“, der vielleicht zu einem alsbald verschwundenen Ort führte, vielleicht sogar zu einem frühen Burgsitz, da bekanntlich diese seit dem hohen Mittelalter den oft bezeugten Namen -Stein führten. Erinnert sei an Liebenstein, Beilstein, Löwenstein usw. Schließlich sei noch auf den Ottmarsheimer Fluramen „auf der *L a n g e n b ü r g*“ verwiesen, der zwar weniger an eine mittelalterliche Burg als an einen langgestreckten Burgwall aus frühgeschichtlicher Zeit denken läßt. Er diente wohl bei Gefahr den Bewohnern naher Gehöfte als willkommene Schutz- und Fluchtstätte. (1832: „Bei der langen Birke“ und „Kurze Birke“ wären dann als volksetymologische Umdeutungen auf den Baum hin aufzufassen.)

Im Gegensatz beispielsweise zum gut untersuchten benachbarten Ilsfeld sind jedoch auf der Ottmarsheimer Markung, zu der seit dem hohen Mittelalter höchstens etwa 300 ha Ackerland gehörten, bestenfalls nur zwei oder drei abgegangene frühmittelalterliche Weiler zu vermuten. Genauso wie das noch 794 urkundlich bezeugte „Austrenhusen“, das ohne Zweifel in der Umgebung von Ottmarsheim zu lokalisieren ist, sind diese Weiler spätestens mit dem aufkommenden Zeitalter der Burgen verschwunden. Wie so häufig zu beobachten, überdauerte nur die am günstigsten, meist inmitten der Markung gelegene Siedlung die Zeiten. Sie wurde mit dem hohen Mittelalter durch Zuwanderung und Umsiedlung zum Kristallisationskern einer größeren, wirklichen Dorfgemeinde. Erst seit dieser Zeit war das ursprünglich als Gehöftkomplex zu denkende Ottmarsheim, das „Heim des Ottmar“, ein Dorf im eigentlichen, im heutigen Sinne. Daß die Entwicklung auf diese und in keiner anderen Weise verlief, wird jedenfalls auch für Ottmarsheim vorauszusetzen sein. Jenes Ottmarsheim aber, welches in einer Urkundung aus der Zeit König Pippins erstmals genannt wurde, wird man sich seinem

Aussehen nach daher mehr als einen lockeren Weiler, bestehend aus einigen bäuerlichen Gehöften, vorzustellen haben.

### Das frühmittelalterliche Ottmarsheim

Wenn es richtig ist, daß der mit dem Grundwort -„heim“ gebildete Ortsname vor allem die Landnahme fränkischer Siedler verrät, und es ebenfalls zutrifft, daß die Entstehung der Heim-Orte in der Hauptsache im 5./6. Jahrhundert erfolgte, so gab es ein Ottmarsheim wohl schon zwei Jahrhunderte, bevor es dem Namen nach in den erhaltenen schriftlichen Quellen auftauchte. Um 500 n. Chr. drangen fränkische Heere, den alten Römerstraßen folgend, ins Alemannenreich ein und ergriffen von seinen nördlichen Teilen dauerhaften Besitz. Den fränkischen Kriegern folgten in die neu eroberten Gebiete ihre Familien, um sich hier als Bauern anzusiedeln. Diese Ansiedlung könnte, soweit sie im Auftrage der Merowingerkönige geschah, durchaus planvoll verlaufen sein. Ein Komplex offenbar planvoll angelegter merowingischer Königssiedlungen entstand im Verlaufe des 6. Jahrhunderts entlang dem Neckar von Heilbronn im Norden bis etwa Bietigheim und Großsachsenheim im Süden. Gerade hier reiht sich ein Heim-Ort an den anderen, und für nicht wenige von diesen bestanden noch für lange Zeit die verschiedensten Bindungen zum alten Königshof in Lauffen. Namentlich Ottmarsheim, das spätestens gegen Ende des 6. Jahrhunderts von fränkischen Bauernkriegern begründet worden ist, muß diesem merowingischen Königsgut in Lauffen zugerechnet werden.

Die fränkischen Zuwanderer des 6. Jahrhunderts waren noch in größeren Familien- bzw. Personenverbänden zusammengefaßt, aus denen nun mit der Ansiedlung echte Siedlergemeinschaften hervorgingen. In Ottmarsheim hatte sich ein Familienverband seßhaft gemacht, dessen Angehörigen wohl für einige Zeit einen mit dem Grundwort -mar gebildeten Vornamen bevorzugten. Es war aber ein verhältnismäßig kleiner Personenverband, der sich auf den im Ortsnamen überlieferten Ottmar zurückführte, da die Mar-Namen sonst nicht in der näheren und weiteren Umgebung von Ottmarsheim anzutreffen sind. Der Personenverband der „-dolfe“ war demgegenüber offenbar zahlreicher. Er lebte beispielsweise in den Ortsnamen Mundelsheim und Pleidelsheim fort. Diese Ortsnamen und ihre Bildung führen uns somit bis in die Zeit, für die noch keine schriftlichen Quellen vorliegen, und erhellen überdies die sozialen Gegebenheiten, unter denen die fränkische Landnahme des 6. Jahrhunderts stattfand. Wahrscheinlich waren noch im 8./9. Jahrhundert in Ottmarsheim Mar-Namen anzutreffen; in den vier sich auf Ottmarsheim beziehenden Urkundungen dieser Zeit begegnen sie uns allerdings nicht. In anderen fränkischen Dörfern der damaligen Zeit waren sie hingegen nicht selten.

Eine mit größter Wahrscheinlichkeit auf den 11. September 766 zu datierende urkundliche Nachricht läßt schließlich die schriftliche Geschichte Ott-

marshems beginnen. Für die Ortschaften seiner nächsten Umgebung liegt die schriftliche Ersterwähnung nur wenige Jahre später. Sie werden genauso wie Ottmarsheim erstmals in Urkundenregesten genannt, die sich vornehmlich in dem berühmten *Codex Laureshamensis*, dem Traditionsbuch des Reichsklosters Lorsch im Rheingau, finden. Es heißt dort, daß ein Herphin im Namen Gottes dem Kloster, während diesem ein Gundelandes

Don

**E** Go indi nomine herphini Aurmarcelli.  
 herphin dono ad s. h. in rñm qui req. in cor  
 pore in monasterio laurish. ubi venerabilis  
 Gundelant abb. p̄esse uidet. in pago Murrach  
 gouue in autmarsheim .v. iurn. decia aratona  
 et .v. desitua. stipul subnira. Actū in monastio  
 laur. Anno .v. Pippini regis die in id̄ sept̄.

Uund. 1.

Pippin. 2.

Abb. 1. Die schriftliche Ersterwähnung von Ottmarsheim in dem jetzt im Bayer. Hauptstaatsarchiv zu München aufbewahrten Kodex des Reichsklosters Lorsch.

als Abt vorstand, in „Autmarsheim“, das im Murrgau liege, 5 Morgen Pflug- und 5 Morgen Waldland schenke. Die Schenkung wurde im Kloster rechtskräftig vollzogen und ist geschehen im 15. Regierungsjahre König Pippins drei Tage vor den Iden des September. Die Umrechnung der mittelalterlichen Datierung in unsere Zeitrechnung ergibt das schon genannte Datum.

Das fränkische Reichskloster Lorsch war seit karolingischer Zeit in ganz Franken und Alemannien reich begütert. Könige und Adlige, Freie und Unfreie hatten es mit zahllosen Dotationen bedacht. Viele vermachten ihren Besitz, um schließlich als Mönche dem Kloster zu dienen. Vielleicht fanden sich einige Ottmarsheimer darunter. Der genannte Herphin war schließlich nicht der einzige, der Ottmarsheimer Güter dem Kloster tradierte. Um des Heiles ihrer Seelen willen überließen im Jahre 773 ein Hageno zusammen mit seiner Gattin dem Kloster 13 Morgen Land zu Ottmarsheim. Übrigens sollte in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß im Jahre 1231 einer der Herren von Talheim, die für lange Zeit Patronatsherren der Ottmarsheimer Kirche waren, ebenfalls den Vornamen Hageno führte. Das mag Zufall sein, könnte aber auch mögliche Zusammenhänge andeuten. Keinesfalls sollte man jedoch davon ausgehen, daß diejenigen, welche einst Ottmarsheimer Güter dem Kloster Lorsch vermacht hatten, auch Einwohner von Ottmarsheim waren. Die Schenkungen an das Kloster setzte um 800 eine Odilgard mit 3 Morgen Pflugland fort. Und unmittelbar nach 850 überließ ein Winbalt dem Kloster seinen Ottmarsheimer Besitz. Damit enden nicht nur die uns bekannten Ottmarsheimer Traditionen an das Kloster Lorsch, sondern verlieren sich zugleich die schriftlichen Quellen über Ottmarsheim für fast genau vier Jahrhunderte. Dennoch existierte Ottmarsheim weiter und

erlebte gerade in dieser Zeitspanne grundlegende Wandlungen, die allerdings nur spätmittelalterliche Zeugnisse ahnen lassen.

Zunächst stellt sich freilich die Frage, welcher sozialen Schicht die freigebigen Klostertrudenten angehörten, deren Wohnsitz wir in und außerhalb von Ottmarsheim zu suchen haben. Sicher handelte es sich um die Nachfahren der fränkischen Einwanderer des 6. Jahrhunderts. Es waren aber weder Hörige noch Leibeigene und wahrscheinlich keine Personen von Adel, da von diesem gewöhnlich Schenkungen von weit größerem Ausmaß zu erwarten waren und tatsächlich damals gemacht wurden. Vieles spricht dafür, daß die fränkischen Kolonisten in Ottmarsheim wie überhaupt im Königsgutkomplex von Lauffen als sogenannte „Königsfreie“ angesetzt wurden. Ihrer sozialen Klasse nach waren es „freie Unfreie“, standen also noch über der Schicht der Hörigen, der Manzipien, sowie über den Leibeigenen, den servientes, genossen jedoch nicht die Freiheiten der adligen Oberschicht. Es waren mit Haus und Hufenland ausgestattete, schollengebundene Pachtbauern, die dem Könige in gemessenem Umfange und Umkreis Kriegsdienste leisteten, ihm für den geliehenen Grund und Boden einen Zins entrichteten, ferner eine Kopfsteuer zahlten und zu anderen öffentlichen Abgaben herangezogen wurden. Mit diesen und anderen Leistungen waren die Ottmarsheimer Bauern von älterer bis in neueste Zeit beschwert. Manche Leistung wurde im Laufe der Zeit abgewandelt. So wurden beispielsweise aus den Roßdiensten des frühen Mittelalters später regelmäßige Fuhrdienste, die übrigens noch das ganze späte Mittelalter hindurch in bestimmten Fuhrleistungen nach dem benachbarten Lauffen bestanden.

Daß Ottmarsheim aus einer Ansiedlung merowingischer Königsfreier hervorgegangen ist, legt ferner die Tatsache nahe, daß es offenbar von Anfang an ein reines Bauerndorf war. Es fehlte dort stets der größere herrschaftliche Fronhof, eine terra salica oder curtis indomnicata. Auch in der Folgezeit machten sich Adelsfamilien im Dorfe selbst nur vorübergehend ansässig. Das bäuerliche Gut gab der Sozialstruktur von Ottmarsheim das Gepräge. Nachdem sich etwa seit dem 8./9. Jahrhundert die Hufenverfassung weitgehend durchgesetzt hatte, dürfte jede Ottmarsheimer Bauernwirtschaft im Durchschnitt ungefähr 30 Morgen Land besessen haben. Durch später erfolgende Rodungen konnten sich viele Wirtschaften beträchtlich aufstocken, andere zerfielen oder wurden geteilt. Der Pferdedienstpflicht nach zu urteilen, bestand Ottmarsheim während des Mittelalters aus rund 20 bäuerlichen Hufengütern bzw. Bauernlehen. Bezeichnenderweise gab es hier wohl zu keiner Zeit einen Hof oder ein Lehen, die 100 Morgen und mehr maßen. Schon ein Besitztum von über 50 Morgen bildete die Ausnahme.

Vor allem sind die ältesten kirchlichen Verhältnisse in Ottmarsheim und namentlich der dortige Kirchenheilige geeignet, die Auffassung zu stützen, daß Ottmarsheim einer Ansiedlung merowingischer Königsfreier seine Entstehung verdankte. Die Kirche des Königsortes Lauffen besaß ein bereits 823 bezeugtes Martinspatrozinium. St. Martin genoß in



merowingischer Zeit die Ehren eines Nationalheiligen. Jedes ihm geweihte Gotteshaus gilt als Urkirche. Etwas jüngeren Datums, aber ebenfalls bis in merowingische Zeit zurückreichend, ist die Ehrung des heiligen Hippolytus, dem sich die Ottmarsheimer Kirchgründer verpflichtet fühlten und dem zu Ehren sie die Kirche erbauten.

Der heilige Hippolyt war der Überlieferung nach ein höherer römischer Offizier, dem die Aufgabe zugefallen war, den Märtyrer Laurentius zu bewachen. Im Gefängnis ließ er sich jedoch von diesem taufen, trat somit zum christlichen Glauben über und mußte dafür mit seinem Leben bezahlen. Um 258 wurde er zusammen mit 19 Familienangehörigen enthauptet. Soweit die Heiligengeschichte des Hippolytus, in dem die Ottmarsheimer einst ihren Fürsprecher sahen. Reliquien des Heiligen sollen sich in der Abtei St. Denis bei Paris, in Rom und seit etwa 800 auch in Köln befinden.

Hippolyt-Kirchen zählen mit zu den ältesten Kirchen der alemannisch-fränkischen Altsiedellandschaften. In Mainfranken haben Hippolytus-Kirchen nachweislich schon um 800 bestanden. Auch die Entstehung der Ottmarsheimer Pfarrkirche wird etwa bis in diese Zeit zu datieren sein. Sie ist sicher als Filialkirche aus der Ursparrei Lauffen herausgelöst worden, die ursprünglich zur Diözese Worms gehörte. Als das Bistum Würzburg bei seiner Gründung 741/42 aus dem Ostteil der Wormser Diözese abgespalten wurde, kamen die Pfarreien Lauffen und Heilbronn zu Würzburg. Das sich südlich anschließende Archidiakonat Marbach bildete jedoch einen Bestandteil des Bistums Speyer, das sich hier seit etwa 800 keilförmig auf dem rechten Neckarufer bis nach Backnang vorschob. In der Literatur wurde bisher – zuletzt namentlich durch Karl Weller – die Auffassung vertreten, die Ottmarsheimer Pfarrei hätte von Anbeginn dem Bistum Speyer unterstanden und sei demnach dem Marbacher Archidiakonat zuzuweisen. Offensichtlich wurden hier die Angaben der 1866 erschienenen Oberamtsbeschreibung von Marbach für ein Jahrhundert mehr oder weniger ungeprüft übernommen. Tatsächlich gehörte die Ottmarsheimer Pfarrei in ältester Zeit zum Bistum Würzburg. Noch in der Liebensteinschen Erbteilung von 1615 wurde die Abhängigkeit vom Stift Würzburg ausdrücklich betont. Aus der nunmehr erwiesenen Zugehörigkeit zur Würzburger Kirchenprovinz, der ebenfalls Neckarwestheim, Ilsfeld, Lauffen usw. zuzurechnen waren, erhelten sich zugleich manche noch dunklen Kapitel der mittelalterlichen Geschichte von Ottmarsheim.

Ein Ottmarsheimer Pfarrer ist allerdings erst im Jahre 1244 ausdrücklich bezeugt. Er fungierte damals als Schiedsrichter in einem Besitzstreit zwischen den Klöstern Oberstenfeld und Backnang. Die darüber aufgesetzte Urkunde verrät leider nicht seinen vollen Namen, sondern nur einen R. plebanus de Ottmarsheim. Sicherlich war er schon deshalb der gegebene Schiedsmann, weil beide Klöster zu damaliger Zeit mit Besitz in Ottmarsheim vertreten waren. Immerhin dürfte der Ottmarsheimer Pfarrer ein recht angesehenener Mann gewesen sein, denn er war Herr einer Pfarrei, die sich einer verhältnismäßig großzügigen Dotation erfreuen durfte.

Gewissermaßen als Morgengabe war der Kirche unmittelbar nach ihrer ersten Weihe der sog. *Widumshof* vermacht worden. Er lag mit seinen Scheuern und Ställen neben dem für den Pfarrer bestimmten Pfarrhaus, grenzte also unmittelbar an den Kirchkomplex. Dem bäuerlichen Bewirtschafteter des Widumshofes oblag die Pflicht, „ohne Klage“ das gesamte Faselvieh für die Gemeinde Ottmarsheim zu halten. Zum Widumshof, einem der größten Ottmarsheimer Höfe, gehörten rund 50 Morgen Ackerland, mehrere Baum- und Krautgärten, einige Weingärten sowie etwas Wiesenland. Zum persönlichen Unterhalte des Pfarrers zinst er jährlich je 5 Malter Roggen, Dinkel und Hafer. Andererseits war der Hof von alters her von allen Fronen, Diensten und Steuern befreit. Darüber hinaus bezog der Pfarrer ebenfalls seit ältester Zeit einen Anteil des kleinen sowie des Wein-Zehnten.

Erstaunlich großzügig war ferner die Pfründe des heiligen *Hippolyt* ausgestattet. Ihr zinsten zeitweilig zwei Ottmarsheimer Höfe bzw. Lehen außer einigem Wiesenland auf den Markungen Großbottwar und Mundelsheim. Schließlich gebührte dem Heiligen ein Achtel des großen Ottmarsheimer Zehnten, und von einem Bauernlehen bekam er jährlich ein Pfund Bienenwachs für Kerzen. Da die Kirchen- und Heiligengüter ihrer Größe nach ganz den üblichen Ottmarsheimer Bauernlehen entsprachen, sind sie offenbar nicht aus größeren Herrenhöfen herausgeschnitten und von diesen abgezweigt worden, aber auch nicht allmählich aus bäuerlichen Schenkungen erwachsen, sondern wurden sicher von den Beauftragten des königlichen Grundherrn mit Gründung der Kirche dieser geschlossen übereignet. Der ursprünglichen Ansiedlung fränkischer Königsfreier entsprach weniger die adlige Eigenkirche, sondern die auf königlichem Fiskalgut ausgesetzte Pfarrei, deren Patronatsherr letztlich der königliche Grundherr war. Erst nachdem die Könige ihre Rechte an Ottmarsheim aufgegeben hatten, gelangten auch die Patronatsrechte in adlige Hände.

Aus der Besonderheit von Ottmarsheim als einstiger Ansiedlung fränkischer Königsfreier erklärt sich wohl auch die auffallend große Zahl von *Wachszinspflichtigen*, denen wir in Ottmarsheim bis in neuere Zeit begegnen. Allein die Geistliche Verwaltung Liebenstein erhob laut Lagerbuch von 1697 damals noch  $5\frac{1}{2}$  Pfund Wachszins jährlich. Die Wachszinsigkeit hatte sich seit dem frühen Mittelalter namentlich mit der Schenkung von Königsfreien an Kirchen und Klöster entwickelt. Ihr großer Bedarf an Kirchenkerzen war nur zu decken, indem sie ihren Abhängigen = zusätzlich Wachsabgaben auferlegten. So wurden aus zahlreichen Königsfreien Cereozensiten, Wachszinser, die etwa im 11. Jahrhundert die Oberschicht der bäuerlichen Unfreiengruppen darstellten.

Daß andererseits die jährlichen Wachsabgaben eine gewisse Pflege der Waldbienenzucht voraussetzten, ist wohl selbstverständlich. Dazu freilich

→

Abb. 2.  
Ottmarsheim im Luftbild.



bestanden in Ottmarsheim die günstigsten Bedingungen, da die bäuerliche Gemeinde seit alters her einen mehrere hundert Morgen umfassenden Wald ihr eigen nennen durfte. Dieses wertvolle Besitztum vermochten die späteren adligen Grundherren der Gemeinde niemals streitig zu machen, auch nicht zu jener Zeit, als mit dem hohen Mittelalter aus den einstigen Königsfreien zu Ottmarsheim insgesamt Leibeigene adliger Grundherren geworden waren. Hier wiederum zeigt sich, wie wichtig es mit der Stabilisierung grundherrlicher Bindungen für die bäuerlichen Siedler war, sich in rechtsfähigen dörflichen Gemeinden zusammenzuschließen, um grundherrlichen Ansprüchen oder Übergriffen mit der Aussicht auf einigen Erfolg entgegentreten zu können. Die Dorfgemeinde hatte seit dem 10./11. Jahrhundert allmählich den in Auflösung begriffenen Personenverband der frühen fränkischen Siedlergemeinschaften abgelöst. Wer nun einer Gemeinde angehörte, hatte sich ihren Geboten zu unterwerfen, genoß andererseits ihren Schutz und ihre Hilfe. Äußerer Ausdruck dieser Entwicklung war die **Zusammensiedlung in geschlossenen, kompakten Dörfern**, die Aufgabe der verstreuten Einzelgehöfte und kleinen Weiler. Gleichzeitig verließ der Adel das Dorf und wählte die Burg für die nächsten Jahrhunderte als seinen Sitz, während sich viele Dörfer ihrerseits durch Aufführung von Wehrmauern nach außen hin zu schützen suchten. Mit der vollen Herausbildung einer rechtsfähigen bäuerlichen Dorfgemeinde, die gleichermaßen Freie und Unfreie, Hörige und Leibeigene in sich vereinte, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der alemannisch-fränkischen Dörfer.

### **Die Herren von Ottmarsheim**

Wenn auch späterhin das Dorf Ottmarsheim für mehrere Jahrhunderte einen wesentlichen Bestandteil der Herrschaft Liebenstein bildete, so ist keineswegs daraus zu schließen, daß das schon vom frühen Mittelalter an so gewesen war. Die Herrschaft Liebenstein ist viel jüngeren Datums als die Königsfreiensiedlung Ottmarsheim und ist erst im Zuge adliger Herrschaftsbildung während des hohen Mittelalters entstanden. Ottmarsheim hingegen scheint zunächst das Schicksal des Königsgutes um Lauffen geteilt zu haben, obwohl es, wie aus den Urkundenregesten des Codex Laureshamensis eindeutig hervorgeht, dem Murr gau und nicht wie Lauffen dem Zabergau angehörte. Doch neben die ältere Landeseinteilung in nach Flüssen benannten Gauen war bereits in karolingischer Zeit eine neue Aufgliederung des Landes nach Komitaten, nach Grafschaften, getreten, die sich zwar teilweise an die Grenzen der älteren Gauen anlehnten, im wesentlichen aber weit größere Herrschafts- und Verwaltungsbezirke darstellten, häufig sogar Teile von mehreren Urgauen umfaßten. Wollte man beispielsweise aus den bekannten Schenkungen des vor 800 bezeugten Grafen Kunibert den Umfang seiner vermutlichen Grafschaft rekonstruieren, so griff diese weit

über den Murr gau hinaus und vereinte u. a. Teile des Zaber- und Enz gaus. Graf Kunibert schenkte beispielsweise der Abtei Fulda, in der er vermutlich als Mönch bestattet wurde, seine Eigengüter in Großbottwar, Gemmrigheim und Hessigheim, besaß also Eigen ebenfalls in der allernächsten Nachbarschaft von Ottmarsheim.

Das schon in den Urkundungen Graf Kuniberts erwähnte In g e r s h e i m war nachweislich mit dem 10. Jahrhundert Sitz eines Grafenhauses und Vorort eines gleichnamigen Komitats, das, wie eine Urkunde von 978 erhellt, sich nicht allein über den Murr gau erstreckte. Mit dem nach 950 genannten Grafen Burchard wird außerdem die Grafenfamilie auch dem Namen nach greifbar, die mit Graf Eberhard de Ingeresheim im Öhringer Stiftungsbrief von 1037 erneut in Erscheinung trat. Um 1100 finden wir die G r a f e n v o n C a l w im Besitz der Grafschaft Ingersheim, zu der noch 1075 bezeichnenderweise auch das Gebiet um Calw gerechnet wurde. Offenbar scheint das Grafenhaus nur seinen Sitz nach Calw verlegt zu haben, denn die Grafschaft war im 10./11. Jahrhundert noch immer so weit gespannt wie jene Grafschaft, die sich aus den Schenkungen des Grafen Kunibert in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts umrißhaft zu erkennen gab. Die Auflösung der einstigen Großgrafschaft Ingersheim in einige kleinere Grafschaften ließ freilich nicht mehr lange auf sich warten.

Die seit dem 11. bzw. 12. Jahrhundert vorkommenden Grafen von Lauffen, von Vaihingen, von Beilstein, von Löwenstein usw. waren allesamt Z w e i g l i n i e n d e s C a l w e r G r a f e n h a u s e s, dem die inzwischen eingetretene Vererblichung des Grafenamtes damit offensichtlich zugute kam. Der Calwer Stammlinie, die für ungefähr zwei Jahrhunderte den Vornamen Adalbert merklich bevorzugte, verblieb nach wie vor der Murr gau mit Ingersheim. Dort pflegte der Adel der Grafschaft unter Vorsitz der Adalberte Gericht zu halten. In Ingersheim sehen wir seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Ortsadel des Murr- und Enz gaus wiederholt versammelt. Zur besseren Unterscheidung führte er nunmehr den Namen seines Burgsitzes als Nachnamen. Vergebens aber suchen wir nach einem Adligen mit dem Zunamen „de Ottmarsheim“. Offenbar gab es auch zu jener Zeit niemals ein solches Geschlecht.

Wer aber übte damals die Herrschaftsrechte über Ottmarsheim aus? Zählte es noch zum Murr gau, gehörten damals ohne Zweifel alle obrigkeitlichen Rechte den Grafen von Calw bzw. von Vaihingen. War Ottmarsheim hingegen an eine Vasallenfamilie verlehnt, so lag in deren Händen die Mehrzahl der Herrschaftsrechte, ohne daß die Familie unbedingt in Ottmarsheim ihren Sitz nehmen mußte. Schließlich ist noch mit einer dritten Möglichkeit zu rechnen. Noch war das Königsgut um Lauffen nicht völlig verschwunden, noch war es nicht restlos veräußert, verlehnt oder entfremdet. Vielleicht galt Ottmarsheim noch im 11./12. Jahrhundert als Königsgut oder bildete auch nur einen Bestandteil der Grafschaft Lauffen, die allerdings mit dem Aussterben des Grafenhauses zu Beginn des 13. Jahrhunderts an das Reich fiel, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Staufer veräußerten wiederum ihre Güter in und um Lauffen, aber keineswegs ge-

schlossen. Das Reichsgut um Lauffen gelangte in zahlreiche Hände. Den Hauptanteil sicherten sich zunächst die Markgrafen von Baden, anderer Besitz kam an Klöster oder an Reichsministeriale, an Adelsfamilien, die im Dienste der Staufer standen. Damit aber bot sich zugleich jenen meist aus dem niederen Adel hervorgegangenen reichsministerialischen Geschlechtern die Chance, gestützt auf ehemaliges Reichsgut, zu eigener Herrschaftsbildung zu gelangen, ungeachtet der sich gerade südlich von Lauffen so mannigfaltig überschneidenden und verzahnenden Grafenrechte. Daß sich die Grafengewalt nicht über allen Besitz und über alle Dörfer südlich von Lauffen erstreckte, bestätigt überdies eine Urkunde aus der Zeit um 1150, in der es ausdrücklich heißt, daß Hessigheim nicht gräflicher Gewalt unterliege. Ähnlich könnte es damals im benachbarten Ottmarsheim gewesen sein, das die Herren von Liebenstein noch im 14. Jahrhundert wohl nur zur Hälfte als württembergisches Lehen, zur anderen Hälfte jedoch als reichsunmittelbaren bzw. allodialen Besitz innehatten.

Erst die Quellen des 13. Jahrhunderts erwähnen das bereits damals angesehene Geschlecht der Herren von Liebenstein, die schließlich bis nach dem Dreißigjährigen Kriege zugleich Herren von Ottmarsheim waren. Die Genealogie der Familie beginnt mit einem Reinhard und sodann mit einem Albertus de Liebenstein, der immerhin 1235 neben dem Grafen Gottfried von Löwenstein eine in Wimpfen ausgestellte Urkunde des Stauferkaisers Heinrich VII. bezeugte, in der dieser dem Kloster Schöntal Abgabefreiheit zusicherte. Andere Urkundungen des 13. Jahrhunderts machen wahrscheinlich, daß die Familie zumindest etwa seit 1200 ihren Sitz auf der Burg Liebenstein hatte, die freilich nicht ohne eigenes Weichbild sein konnte. Gewiß gehörte zu diesem das einstige Dorf Itzingen, auf dessen Markung wohl ursprünglich die Burg Liebenstein errichtet worden ist. Itzingen aber bildete mit Ottmarsheim eine Pfarrgemeinde. Da beide Dörfer – im Gegensatz zu allen umliegenden – in frühen Lehnurkunden nicht vorkommen, scheinen sie das Liebensteinsche Eigengut um die gleichnamige Burg gebildet zu haben. Mit Eigengut pflegten gewöhnlich die Adelsfamilien des hohen Mittelalters die von ihnen gegründeten Familienklöster zu dotieren. Eigengut schenkte demnach offenbar auch Albertus de Liebenstein dem von ihm vor 1261 gestifteten Dominikanerinnen-Kloster zu Itzingen.

Außer der Burg Liebenstein und ihrem Zubehör besaß die Familie im 13. Jahrhundert namentlich Güter in der Grafschaft Vaihingen und offenbar auch im Badischen, so daß die Liebensteiner nicht nur Reichsministeriale, sondern außerdem Vasallen der Grafen von Vaihingen und Markgrafen von Baden waren. Häufig finden wir sie ferner im Gefolge der Bischöfe von Speyer sowie der Grafen von Vöhringen. Von allen genannten Herren scheinen die Liebensteiner Lehngüter empfangen zu haben.

Indem es den Herren von Liebenstein im 12./13. Jahrhundert gelang, sowohl einstiges Reichsgut (Itzingen, Ottmarsheim u. a.) als auch benachbarte

Lehngüter an sich zu bringen, rundete sich ihre gleichnamige Herrschaft zu einem recht geschlossenen Besitztum ab. Sie besaßen sicher schon im 13. Jahrhundert den größten Teil von Neckarwestheim, allerdings dieses lediglich als Lehngut. 1324 schenkte die Familie dem Kloster Murrhardt einen Hof zu Neckarwestheim. Den ältesten Ottmarsheimer Höfenamen zufolge scheint das Kloster auch ein Ottmarsheimer Lehen besessen zu haben. Schließlich nennt eine Urkunde von 1390 als Zubehör der Burg Liebenstein die Dörfer Neckarwestheim, Kirchheim, Auenstein und Ilsfeld, ohne allerdings den vollständigen Besitz der Burg und Herrschaft aufzuzählen. Vor allem die Markgrafen von Baden, die mit dem inzwischen ausgestorbenen Calwer Grafenhaus verschwägert waren, hatten sich einen großen Teil seines Besitzes sowie namentlich Teile der Grafschaft Vaihingen zu sichern gewußt. Ottmarsheim lag umrahmt von einem Kranz badischer Lehngüter, zu denen Mundelsheim mit dem Pertinenz Holzweiler, Ilsfeld und nicht zuletzt Kirchheim zählten. Gleichzeitig sehen wir die württembergischen Grafen als Lehnsherren der Burg Auenstein und Teilen ihres dörflichen Zubehörs, der mit dem badischen Besitz engstens verzahnt war. Die Liebensteiner hatten sich somit seit dem 13./14. Jahrhundert vornehmlich mit zwei Herren gut zu stellen und ihnen zu Diensten zu sein. Es waren sowohl die Markgrafen von Baden als auch die aufstrebenden Grafen von Württemberg, denen sie in mehrfacher Hinsicht verpflichtet und verbunden waren.

Das bereits im 14. Jahrhundert in mehrere Linien aufgespaltene Haus Liebenstein besaß nachweislich seit jener Zeit die Hälfte des großen Laienzehnten zu Lauffen als Lehen der Grafen von Württemberg. Das Lehenbuch Graf Eberhard des Greiners, das die Lehensreichungen für die Zeit von 1344 bis 1392 verzeichnet, erwähnt ferner, daß im Jahre 1360 „Albrecht von Liebenstein, her Chuonrat von Liebenstein seligen suon, . . . Ottmarsheim das dorf“ zu Lehen empfangen habe. Diese Eintragung im Lehenbuch ist insofern etwas mißverständlich, als man annehmen muß, daß die Württemberger damals das ganze Dorf Ottmarsheim zu Lehn verreicht hätten. In Wirklichkeit bezog sich die Belehnung nur auf das halbe Dorf, auf jene Hälfte nämlich, die nach offensichtlich vorangegangener Familienteilung an Conrad und schließlich an dessen Sohn Albrecht von Liebenstein gefallen war. Bezeichnend ist überdies, daß mit dem Besitz von Ottmarsheim der Zehntbezug vom einstigen Königsgut Lauffen verbunden war.

Von 1360 bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind annähernd 100 Liebensteinische Lehnurkunden und Lehnsreverse überliefert, in denen fast überall das Dorf Ottmarsheim genannt wird, so daß es nunmehr möglich ist, die jeweiligen Herren von Ottmarsheim nicht nur ihrem Namen nach, sondern zugleich in ihrer lückenlosen Aufeinanderfolge vorzuführen. Das Erbe des im Jahre 1360 genannten Albrecht von Liebenstein trat, spätestens 1394, ein vor 1400 verstorbener Hans von Liebenstein an, dessen Gattin, einer Agnes von Kirchberg, eine Heimsteuer und Morgengabe von 1500 Gulden ausgesetzt war. Da Ottmarsheim lediglich den Charakter eines „rechten

Mannlehns“ besaß und demnach nur im Mannesstamme vererbbar war, konnte nach geltendem Lehnrecht nicht jene Agnes von Kirchberg nach dem Tode ihres Mannes mit Ottmarsheim belehnt werden, sondern es bedurfte eines Lehnsträgers, der sich bereit fand, die Pflichten des Vasallen gegenüber dem Lehnsherrn zu erfüllen. Gewöhnlich waren es nahe Verwandte, die diese Rolle übernahmen. An Stelle der Agnes von Kirchberg und als deren Lehnsträger wurden im Jahre 1400 Fritz von Sachsenheim und Gerhard von Talheim mit einer Hälfte von Ottmarsheim belehnt. Erst 1428 bestätigte der inzwischen mündig gewordene gleichnamige Sohn des Hans von Liebenstein, daß er für sein von seinem Vater ererbtes Lehn Ottmarsheim den württembergischen Grafen die schuldigen Dienste leisten würde. Dessen Hälfte an Ottmarsheim gehörte um 1473 einem Heinrich, um 1496 einem Bernhard und um 1521 dessen Sohn, wiederum einem Hans von Liebenstein. Schon 1524 erscheint erneut ein Bernhard.

Im Besitz der anderen Hälfte von Ottmarsheim befand sich schon vor 1400 ein Peter von Liebenstein, der jedoch 1414 in einem von ihm ausgestellten Lehnsrevers erklärte, daß das ihm gehörende halbe Dorf Ottmarsheim ein „rechtes Mannlehn“ sei und von den Grafen von Württemberg verreichet wurde. Es scheint, daß jener Peter von Liebenstein erst nach 1400 seinen Ottmarsheimer Besitz den württembergischen Grafen zu Lehn aufgetragen hatte, da in früheren Belehnungen dieses Zweiges der Familie bezeichnenderweise von Ottmarsheim niemals die Rede war. Demnach ist nach 1400 aus dem letzten Rest Liebensteinschen Eigengutes zu Ottmarsheim ein württembergisches Lehngut geworden, so daß nunmehr ganz Ottmarsheim als Lehn der Grafen von Württemberg galt. Nachweislich mit dem Jahre 1414 bildete das gesamte Dorf einen Bestandteil des württembergischen Lehnsverbandes.

Die Ottmarsheimer Hälfte des Peter von Liebenstein fiel an seinen gleichnamigen Sohn, der 1418 und 1428 seinen Lehnsbesitz reservierte. Nach seinem Tode teilten sich seine beiden Söhne, Konrad und Peter, diese Hälfte, so daß das Dorf etwa seit 1442 dreigeteilt war. Als Söhne der genannten Brüder und ebenfalls nur im Besitz eines Viertels von Ottmarsheim erscheinen vor 1500 ein Peter und Simon und 1503, als dessen Bruder, ein Hans von Liebenstein, Vogt zu Marbach. In der Enkelgeneration nach 1500 begegnet uns 1521 ein Peter und 1533 ein Moritz von Liebenstein, die sich nach wie vor jeweils mit nur einem Viertel am Dorfe Ottmarsheim zu begnügen hatten. Als 1571 das inzwischen als „Flecken“ bezeichnete Ottmarsheim eine von der Herrschaft gesetzte „Gerichts- und Dorfordnung“ (s. Aufsatz Bollacher) erhielt, war das Dorf nach wie vor dreigeteilt. Grund- und Gerichtsherren waren damals Bernhard der Ältere, Bernhard der Jüngere sowie Philipp von Liebenstein, der, ein Sohn des vor 1564 verstorbenen Raban, im Jahre 1564 dem Herzog von Württemberg den Empfang eines Viertels am Dorfe Ottmarsheim urkundlich bestätigt hatte. Bernhard der Ältere baute sich auf dem Gelände eines erkauften Hofes in Ottmarsheim (zwischen Kirche und Besigheimer Straße) ein Schloß, in dem er seinen



Wohnsitz nahm (vgl. dazu auch den Aufsatz von Elisabeth Zipperlen).

Die württembergische Lehnsherrschaft über das ganze Dorf Ottmarsheim blieb im 15./16. Jahrhundert unbestritten. Es galt zwar lediglich als „rechtes Mannlehn“, nahm aber andererseits unter den sonstigen württembergischen Lehngütern eine gewisse *Sonderstellung* ein, die sich vielleicht daraus erklärt, daß Ottmarsheim eben erst im 14./15. Jahrhundert zu einem Lehn geworden war. Bezeichnenderweise erhoben die Grafen bzw. Herzöge



Abb. 3. Ein seltenes Relikt vergangener Jahrhunderte – die Pferdestaffel am einstigen Liebensteiner Schloßgut zu Ottmarsheim.

dort niemals irgendwelche Steuern. Kein württembergischer Kataster erfaßt Ottmarsheim, das noch bis in neueste Zeit mit der Reichsritterschaft des Kantons Kocher steuerte. Schließlich waren die Liebensteiner das ganze späte Mittelalter hindurch *uneingeschränkte Herren von Ottmarsheim*. Alle Herrengewalt lag in ihren Händen. Nicht einmal auf dem Gebiet der Rechtspflege und namentlich der hohen Gerichtsbarkeit beanspruchten die Grafen bzw. Herzöge von Württemberg irgendwelche

Rechte. Ottmarsheim blieb weitgehend exemter reichsritterschaftlicher Besitz, der nur in recht lockerer Lehnsabhängigkeit zum aufkommenden württembergischen Territorialstaat stand.

### Ottmarsheim im späten Mittelalter

Etwa seit dem 13. Jahrhundert dürfte die Mehrzahl der Ottmarsheimer Bauern den Herren von Liebenstein als ihren Dorf-, Grund-, Gerichts- und Leibherren zins-, dienst- und abgabepflichtig gewesen sein. Die mannigfaltigen Abgaben grundherrlicher Natur kamen daher in der Hauptsache den Herren von Liebenstein zugute. Sie vereinnahmten allein an 140 Ottmarsheimer Malter Getreidegült im Jahre. Demgegenüber blieb der Besitz anderer Grundherrschaften verhältnismäßig unbedeutend. Bis zum 13. Jahrhundert war der Besitz des Klosters Lorsch in andere Hände gewechselt, statt dessen waren seit dieser Zeit einige andere geistliche Grundherren in Ottmarsheim begütert.

Als Papst Innocenz IV. im Jahre 1245 die Kirche zu Backnang seines besonderen Schutzes versicherte, bestätigte er ebenfalls deren Besitz, wobei ausdrücklich solcher in „Othmarsheim“ erwähnt wurde. Erst im Lagerbuch des Chorherrenstiftes Backnang von 1501 erfahren wir Näheres. Nach im Jahre 1503 gemachten Angaben des Altschultheißen von Ottmarsheim, Michel Durr, zinstе damals ein dem Heiligen Hippolyt gewidmetes Lehngut dem Stift Backnang etwas mehr als einen Zentner Roggen und Hafer. Wir lesen außerdem, daß zu jener Zeit ein „Zainen (Korb) mit Kirschen“ vom „Heiligenlehn“ zu zinsen war und besitzen damit ein sehr frühes Zeugnis für den im Neckarland offenbar schon im Mittelalter gepflegten Steinobstbau.

Etwas umfangreicher war der Ottmarsheimer Besitz des erst unmittelbar nach 1200 gegründeten Chorfrauenstiftes zu Oberstenfeld. Es könnte sein, daß eine geborene von Liebenstein im Stift sogleich nach seiner Gründung Aufnahme fand und deshalb ein Ottmarsheimer Lehngut diesem vermachte. Papst Innocenz IV. nahm 1247 das Kloster Oberstenfeld in seinen Schutz und bestätigte dessen Besitzungen, darunter Ländereien und Anwesen in „Otmarsheim“. Wiederum hilft uns ein Lagerbuch aus späterer Zeit weiter. Als im Jahre 1492 die „Lehen zu Ottmarsheim“ erneuert wurden, die der gnädigen Frau Adelheid und dem ganzen Konvent des Klosters Oberstenfeld jährlich Zins und Gült schuldeten, zeigte sich, daß dem Kloster ein offenbar bereits dreigeteilter Ottmarsheimer Hof von knapp 50 Morgen Land gehörte. Der Hof war 1492 in drei Lehen zerschlagen, von denen jedes nur etwa 15 Morgen maß und jährlich dem Kloster je einen Malter Roggen und Hafer zu reichen hatte.

Ältestes Kirchengut haben wir ferner in dem schon beschriebenen Widumshof sowie in den beiden Lehen vor uns, mit denen einst die Pfründe des heiligen Hippolyt dotiert worden war. Auch dem Ottmarsheimer Messner, dem unentbehrlichen Gehilfen des Pfarrers, waren zu eigener Nutzung 18 Morgen Ackerland überlassen. Das sogenannte

Murrhardter Lehn mit seinen etwa 15 Morgen Acker und einer jährlichen Gültleistung von je einem Scheffel Roggen und Hafer scheint ebenfalls vor der Reformation Kirchengut gewesen zu sein. Da es in den Lagerbüchern auch als *Talheimer Lehen* bezeichnet wird, muß es außerdem mit den Herren von Talheim, den spätmittelalterlichen Patronatsherren von Ottmarsheim, in Verbindung gebracht werden. Als ferner die Herren von Liebenstein auf ihrer gleichnamigen Burg eine Kapelle errichteten, dotierten sie diese ebenfalls mit einem Ottmarsheimer Gut. Zum Lehen der *Kaplanei Liebenstein* gehörten rund 27 Morgen Ackerland.

Die Mehrzahl der Ottmarsheimer Lehen reichte jedoch ihre Getreidegült den Herren von Liebenstein, die freilich wenigstens zeitweilig nicht umhin konnten, schuldenhalber ihre Einkünfte zu versetzen oder zu verpfänden. Insgesamt existierten in Ottmarsheim während des späten Mittelalters schätzungsweise *rund 30 geschlossene Lehen und Höfe*, auf die sich der allergrößte Teil der Ottmarsheimer Ackerflur verteilte. Die

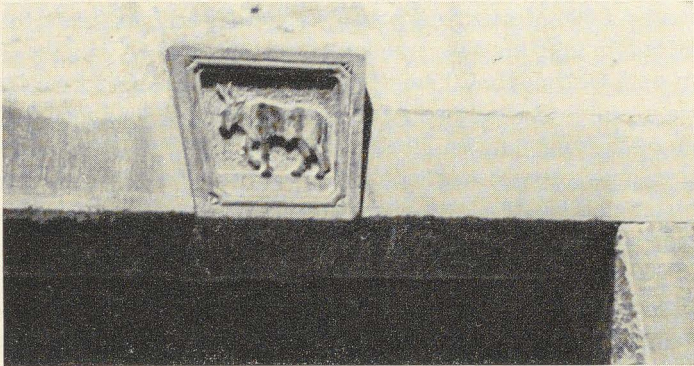


Abb. 4. Bäuerliche Haus- und Hofzeichen kamen etwa seit dem 16. Jahrhundert auf. Die Kuh als Symbol eines Ottmarsheimer Gehöftes.

walzenden Grundstücke, die Landacht-, Zins- und Teiläcker traten demgegenüber in den Hintergrund. Die Lehen führten meist die Namen ihrer bäuerlichen Bewirtschafter und Besitzer. So gab es beispielsweise ein „Jaghorn-Lehen“, ein „Brotbeck-Lehen“, ein „Rueffen-Lehen“, das „Kueffers-Lehen“, des „Stifels-Lehen“ usw. Die Bezeichnung „Isaakeren-Lehen“ scheint vielleicht an einen jüdischen Vorbesitzer zu erinnern. Immerhin bestätigt eine Heilbronner Urkunde von 1527, daß der damalige Heilbronner Bürger, der Jude Moses von Ottmarsheim, früher in Ottmarsheim wohnte. Ein Liebensteinsches Schloßgut gab es in Ottmarsheim erst seit dem 16. Jahrhundert (s. S. 100). Das sogenannte „Schlößlingut“, zu dem ein 1634 niedergebranntes Schloßchen gehörte, war Freigut mit nur rund 32 Morgen Ackerland. Als ein Zubehör des Schloßgutes galt die Ottmarsheimer Kelter.

Den überlieferten Zehntlisten des 17./18. Jahrhunderts ist zu entnehmen, daß auf Ottmarsheims Äckern damals im Jahresdurchschnitt ungefähr 3 500 Scheffel Getreide geerntet wurden, umgerechnet in moderne Maßeinheiten etwa 7 000 Zentner. Ausgesät wurden Dinkel, Einkorn, Roggen, Hafer, aber auch Linsen und Erbsen. Auf einigen kleinen Flächen baute man Wicken und Rüben und in den Gärten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert das beliebte Kraut. Die gesamte Ackerfläche des Dorfes maß seit dem 16./17. Jahrhundert rund 1 000 württembergische Morgen, die seit dem hohen Mittelalter in drei ungefähr gleich große *Zelgen* eingeteilt waren. Diese führten den Namen „Zelgen Mundelsheim“, „Zelgen Itzingen“ und „Zelgen Liebenstein“. Die damals übliche zelgengebundene Dreifeldwirtschaft verlangte, daß der zu jener Zeit fast ausschließlich betriebene einseitige Getreidebau im Rahmen der genauestens markierten Zelgen von Jahr zu Jahr rotierte. Während auf der einen Zelge Winterfrucht (Dinkel, Einkorn und Roggen) stand, wurde auf der anderen Sommerfrucht, meist Hafer, gebaut. Die dritte Zelge war der Brache vorbehalten. Sie blieb unbestellt, wurde für einige Zeit vom Vieh beweidet, um jedoch bereits im Juni umgebrochen zu werden. Von den rund 1 000 Morgen Ackerland lagen daher Jahrhunderte hindurch 300–400 Morgen Jahr für Jahr ungenutzt.

Neben dem Getreidebau kam seit alters her, auch in Ottmarsheim, dem *Weinbau* einige Bedeutung zu. An den sonnigen Hängen auf der Ottmarsheimer Markung fanden sich in früheren Jahrhunderten nicht wenige Weingärten und sorgsam gepflegte Rebkulturen. Wenn wir wiederum die Zehntregister des 16.–18. Jahrhunderts zu Rate ziehen, so dürften die Ottmarsheimer sicher schon seit dem späten Mittelalter in guten Weinjahren bis zu 20 000 Liter Wein jährlich geerntet haben. Rund 1500–2000 Liter lieferten sie jährlich der Herrschaft als Weinzehnt, rund 500 Liter gebührten der Grundherrschaft als „Bodenwein“ und rund 700 Liter wurden von ihr für die Benutzung der Kelter erhoben. Die Kelterabgabe betrug  $\frac{1}{30}$  des Kelterweins, wodurch sich wiederum errechnen läßt, wieviel Wein die Ottmarsheimer im Jahre kelterten. Es waren an 21 000 Liter, also mehr als auf ihrer Markung an Wein gebaut wurde. Demnach bewirtschafteten sie auch außerhalb ihrer Markung einige Weingärten.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, daß Ottmarsheim seit alter Zeit sein *eigenes Weinmaß* besaß. Die „Ottmarsheimer Trübe Eych“ faßte rund 15 Liter mehr als der württembergische „Eimer“, der im 16. Jahrhundert von der Landesherrschaft generell für das ganze Land eingeführt wurde. In Ottmarsheim galt jedoch nach wie vor das alte Dorfmaß, das übrigens mit dem „Alt-Liebensteiner“ Maß identisch war. Mannigfaltiger waren die im alten Ottmarsheim gebräuchlichen Getreidemaße, die, der Zeit entsprechend, nicht Gewichts-, sondern Hohlmaße darstellten. Die Ottmarsheimer Bauern zinsten ihren Grund- und Zehntherrn das ihnen geschuldete Getreide u. a. nach Heilbronner, Speyerer und nach dem alten Ottmarsheimer Maß. Dafür bediente man sich jedoch nicht des allgemein üblichen Scheffels, sondern des Malters. Ein Ottmarsheimer Malter entsprach aber nur

etwa der Hälfte eines Scheffels nach württembergischem Landmaß.

Außer der üblichen Getreide- und Weingült gebührten der Grundherrschaft ferner jährliche Hellerzinse im Gesamtbetrage von rund 21 Gulden, die vornehmlich für Häuser, Hofstätten, Wiesen und Gartenland erhoben wurden. Vor allem die bäuerlichen Lehen gaben ferner Jahr für Jahr sogenannte Sommerhühner, insgesamt etwa 34 an der Zahl. Von jeder Feuer- oder Herdstätte, also von jeder selbständigen Haushaltung, wurde überdies jährlich ein Rauch- oder Fastnachtshuhn gefordert. Um 1615 kamen auf diese Weise 62 Fastnachtshennen ein. Die drei Freihäuser mit eingerechnet, existierten demnach um 1600 insgesamt 65 Haushaltungen, die ihrerseits auf eine rund 325köpfige Einwohnerschaft schließen lassen. Da sich im allgemeinen die Bevölkerungszahl aller Dörfer im Verlaufe des 16. Jahrhunderts beträchtlich vermehrt hat, wird man die Einwohnerzahl von Ottmarsheim für die Zeit um 1500 bestensfalls auf 250 Seelen beziffern können.

Daß das Dorf um 1600 aus nicht viel mehr als 60 Haushaltungen bestand, geht auch aus einem anderen Anschlag hervor. Ein jeder Haushalt war zur Leistung von Handfronen verpflichtet, soweit er nicht aus besonderer Ursache davon befreit war. Insgesamt mußten die Ottmarsheimer zu jener Zeit ihrer Grundherrschaft 60 Handfronen leisten. Im Gegensatz zu den Dörfern der württembergischen Landesherrschaft waren sie überhaupt mit mannigfaltigen Frondiensten beschwert, die zeitweilig eine spürbare Belastung darstellten und es sicher so manchem nicht geraten erscheinen ließen, unbedingt Bürger von Ottmarsheim zu werden. Wer in früheren Jahrhunderten dennoch zuwanderte, pflegte meist einzuheiraten. Daß sich ganze Familien dort ansässig machten, kam sicher selten vor.

Wohl schon von alters her hatte jeder vollberechtigte Einwohner von Ottmarsheim seiner Grundherrschaft alle Jahre je einen Tag in der Roggen- und in der Haferernte zu helfen. Wenn Heu und Ohmd eingebracht wurden, war ein Mann zu stellen. Schließlich mußten die Ottmarsheimer für ihre Herrschaft das Brennholz hacken, erhielten aber gemäß Liebensteiner Lagerbuch von 1573 und 1588 während des Frondienstes kostenloses Essen und Trinken. Neben diese gemessenen Dienste traten ungemessene, die nach Belieben von der Herrschaft Liebenstein gefordert werden durften, doch war dafür ebenfalls eine Beköstigung und außerdem eine geringe Entlohnung üblich. Als ungemessen galten überdies die Jagddienste, zu der die Herrschaft ihre Untertanen nach Gefallen aufbot. Fuhrdienste waren zur Herbstzeit fällig und bestanden in den schon erwähnten Fuhren nach Lauffen, die der Einbringung des Weines dienten. Jeder Hof bzw. jedes ganze Lehn hatte dafür ein Pferd zu stellen. Der Anschlag über Ottmarsheim aus der Zeit um 1600 bezifferte die Pferdefronleistung auf nicht ganz 20 Pferde.

Wer von den Ottmarsheimern außerdem als Leibeigener galt – und das dürfte die Mehrzahl der Einwohner gewesen sein –, war noch mit weiteren Diensten belastet. Untrügliches Kennzeichen des Leibeigenen bildete die Abgabe einer Leibhenn, die jährlich zu bestimmtem Termin der Leib-

herrschaft zukam. Starb ein Leibeigener, erhob diese von seiner zuvor taxierten Hinterlassenschaft das Hauptrecht. Von der eines Mannes wurde von 100 Gulden, gewissermaßen als Erbschaftssteuer, 1 Gulden (60 Kreuzer), d. h. 1<sup>0</sup>/<sub>100</sub>, von der Herrschaft einbehalten. Beim Tode einer leibeigenen Frau kam etwas weniger (1 Pfd. bzw. 47 Kreuzer) ein. Schließlich waren alle Leibeigenen zu zusätzlichem Frondienst während der Erntezeit verpflichtet. Leibeigene bzw. deren Leistungen wurden verkauft, verpfändet und vererbt. So verkaufte beispielsweise Albrecht von Liebenstein im Jahre 1416 an den Grafen Eberhard von Württemberg seine Eigenleute zu Löchgau, und zwar 5 Weiber mit 13 Kindern, zu nur 10 Gulden.

Ein Leibeigener durfte nicht ohne Erlaubnis seines Leibherrn aus dem Dorfe wegziehen. Erhielt er dazu die Genehmigung, mußte er, wie jeder andere Untertan der Herrschaft Liebenstein, 10<sup>0</sup>/<sub>100</sub> seines liegenden und fahrenden Vermögens der Herrschaft abtreten. Die Abwanderung vermögender Einwohner aus dem Dorfe wurde durch die Abzugsgebühr merklich erschwert. Wer daher wegzog, war meist noch jung und ohne nennenswertes Hab und Gut. Wer andererseits nach Ottmarsheim zuzog, durfte sich auch keine „goldenen Berge“ versprechen und schon gar nicht, wenn er eine ledige „leibeigene Weibsperson“ ehelichte. So ist beispielsweise im Göppinger Lagerbuch von 1611 zu lesen, daß sich der 35jährige Leonhard Geiger aus Jebenhausen nach Ottmarsheim verheiratet und ein Heiratsgut von 50 Gulden mitgebracht habe; seine Frau habe „hingegen Ihme nichts zugebracht“.

Die Ottmarsheimer waren sparsam und fleißig, aber niemals so wohlhabend und vermögend wie zahlreiche andere württembergische Bauern des 15./16. Jahrhunderts. Ein so begüterter Mann wie der Ottmarsheimer Bauernanwalt Nollenberger um 1700 stellte wohl im Verlaufe von mehreren Jahrhunderten eine ganz seltene Ausnahme dar. Das Universitätsstudium ist und war nicht zuletzt eine Frage des elterlichen Vermögens. Den Ottmarsheimer Bauernsöhnen war es für Jahrhunderte niemals vergönnt, eine Universität zu besuchen. Weder der Dietrich Werber von Ottmarsheim, ein gelernter Schriftgießer, der 1603 an der Landesuniversität Tübingen immatrikuliert wurde, noch der Ernestus Godofridus Autenrieth, Ottmarsheimensis, der 1719 in Tübingen studierte, stammte aus einer Ottmarsheimer Bauernfamilie.

Man lebte in Ottmarsheim vornehmlich von Ackerbau und Viehzucht und durfte nicht einmal von dem sonst üblichen gewerblichen Hausfleiß nennenswerte Nebeneinnahmen erwarten. Ottmarsheim war nie m a l s Z e n t r u m eines blühenden dörflichen Handwerks und Gewerbes. Es gab zwar schon nachweislich im 15. Jahrhundert den in allen Dörfern anzutreffenden „Brotbeck“, der aber häufig lediglich nur die Bedienung des gemeindeeigenen Backhauses besorgte. Die Lagerbücher aus der Zeit um 1500 nennen ferner einen Schuhmacher und einen Schneider, nur können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Einwohner von Ottmarsheim mit solchem Nachnamen tatsächlich damals noch das Handwerk ausübten, dessen Be-

rufsbezeichnung ihnen als Nachname fortan anhaftete. Im 13./14. Jahrhundert, als die Nachnamen aufkamen, bestand in dieser Hinsicht weitgehende Identität. Gewiß fehlte in Ottmarsheim im 16. Jahrhundert nicht die obligate Schankwirtschaft. Vom Weinausschank pflegte die Dorfherrschaft gewöhnlich das sogenannte Umgeld, eine Art Getränkesteuer, zu fordern. Ottmarsheim genoß jedoch bis nach dem Dreißigjährigen Kriege „Getränkesteuerfreiheit“, denn es heißt noch im Liebensteiner Erbteilungsvertrag von 1615, daß der Flecken vom Umgeld „gefreit“ sei.

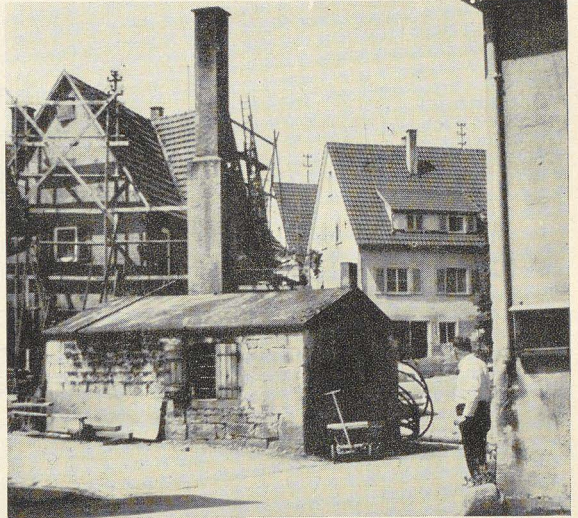


Abb. 5. Das noch heute unentbehrliche Ottmarsheimer Gemeindebackhaus.

Daß Ottmarsheim mindestens seit dem 12./13. Jahrhundert seinen eigenen Schultheißen und eigene Gemeindeorgane hatte, ist wahrscheinlich, aber auf Grund der spärlichen Quellenüberlieferung nicht zu erweisen. Den ersten Ottmarsheimer Schultheißen, den wir dem Namen nach kennen, überliefert das Lagerbuch des Klosters Oberstenfeld vom Jahre 1492. Es war ein J o r g V i g e l, Angehöriger einer uralten Ottmarsheimer Familie, die schon damals mehrfach im Dorfe vorkam und noch bis zum heutigen Tage, jedoch unter dem Namen Veigel, dort ansässig ist. Darüber hinaus erwähnt es drei Ottmarsheimer Dorfrichter. Es waren die Schöffen, die im Dorfgericht als Besitzer fungierten, darunter Michel Durr und Hans Spieß. Wohl einige Jahre später übernahm der genannte Michel Durr das Schultheißenamt, denn im Backnanger Lagerbuch von 1503 wird er ausdrücklich als Altschultheiß bezeichnet. Neben ihm begegnet uns als Gerichtsperson ein Conrat Uracher genannt Schöblin von „ottmarschen“, offenbar ein Zugewanderter. Schultheiß blieb man nicht auf Lebenszeit, noch war sein Amt erblich. Im Jahre 1529 waltete der Schultheiß Michel Henßler seines Amtes. Ihm standen wohl mindestens 6 Dorfrichter, d. h. Schöffen, zur Seite. Erst aus der Ottmarsheimer Gerichts- und Dorfordnung von 1571

erfahren wir, daß das Dorfgericht damals mit 13 Richtern, nämlich dem Schultheißen und 12 vollberechtigten Einwohnern, ordentlich besetzt war.

Das Dorfgericht besaß den Charakter eines Niedergerichts und war zuständig für alle Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit sowie für jene kleineren Delikte, die der gemeindeeigenen Polizeigerichtsbarkeit

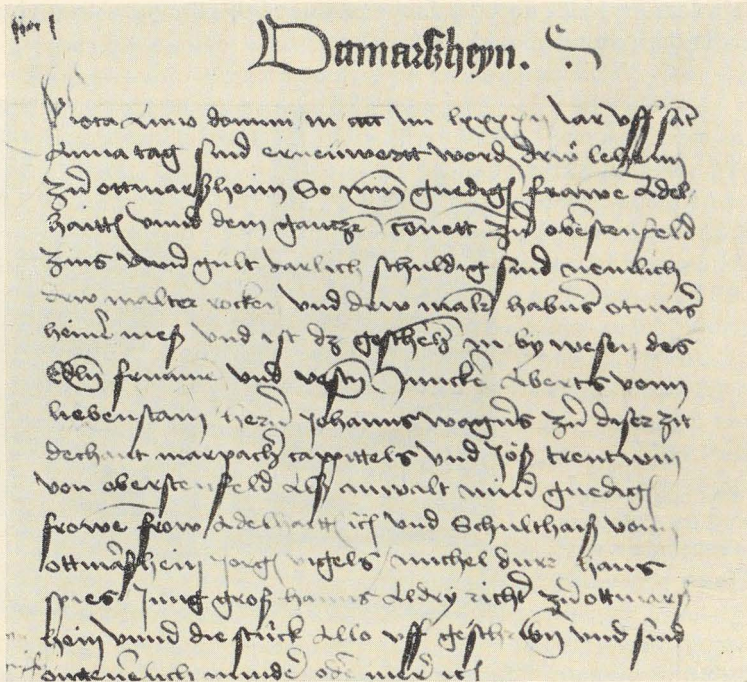


Abb. 6. Auszug aus dem Lagerbuch des Klosters Oberstenfeld aus dem Jahre 1477/1492.

Schriftliche Ersterwähnung eines Ottmarzheimer Schultheißen.  
„Ottmarbheyn.

Nota anno Domini MCCCC im LXXXII iar vff sant Annatag [26. Juli] sind erneuert worden driu lehen zu Ottmarbheyn, so miner gnedigen frawe Adelhaitten vnd dem ganczen convent zu Oberstenfeld zins vnd gült iarlich schuldig sind, nemlich driu malter rocken vnd driu malter haberns Otmarbheiner meß, vnd ist diz geschehen in bywesen des edlen frummen vnd vesten junckers Alberts von Liebenstain, hern Johans Wagners zu diser zit dechant Marpacher capittels vnd Jöb Treutwin von Oberstenfeld alß anwalt miner gnedigen frowen frow Adelhaitten etc. vnd Schult-haiß von Ottmarbheyn Jorg Vigels, Michel Durr, Hans Spies, Jung Groß Hans Aldry richter zu Ottmarbheyn vnd die stück alle vffgeschriben vnd sind ongeuerlich minder oder mern etc.“

keit unterworfen waren. Über alle sonstigen Strafvergehen vom einfachen Diebstahl bis zum schweren „Frevel“ durfte allein die Gerichtsherrschaft Recht sprechen. Die niedere und hohe Gerichtsbarkeit, auch „nieder und hohe Oberkeit“ genannt, lag seit alters in Händen der Herren von Liebenstein.



Der Schultheiß hatte die Aufgabe, die von ihnen verhängten Geldstrafen einzutreiben, zu verrechnen und an die Herrschaft abzuführen. Um 1615 kamen „in gemeinen Jahren“ Abzugsgebühren und Geldstrafen in Höhe von 60 Gulden ein. Gerichtsort war gewöhnlich das schon 1571 bezeugte Rathaus.

Wertvollstes Besitztum der Gemeinde bildete der der Obhut von Schult-  
heiß und Gemeinderat anvertraute *G e m e i n d e w a l d*. Laut Kieser be-  
deckte dieser im Jahre 1685 eine Fläche von 518 württ. Morgen, also mehr  
als ein Viertel der gesamten Ottmarsheimer Markung. Kieser beschrieb ihn  
als schönen Eichen- und Buchwald, den die Gemeinde zudem zum Viehtrieb  
benützte. Durch Rodungen wurde er freilich im Verlaufe von Jahrhunderten  
mehr und mehr zurückgedrängt. Zugunsten von Ackerland unterlag er einem  
steten Schrumpfungsprozeß. Vielleicht maß er im 11./12. Jahrhundert noch  
an 1000 Morgen. Immerhin konnten sich die Ottmarsheimer niemals ent-  
schließen, ihren kostbaren Wald restlos abzuholzen und taten gut daran.  
Er lieferte ihnen billiges Brenn- und Bauholz und begünstigte vornehmlich  
die Schweinemast. Zahlreiche andere württembergische Dörfer konnten sich  
schon im 13./14. Jahrhundert nicht mehr solcher Vorzüge erfreuen.

Der Wald war die ideale „Bienenweide“ und nicht zuletzt ein waid-  
mannsgerechtes Jagdrevier. Da die Herren von Liebenstein in älteren Er-  
hebungen und Anschlägen, soweit bisher zu sehen ist, das Jagdregal über  
den Ottmarsheimer Wald nicht für sich beanspruchten, scheint ebenfalls die  
*G e m e i n d e i m B e s i t z d e r J a g d g e r e c h t i g k e i t* gewesen zu  
sein, übrigens dann ein weiterer Beweis dafür, daß der Wald alter Gemeinde-  
besitz war und nicht erst in jüngerer Zeit der Grundherrschaft abgekauft  
wurde. Der 1477 erwähnte Ottmarsheimer Hans Vogler erinnert zudem an  
jene Zeiten, als man noch allem Vogelwerk des Waldes nachzustellen  
pfl egte.

Innerhalb des Gemeindewaldes lag der größte *S e e*, den die in früheren  
Jahrhunderten recht gewässerreiche Ottmarsheimer Gemarkung jemals  
kannte. Kieser bezifferte die Größe des Roten Sees im Jahre 1685 auf über  
zwei Morgen. Mit dem allmählichen Absinken des Grundwasserspiegels  
verlandete aber nicht allein der Rote See, sondern auch der dem Namen  
nach bekannte Egel- und der Randsee. Ob sich in ihnen im Mittelalter je  
Fische fanden, mag dahingestellt bleiben. Der 1529 genannte Ottmarsheimer  
Bürger Hermann Vischer muß jedenfalls nicht im Nebenberuf ein gemeinde-  
eigener Fischer gewesen sein.

Obwohl die dem Grundherrn zu liefernde fixe *G e t r e i d e g ü l t* im  
hohen Mittelalter im allgemeinen ungefähr ein Viertel des bäuerlichen Brutto-  
feldertrages ausmachte und als *Z e h n t* demgegenüber, wie schon der  
Name zum Ausdruck brachte, nur ein Zehntel der bäuerlichen Ernte bean-  
sprucht wurde, scheint sich dennoch spätestens seit dem 16. Jahrhundert  
gerade der Zehnt zur wichtigsten grundherrlichen Einnahmequelle entwik-  
kelt zu haben. Voraussetzung dafür war freilich, daß der *G r u n d h e r r*  
*a u c h Z e h n t b e r e c h t i g t e r* war. Das traf jedenfalls für die Herren  
von Liebenstein in Ottmarsheim zu, da ihnen, wenn auch mit größeren zeit-



Abb. 7. Die Senke des verlandeten Roten Sees, der einst vom Gemeindewald umschlossen war.

lichen Unterbrechungen, zumindest der größere Teil des Ottmarsheimer Getreidezehnten gebührte.

Während die fixen grundherrlichen Gefälle vom späten Mittelalter bis in neueste Zeit, bis zur Ablösung der Grundlasten im 19. Jahrhundert, in ihrer Höhe unverändert blieben, besaß der Zehnt für den Berechtigten den Vorteil, daß er von jeder bäuerlichen Ertragssteigerung, von jeder flächenmäßigen Ausweitung des Getreidebaus profitierte, da er stets vom Felde in natura eingezogen wurde. So erklärt sich wenigstens teilweise, daß die Herren von Liebenstein im 16./17. Jahrhundert zu Ottmarsheim weit mehr Zehnt- als grundherrliches Gültgetreide vereinnahmten, obwohl sie andererseits damals nur  $\frac{5}{8}$  am Ottmarsheimer Zehnten besaßen. Laut Liebensteinischem Teilungsvertrag von 1615 bezog der eine Zweig der Familie damals von seinem Halbteil an Ottmarsheim nur knapp 68 Malter grundherrliche Gült, aber durchschnittlich 136 Malter Zehntgetreide, in manchen Jahren sogar noch mehr, in anderen weniger. Während die Getreidegült fast zur Hälfte aus Hafer und etwa einem Drittel aus Roggen bestand, setzte sich das Zehntgetreide zu drei Vierteln aus Dinkel zusammen. Es scheint fast, als habe sich der Getreidebau während des Mittelalters vom Roggen mehr auf den Dinkel verlagert. Sicherlich lohnte der Dinkelbau, garantierte vor allem sicherere Ernten und vielleicht auch höhere Erträge als der Roggenbau.

Bis 1400 waren die Herren von Liebenstein nicht nur Patronatsherren der Ottmarsheimer Kirche, sondern verfügten wahrscheinlich noch über den Hauptanteil am großen und kleinen Zehnten zu Ottmarsheim. Nachdem ein Gerhard von Talheim im Jahre 1400 die Witwe des Hans von Liebenstein, die schon genannte Agnes von Kirchberg, gehehlicht hatte, ge-

langte zumindest ein Teil der ihr einst von Hans von Liebenstein ausgesetzten Heimsteuer und Morgengabe in seinen Besitz. Dazu gehörte u. a. der Ottmarsheimer Kirchensatz und ein Viertel des großen und kleinen Zehnten. Obwohl die Herren von Talheim noch bis 1586 Patronatsherren von Ottmarsheim blieben, veräußerte bereits im Jahre 1492 wiederum ein Gerhard von Talheim sein Drittel am Zehnten zu Ottmarsheim für 360 Rheinische Gulden dem Thomas Anns (Anshelm), Sägemüller zu Heilbronn. Ein anderes Drittel des Zehnten war schon im Jahre 1403 von reichen Heilbronner Bürgern angekauft worden. Hans Bernhard und Hans Erer hatten ihn von den Gebrüdern Hermann und Hans von Sachsenheim, die aus dem Hause der Herren von Urbach stammten, für allerdings nur 40 Gulden und 60 Pfund Heller erworben. Der niedrige Kaufpreis macht freilich wenig wahrscheinlich, daß es sich wirklich um ein volles Drittel des Ottmarsheimer Zehnten gehandelt hat. Schon 1407 vermachte Hans Bernhard seine Hälfte am Zehnten den Kindern seines Neffen, u. a. sicherlich dem Johann Berlin, welcher zwei Jahre später der S o n d e r s i e c h e n p f r ü n d e z u H e i l b r o n n, deren Kollator er war, angeblich ein Drittel des Zehnten zu Ottmarsheim schenkte. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch, wie wir alsbald aus Lagerbüchern erfahren, lediglich um ein Achtel des gesamten Ottmarsheimer Zehnten. Immerhin verdankte es der St.-Jakobs-Altar in der Heilbronner Sondersiechenkirche der Schenkung eines reichen Bürgers, daß er von 1409 bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts an dem mit der Zeit immer wertvoller werdenden Ottmarsheimer Zehnten partizipierte.

Mit einem weiteren Achtel des Zehnten war ebenfalls schon im Mittelalter der Fröhmeßaltar der Pfarrkirche zu Walheim dotiert. Walheim gehörte ursprünglich zur Grafschaft Calw. Die Pfarrei Walheim, im 15. Jahrhundert dem Kloster Denkendorf inkorporiert, befand sich in der Gunst der Bischöfe von Speyer.

Abzüglich des Achtels am Zehnten, das die Hippolyt-Pfründe zu Ottmarsheim bezog, gehörten nachweislich seit dem 16. Jahrhundert insgesamt fünf Achtel des Ottmarsheimer Zehnten den Herren von Liebenstein. Demnach gelang es ihnen, alle Zehntanteile, die wir während des 15. Jahrhunderts im Besitz von kapitalkräftigen Heilbronner Bürgern sahen, wieder an sich zu bringen. Dazu bestand allerdings hinreichend Gelegenheit. Gerade im 15. Jahrhundert gingen die verarmenden Liebensteiner wiederholt eine Ehe mit reichen Heilbronner Bürgertöchtern ein und spekulierten wahrscheinlich in erster Linie auf deren respektable Mitgift. Die Verschwägerung der vermögenden Stadtehrbarkeit mit dem verschuldeten Landadel trug Früchte. Als 1464 ein Herr von Liebenstein eine geborene Erer heiratete, brachte diese ein Heiratsgut von 1600 Gulden in die Ehe. Durch glückliche Heiraten dieser Art kam offenbar die Familie wiederum in den Genuß des Ottmarsheimer Zehnten.

Der Erwerb des Kirchensatzes der inzwischen evangelisch gewordenen Pfarrei Ottmarsheim im Jahre 1586 bedeutete für die Herren von Liebenstein die Kollatur des Pfarrers sowie die Lehnschaft über

alles Pfarr- und Kirchengut. Daß die Herren von Liebenstein den Ottmarsheimer Pfarrer verhältnismäßig gut stellten, erweist der Erbteilungsvertrag von 1615. Dem Pfarrer waren die fünf Achtel des herrschaftlichen Winzehnten, ferner jährlich 50 Gulden, 25 Malter Dinkel, je fünf Malter Roggen und Hafer, ein Fuder Stroh und das nötige Brennholz als Besoldung ausgesetzt. Außerdem gaben die Patronatsherren jährlich zehn Gulden als Baukosten für das Pfarrhaus. Kein Wunder, so möchte man fast meinen, daß gerade das Pfarrhaus noch für Jahrhunderte das repräsentativste Wohnhaus in ganz Ottmarsheim darstellte.

# Von der Reformation zur Gegenwart

Von Gerhard Deibel

Niemand wird erwarten, daß ein kleiner Ort wie Ottmarsheim einmal im Mittelpunkt des Weltgeschehens gestanden hätte. Indessen blieb er auch nicht unberührt von den geschichtlichen Ereignissen der neueren Zeit. Geistige Auseinandersetzungen und in ihrem Gefolge oft verheerende Kriege prägten auch das Schicksal unserer Gemeinde.

Beginnen wir mit der *R e f o r m a t i o n*. Hier zeugen nur gewisse Veränderungen an der Kirche vom Wandel in der Auffassung und Auslegung der christlichen Lehre. Eine Nische im Turm der Kirche zeigt noch heute den Platz, an dem sich einst das Standbild eines Heiligen erhob.

Auch von den *B a u e r n k r i e g e n* (1524/25) scheint Ottmarsheim wenig berührt worden zu sein. Jedenfalls ist uns darüber nichts berichtet.

Den furchtbaren Verheerungen, die der *D r e i ß i g j ä h r i g e K r i e g* verursachte, konnte jedoch auch dieser Ort auf die Dauer nicht entgehen. Zunächst lag zwar unsere Heimat noch nicht im Mittelpunkt des Kriegsgeschehens. Doch mußten die Einwohner Ottmarsheims den durchziehenden Truppen Quartier gewähren. Dann kamen Mißernten, die ihrerseits Teuerung und Not verursachten. Schon damals griff man zu dem Mittel der Geldentwertung, um der Geldknappheit zu steuern. Dazu zog man die vollwertigen Münzen ein und prägte dafür die geringwertigen sogenannten Hirschgulden. Schon 1622 erschienen vor Ottmarsheim die ersten plündernden Heerhaufen, die sich mit Gewalt nahmen, was ihnen nicht freiwillig gegeben wurde.

Vier Jahre später, 1626, brach neues Unglück und Leid über den Ort herein. Die *P e s t*, die damals überall in Deutschland wütete, hatte auch unser Dorf gefunden. Aus diesem Schreckensjahr wird uns berichtet, daß „in dem Hause des Christof Rukwid ober dem Adler sieben Leichen auf dem Tisch gelegen, die man mit einem Kreuel (Ackergerät) herauszog“.

Noch war das Maß der Leiden nicht voll. Herzog Friedrich von Württemberg hatte sich mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf verbündet, der nach einem unaufhaltbaren Siegeszug mit seinem Heer bis nach Süddeutschland vorgerückt war. Doch schon 1632 fiel der König in der Schlacht bei Lützen. 1634 wurde das Heer der Schweden, zu dem auch 6000 Württemberger zählten, bei *N ö r d l i n g e n* geschlagen. Am 28. August 1634 verkündeten drei

Kanonenschüsse, die auf der Festung Hohenasperg abgefeuert wurden, den Sieg der Kaiserlichen über das Heer der Protestanten. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften wußten, daß die Stunde für sie geschlagen hatte. Die meisten flohen in die Wälder, um sich vor den schnell heranrückenden feindlichen Truppen zu verbergen. Die meisten Ottmarsheimer – es können nur noch wenige gewesen sein – fanden Schutz im oberen Schloß Liebenstein. Das Dorf wurde geplündert und mehrere Häuser in Brand gesteckt. Auch das Schlöblein ging damals in Flammen auf. Acht bis neun Jahre lang blieb Ottmarsheim unbewohnt. Die Häuser, die der Krieg bis dahin noch verschont hatte, wurden zum Teil abgebrochen, das so gewonnene Baumaterial anderweitig verwandt.

Der Krieg war jedoch noch lange nicht zu Ende. Das Land blieb zunächst auf Jahre hinaus von kaiserlichen Truppen besetzt und wurde schließlich von beiden kriegführenden Parteien abwechselnd verwüstet. Für die Landbewohner gab es zwischen Freund und Feind schon bald keinen Unterschied mehr. Als endlich 1648 der Friede zu Münster und Osnabrück den Dreißigjährigen Krieg beendete, war nur noch ein Bruchteil der Bevölkerung übrig. Die Felder und Weinberge waren verwüstet, die Häuser abgebrannt.

Ottmarsheim konnte sich von diesen Schlägen lange nicht erholen. Nur sehr langsam nahm die Bevölkerungszahl wieder zu. 1660 zählte man 35 Bürger, sechzehn Jahre später knapp 70.

Noch fand das ausgeblutete Land keine Ruhe. Der Krieg war zwar beendet, aber noch viele Jahre lang durchzogen fremde Truppen das Land und mußten von den verarmten Gemeinden beherbergt und gepflegt werden. In einer „Spezifikation“ für die Jahre 1675–79 lesen wir, „waß die Gemeinde zu Otthmarsheim in dene bisherig gehaltenen Durchzügen, Rast und Nachtläger auch Winterquartier, der Kays. Brandenb. Sächs. und Reichsvölker an Unkosten erlitten und ausgestanden habe, sovil man noch zur Zeith ex actis erlernen khönd“. Es waren über 12000 Gulden.

Nur wenige Jahrzehnte nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges erschienen wiederum feindliche Truppen in Ottmarsheim. Diesmal waren es die Soldaten König Ludwigs XIV. von Frankreich. Er hatte 1681 das Elsaß unter seine Herrschaft gebracht und strebte nun nach weiterem Landgewinn. 1693 zogen die F r a n z o s e n durch Württemberg, wo sie wie in der Pfalz vielerorts die Spuren ihrer Zerstörungswut zurückließen. Wie ein zeitgenössischer Bericht meldet, standen sich die Truppen in unserer näheren Umgebung von Juli bis August sieben Wochen lang gegenüber. Ottmarsheim war völlig außerstande, sich der Übergriffe der Soldaten zu erwehren. Während andere Ortschaften, wie z. B. Mundelsheim, wenigstens durch eine starke Mauer geschützt waren, bot es sich als o f f e n e r F l e c k e n den heranrückenden Feinden geradezu an. Es wurde denn auch nicht verschont. In einem Bericht von 1693 lesen wir: „Zwei Burger von Ottmarsheim sind von Franzosen gehenket und nach ihrer Erlassung der eine gleichbalden, der andere etliche Tage darnach gestorben, auch zwei Weibspersonen von dar sind geschändet worden.“

Auch der Schaden, den die Franzosen an den Gebäuden und auf den Feldern anrichteten, war beträchtlich. Acht Häuser brannten ab. Ihr Wert wurde auf 1800 Gulden geschätzt. Der Schaden an anderen Gebäuden betrug 400 Gulden, der am Rathaus 30 Gulden. Schlimm erging es den Feldern und Waldungen, den Weinbergen und den Weinkellern. Hier entstanden Schäden von fast 24 000 Gulden. Auch Pfarrhaus und Kirche wurden nicht geschont. Im Pfarrhaus wurden Türen, Fenster und Dach zertrümmert, die Kirche wurde teilweise niedergebrannt. „Aus der Kirche fortgenommen die drei vorhandenen Glocken, darunter eine sehr groß und bei 50 Zentner schwer, die andere acht Zentner, die dritte 250 Pfund, gleichfalls die Uhr mit den Säulen und allem Zugehörig. Die größte Glocke hat sechs Schuhe Durchmesser gehabt, die Franzosen haben sie aber nur bis Laufen gebracht, da liege sie im Neckar . . . Die Kirche ist von allem ornat denudiert, Glocken, Uhr und Orgel alles weggeraubt.“

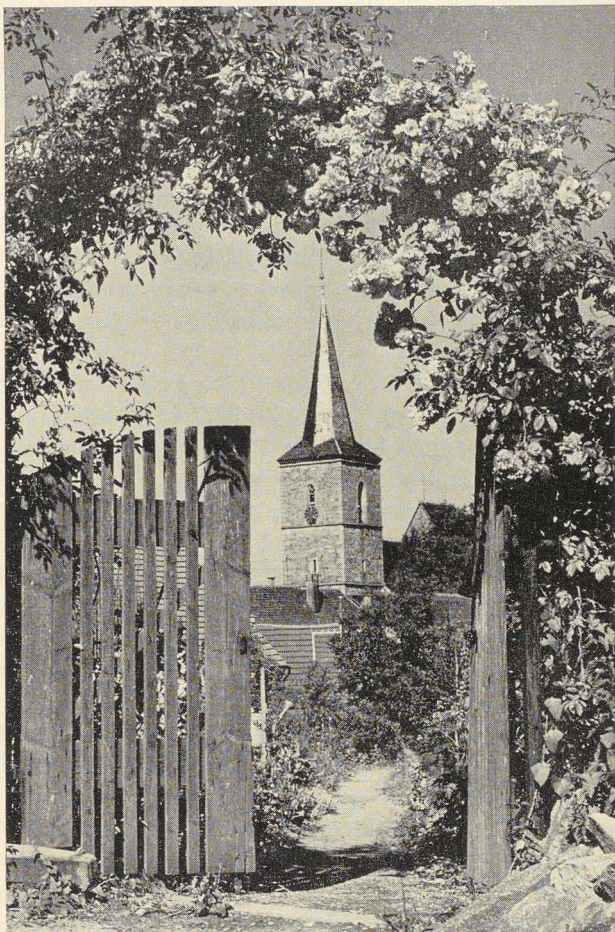


Abb. 1. Blick auf die Kirche von Südwesten.

Als die Franzosen abzogen, waren in Ottmarsheim nur noch zehn Stück Zugvieh vorhanden. Wie berichtet wird, trug mancher Einwohner den Ertrag von sieben Morgen Land auf dem Rücken nach Hause.

Die unmittelbare Gefahr war nun vorüber, aber der Krieg dauerte noch bis 1697.

Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen, daß auch die Kriegslasten, die Ottmarsheim durch die verbündeten Truppen zu tragen hatte, nicht gering waren. Sie betragen in den Jahren 1689–97 für Quartier, Feldschaden und Vorspanndienste 25 322 Gulden.

Die nächsten hundert Jahre waren eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Zwar kam Europa noch lange nicht zur Ruhe, aber die Kriegsschauplätze lagen weit entfernt. Nur hin und wieder mußte durchziehenden Truppen Quartier gegeben werden. Immer wieder wird darüber geklagt, daß das frei und offen gelegene Ottmarsheim auch viel durch kleinere Kriegsrotten zu leiden hatte, während die benachbarten Orte Mundelsheim und Kaltenwesten als befestigte Orte sich besser sichern konnten.

Am 10. Juni 1704 trafen sich bei dem benachbarten Mundelsheim die beiden Heerführer Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough. Von hier aus führten sie ihre Heere gegen die Franzosen, die am 13. August 1704 bei Höchstädt vernichtend geschlagen wurden.

Im Herbst 1732 wurde Ottmarsheim von einer eigenartigen Krankheit heimgesucht, die von den Ärzten die „ungarische Krankheit“ genannt wurde. Im Bericht des Kirchenvisitators heißt es: „In diesem verstrichenen Jahr, denen Monaten Septembri & Octobri sind hier in kurzer Zeit an hiziger Krankheit erkranket 80 Personen, so nun wiederum cessiert, nachdem etliche daran gestorben, darunter auch dem Pastori seine gesunde und muntere Frau.“

Mit dem Beginn der Französischen Revolution am 14. Juli 1789 ging die ruhige Zeit zu Ende. Zwar fanden in den folgenden Jahrzehnten bei Ottmarsheim keine Kriegshandlungen statt, aber immer wieder wurde das Land von Truppen durchzogen, die Quartier, Vorspann und Lieferung von Lebensmitteln und Kleidung forderten. Einmal sollen die Franzosen bei der Kelter Tafel gehalten haben, so wird erzählt. Da sei plötzlich ein Gewitter aufgezogen, und ein Blitzstrahl sei mitten durch die Tafel gefahren. Die Franzosen erblickten darin ein Zeichen und zogen schleunigst ab.

Nicht nur Kriege und ihre schlimmen Begleiterscheinungen brachten Not über unsere Bevölkerung. Nicht selten wird uns auch von Mißernten berichtet, die bitterste Not, besonders für die ärmeren Leute, bedeuteten. Zu allen Zeiten war die bäuerliche Bevölkerung in hohem Maße vom Wetter abhängig, und das war auch in früheren Zeiten nicht immer günstig.

So regnete es im Jahre 1816 während des Sommers fast drei Monate lang ununterbrochen. Infolge der vorangegangenen Kriegsjahre waren kaum Vorräte vorhanden, und so wurde die Not immer größer. Um den Armen zu helfen, wurden in Städten und Dörfern Wohltätigkeitsvereine gegründet, die an die Hungernden Lebensmittel verteilten.



Auch in den späteren Zeiten wurde die Frucht harter Arbeit so manches Mal zunichte gemacht. So wird uns aus dem Jahre 1841 berichtet: Am 21. Juli wurden Großbottwar, Lembach, Höpfigheim, Schmidhausen, Gronau, Oberstenfeld und Ottmarsheim von einem Hagelwetter heimgesucht, welches 4723 Morgen angebaute Fläche gänzlich verwüstete. In Ottmarsheim wurde der größte Teil der Ernte vernichtet.

Um so erfreulicher ist es, daß mitunter auch von besonders guten Jahren berichtet wird. Ein solches war das Jahr 1828. Alles wuchs und gedieh in Hülle und Fülle und konnte zu guten Preisen verkauft werden. 1857 beschloß die Gemeinde sogar, für die reiche Ernte ein *D e n k m a l d e s D a n k e s* zu stiften. In Gmünd wurde ein hölzernes Christusbild und ein Kreuz aus Eichenholz bestellt. Es traf am 12. Mai 1858 auf dem Bahnhof Besigheim ein und wurde am 14. August in der Kirche auf steinernem Sockel aufgestellt.

In jenen Zeiten konnte sich die Gemeinde ungestört entwickeln und entfalten. Das zeigen auch die ständig steigenden *E i n w o h n e r z a h l e n*. 1684 wurden in Ottmarsheim und Liebenstein zusammen 305 Einwohner gezählt. 1864 waren es deren 943, und in den Jahren 1878–86 wurde die Zahl 1000 überschritten. Dann sank die Zahl allerdings wieder sehr schnell, um im Jahre 1939 mit 571 einen Tiefstand zu erreichen. Es fällt nicht allzu schwer, diesen ständigen Bevölkerungsrückgang zu erklären. Ist doch Ottmarsheim bis zum heutigen Tag immer eine rein bäuerliche Gemeinde gewesen ohne jede Industrie. Der damit verbundene Mangel an Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten mußte zwangsläufig zur Folge haben, daß immer ein Teil der heranwachsenden Generation in die Städte abwanderte oder sogar sein Glück in anderen Ländern der Erde suchte. Heute können wir oft das Gegenteil beobachten. Der Mangel an Bauplätzen treibt die Menschen aus der Enge der Stadt zurück aufs Land. Auch in Ottmarsheim wurde ein neues Siedlungsgebiet erschlossen, das mit seinen 43 Bauplätzen einen Bevölkerungszuwachs von etwa 200 Menschen bringen soll.

Leider blieb unsere Heimat auch während der letzten hundert Jahre nicht von Kriegen verschont. Jedesmal zogen auch Ottmarsheimer ins Feld. 1866 waren es zwei, 1870/71 schon zehn. Der erste Weltkrieg forderte das Leben von 32 Ottmarsheimern, im zweiten Weltkrieg fielen 53 Ottmarsheimer auf den Schlachtfeldern Europas. Sechs werden vermißt.

Während früher die Kriegsschauplätze fern in Feindesland lagen, wurde am *E n d e d e s l e t z t e n K r i e g e s* auch unsere Heimat in die Kampfhandlungen einbezogen. Schon 1941 fielen auf der Markung Ottmarsheim die ersten Bomben. Am 14. Dezember 1944 entging Ottmarsheim nur mit knapper Not der Vernichtung. Ungefähr 80 Sprengbomben und eine Anzahl Brandbomben fielen glücklicherweise aufs freie Feld, so daß nur Schaden auf den Äckern und in den Weinbergen entstand.

Am 12. April 1945 lag der Ort zum ersten Mal unter feindlichem Beschuß. Etwa zehn Granaten explodierten zwischen den Häusern und beschädigten ein Wohngebäude, fünf Scheunen und einen Schuppen. Zwei Menschen kamen dabei ums Leben, einem kleinen Mädchen wurde ein Unterschenkel zer-

schmettert. Am Nachmittag des 20. April rollten die ersten amerikanischen Panzer ins Dorf. Am Tag darauf bezogen amerikanische Infanteristen Quartier im Rathaus und in einigen Privatwohnungen. Die Truppen zogen bald wieder ab, ohne daß es zu irgendwelchen Ausschreitungen oder Plünderungen gekommen wäre.

Wenn es in den Jahrhunderten nach der Reformation auch in erster Linie die kriegerischen Ereignisse waren, die die Schicksale unseres Dorfes gestalteten, so sind es keineswegs nur Kriege, von denen der Chronist berichten muß. Kommen wir also nun zu friedlicheren Dingen.

Manchmal kann man die Geschichte eines Ortes, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, an seinen Baudenkmalern ablesen. In Ottmarsheim ist hier leider nicht allzuviel vorhanden. Bekannt ist die Kirche, über die aber an anderer Stelle berichtet wird.

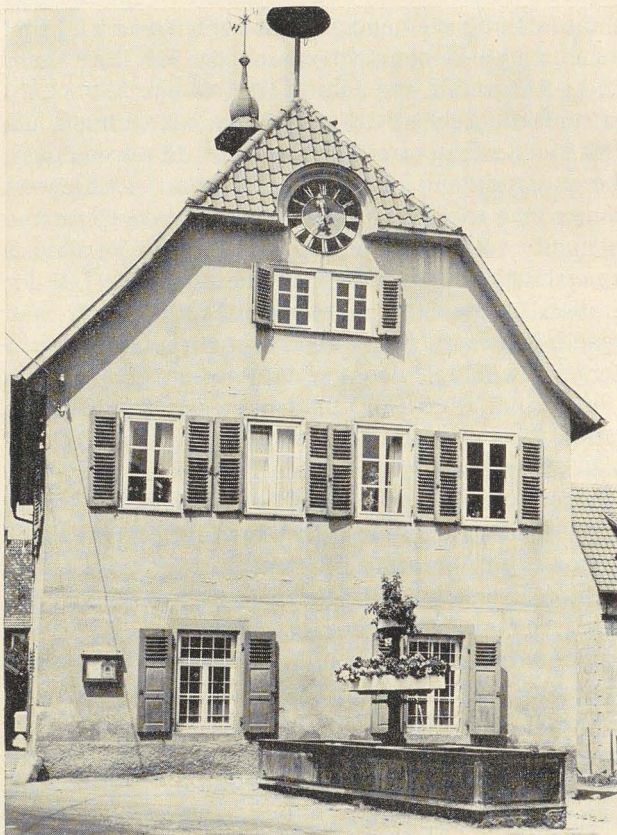


Abb. 2. Rathaus mit Brunnen.

Das Rathaus wurde im Jahre 1765 erbaut. Die Baukosten betragen damals neben Hand- und Fuhrfronen 1500 bis 1800 Gulden. In früheren Zeiten konnte in ihm bei Hochzeiten getanzt werden. Zuvor mußte man aller-

dings beim Bürgermeister einen Gulden bezahlen, damit er das Rathaus aufschloß. 1880 entschloß man sich zu einem Umbau, als die nördliche Giebelseite einzustürzen drohte. Der Eingang wurde dabei auf die Längsseite verlegt, der Ortsarrest wanderte vom Erdgeschoß in den zweiten Stock. Im gleichen Jahr wurde auch das G e m e i n d e b a c k h a u s neu erbaut, nachdem das alte baufällig geworden war.

D a s S c h u l h a u s, gegenüber der Kirche auf dem hohen Bühl gelegen, wurde im Jahre 1805 an der Stelle des alten neu errichtet. Dreißig Jahre später wurde es renoviert und erweitert. Nachdem die Räume wiederum zu eng geworden waren und das Gebäude dringend der Reparatur bedurfte, entschloß sich die Gemeinde zum Umbau, der am 5. Mai 1892 vom Oberamt Marbach genehmigt wurde. Seit dieser Zeit hat sich das Schulhaus nicht wesentlich verändert.

Wichtig für die Gemeinde ist auch die K i n d e r s c h u l e. Sie wurde in den Jahren 1902/03 mit Hilfe einer Stiftung des damaligen Jagdpächters Heinrich Härlin erbaut. Zu Ehren ihres Stifters erhielt sie den Namen Härlin-Schule. Dem Stifter wurde am 22. Februar 1903 der Ehrenbürgerbrief von Ottmarsheim überreicht.

Heute nicht mehr vorhanden ist die frühere Ottmarsheimer K e l t e r. Sie war einst als Zehntscheuer erbaut worden und stand weithin sichtbar in der Nähe der Stelle, an der sich die Straßen nach Mundelsheim und Besigheim kreuzen. Sie wurde bereits im Winter 1853/54 abgebrochen.

Auch das „ S c h l ö b l i n“, das einst an der Stelle des heute Brixnerschen Anwesens stand (noch heute trägt es den Beinamen „Freigutshof“), ist uns nicht erhalten geblieben. Das Schlößlingut war 1532 von Bernhard v. Liebenstein begründet worden. 1634, während des Dreißigjährigen Krieges, brannte das Schlößlein völlig ab. Am 11. Juli 1698 wurde das Schlößlingut, zu dem 33 Morgen Ackerland, 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Baum- und Krautgarten und <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Wiesen gehörten, von Rittmeister Johann Jakob Groß für 1400 Gulden erworben. Seine Erben Christian Gottlieb Hartmann und dessen Sohn Christian Friedrich verkauften es 1779 für 3000 Gulden an den Pfarrer Viktor Eberhard Renz.

Zu erwähnen wäre noch ein Bauvorhaben, das leider nie verwirklicht wurde. Im Jahre 1894 beschlossen der damalige Pfarrer Klemm und der Lehrer Walker die Gründung eines Fonds zur E r r i c h t u n g e i n e s A u s s i c h t s t u r m e s. Er sollte sich an der Stelle erheben, an der einst die Kelter gestanden war. In den Gasthäusern „Rose“ und „Adler“ wurden Sammelbüchsen aufgestellt in der Hoffnung, auf diese Weise einen Teil des erforderlichen Betrages zusammenzubringen. Bis zur Inflation waren etwa 300 Mark ersammelt worden, die dann natürlich der Geldentwertung zum Opfer fielen.

Zum Schluß der Ottmarsheimer „Baugeschichte“ noch ein Wort zum S t r a ß e n b a u.

Wenn wir heute von Ottmarsheim aus auf guten Landstraßen nach allen Richtungen fahren können, so erscheint uns das als selbstverständlich. Diese

Ausfallstraßen wurden jedoch zum Teil erst im vergangenen Jahrhundert gebaut. Erst im Jahre 1823 wurde zwischen Ottmarsheim und Neckarwestheim eine Strecke von 417 Ruten (10 Fuß = 1 Rute; 1 Fuß = 0,286 m) befahrbar gemacht. Die Kosten dafür betragen 2000 Gulden.

1868 beteiligte sich die Gemeinde Ottmarsheim mit 1000 Gulden am Bau der überdachten hölzernen Brücke über den Neckar in Besigheim unter der Bedingung, daß die Einwohner von Ottmarsheim freie Passage zu Fuß oder mit Fuhrwerken über den Neckar haben sollten.

1877 wurde von Ottmarsheim der Bau einer neuen Straße nach Besigheim angeregt. Es dauerte jedoch fast 60 Jahre, bis es endlich dazu kam.

1891 wurde die Straße nach dem Pfahlhof gebaut. Gewalzt wurde damals noch mit einer Walze, die mit Wasser gefüllt war und von zwei Pferden gezogen wurde.

Damit ist natürlich die Ottmarsheimer Baugeschichte noch keineswegs abgeschlossen. Über die besonderen Schwierigkeiten beim Straßenbau und beim Ersatz der Holzbrücke durch eine Eisenbetonbrücke sowie über den Bau der Wasserleitung berichtet Emil Unkauf anschließend an diese Darstellung.

Bis zum zweiten Weltkrieg blieb Ottmarsheim ein Dorf, dessen Bewohner vorwiegend in der Landwirtschaft tätig waren. Guter Boden und ein günstiges Klima ermöglichen den Feldbau auch anspruchsvoller Nutzpflanzen. Neben Getreide, Zuckerrüben, Kartoffeln usw. wurden jahrelang auch Hopfen, Tabak, Zichorie, Bohnen, Gurken u. a. Gemüse angepflanzt. Der Obstbau war, wie heute noch, eine wichtige Einnahmequelle. Das Gesamtbild des Ortes veränderte sich in diesen Jahrzehnten nur gering. Die Bautätigkeit beschränkte sich auf Neu- und Umbauten Ortsansässiger. So blieb die Bevölkerungszahl stets zwischen 600 und 700 Einwohnern. (1866: 1016 E., 1905: 682 E., 1933: 613 E., 1954: 645 E.)

\*

Die Anfänge der Ottmarsheimer Schulgeschichte liegen im dunkeln. Wir wissen nicht genau, wann und unter welchen Umständen unsere Schule eingerichtet wurde. Im Jahre 1559 erließ Herzog Christoph die neue Schulordnung. Nach ihr sollten auch in den kleinsten Gemeinden Schulen eingerichtet werden, um die Kinder im Katechismus, im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde jedoch ein allgemeiner Schulzwang eingeführt. Wie es mit der Erfüllung der Schulpflicht am Anfang wirklich aussah, werden wir noch sehen.

Zunächst stand die Schule jahrhundertlang in engster Verbindung mit der Kirche. Der Schulmeister war keineswegs ein geschulter Pädagoge, der ein langes Studium an einer Hochschule vorweisen mußte. Vielmehr war seine Ausbildung sehr einfach und bescheiden. Jeder fest angestellte Lehrer konnte Lehrlinge halten und sie auf ihren späteren Beruf vorbereiten. Vor ihrer endgültigen Anstellung wurden sie vom zuständigen

Dekan examiniert und nach bestandener Prüfung angestellt. In Dörfern wie Ottmarsheim war der Aufgabenkreis des Schulmeisters sehr groß. Er war nicht nur Lehrer im eigentlichen Sinn, sondern daneben auch noch Mesner und Organist. Oft fielen ihm auch noch zahlreiche andere Aufgaben zu, so daß er sich wohl nie über Mangel an Arbeit zu beklagen hatte. Der Pfarrer war nicht nur in der Kirche, sondern auch in Schulfragen sein Vorgesetzter. Er besuchte den Unterricht und prüfte die Kinder. Auch bei den jährlichen Kirchenvisitationen durch den Dekan wurden die Schule besichtigt und die Fortschritte der Schüler geprüft. Manchmal wurde dabei auch der Schulmeister ermahnt oder gar gerügt.

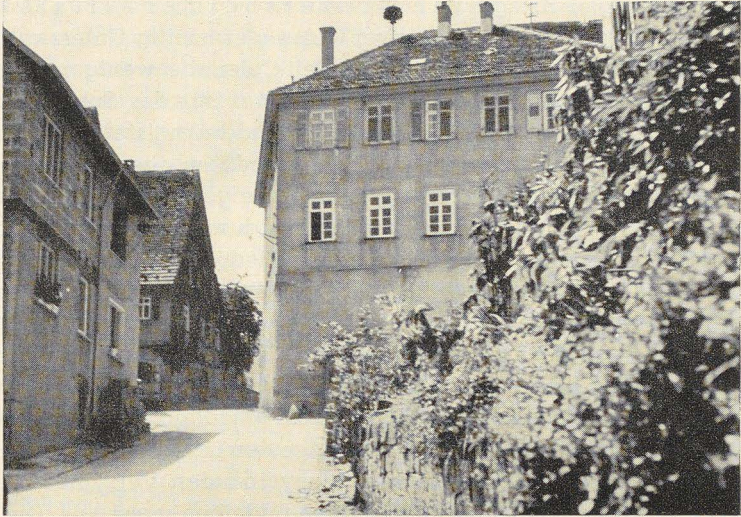


Abb. 3. Blick durch die Kirchgasse auf das Schulhaus.

Trotz seiner zahlreichen Aufgaben waren die Einkünfte des Schulmeisters sehr bescheiden. Großenteils mußte er sie selbst von den Eltern eintreiben, und das stieß häufig auf Schwierigkeiten. So berichtet im Jahre 1736 der Kirchenvisitator des Schulmeisters Klage: „Besoldung habe er richtig, aber das Schulgeld dazu wolle niemand geben. Den Mesnerlaib muß er mit Hader und Zank herausbringen.“

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war Liebenstein nach Ottmarsheim eingepfarrt worden. Der Pfarrer von Ottmarsheim hatte also auch den Gottesdienst zu Liebenstein versehen. Oft mag das mit Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. So beschwerte sich die Bürgerschaft anlässlich der Visitation 1732, „daß sie dem Pastori des Sonntags müssen bey einfallendem wüsten Wetter, oder Unpäßlichkeit Bottengehen, die Predigt zu Liebenstein abzukünden; weil es des Schulmeisters Amt wäre.“ Auch dazu war also der Schulmeister da. Bei der gleichen Gelegenheit beschwerten sich die Bürger auch über die „ledige Pursch, daß sie ihnen auf der Porkirchen vorstehen, sa-

gende, Pastor habe es sie geheißten. Die Buben dringen denen Männern vor, die schon 20 Jahr an einem Ort gestanden". Der Bürger Jerg Jacob Striker, seines Zeichens Metzger, hat nichts zu klagen, außer „daß der Schulmeister nicht in der Schule wohne, und die Kinder darin öfters eine Stunde allein seyen ohne Aufsicht und Zucht, biß er komme". Man konnte dem Schulmeister aber auch nicht gut zumuten, in diesem Schulhaus zu wohnen, denn in demselben Bericht heißt es: „Schulhaus ist in schlechtem Stand, darinn niemand wohnet, so wol, weil kein Stall noch Platz zum Fueter darinn, als auch ein Poltergeist dasselbe beunruhigt, welches der Schulmeister nicht laut sagen mag, damit es nicht gar verschwetzet werde."

Wie die Kirche, so war auch die Schule zu Liebenstein nach dem Dreißigjährigen Krieg eine Ottmarsheimer Filiale geworden. Da der Schulmeister nicht an zwei Orten gleichzeitig Unterricht halten konnte, stand ihm ein Provisor zur Seite, der die wenigen Kinder zu Liebenstein zu betreuen hatte. Oft war der Provisor der Sohn des Schulmeisters. Das hatte gewisse Vorteile, denn der Schulmeister mußte für den Unterhalt des Provisors aufkommen. Dafür stand ihm allerdings ein gewisser Betrag zur Verfügung. Wenn er also seinen eigenen Sohn in dieses Amt einsetzte, blieb das Geld in der Familie. Natürlich war das nicht immer möglich. So hatte der Schulmeister Johann Adam Rieck im Jahre 1734 nach Auskunft der Akten in seinem achtzehnjährigen Provisor nur „ein trotzigen, schlechten Pursch".

Auch sonst war Schulmeister Rieck nicht zu beneiden, denn auch mit der Schulpflicht nahm man es damals nicht allzu schwer. Im Winter unterrichtet er 55 Kinder, „34 Knaben und 21 Mägdlein", aber wie steht es im Sommer? Der Visitator berichtet die Klage des Lehrers: „Der Unfleiß sey allezeit bey den Kindern, Er habe nie alle beyeinander: Versäumen des Monats 18, 20 Täg: Die zum Confirmieren gehen, bleiben meist aus. Die Eltern brauchen sie gar zuviel zum Geschäft, man möge treiben, wie man wolle. Wann die Sonne scheine, so seyen sie am Geschäft. Sommer-Schul seye hier schlecht: Es kommen nur 10, 15. Bald gar keines."

Schulmeister Rieck hatte gewiß keinen leichten Stand. Zwar verlangte man von ihm, daß er außerhalb der Schule die Kinder erziehen half; wenn er aber einmal einen Missetäter erwischte, so war es oft auch nicht recht. So klagte er wider eine Schneiderswitwe, „sie habe ihrem Buben befohlen, er soll täglich niederknien um den 109. Psalmen, damit den Schulmeister tod betten, weil er über ihren Buben herausgebracht, daß er ihm die Kirch-Schlüssel entwendt habe".

Sein Sold beträgt im Jahre 1741 97 Gulden. Er meint dazu: „Besoldung geht richtig, die Mesner Laib unrichtig. Die Accidentien aber von Wein, Fleisch, Brod an Hochzeiten und Taufen nehmen ab."

Von 1745 an ist J o h a n n L e o n h a r d S e y f f e r Schulmeister in Ottmarsheim. Er hat inzwischen 73 Schulkinder, aber auch er muß sich im Sommer mit der Hälfte begnügen. Gleich am Anfang seiner Laufbahn „wurde dem Schulmeister beditten, besser auf das Lesen und Schreiben zu dringen

und die Absicht über die Kind auch außer der Schuel zu haben“. Aber sonst ist man mit ihm zufrieden, denn „er hat nöthige Gaben zum informieren, singen, Orgelschlagen und rechnen. Führt einen erträglichen Wandel mit den Seinigen“. Er hält im Sommer wie im Winter an vier Tagen vier Stunden und an zwei Tagen drei Stunden Unterricht.

J. L. Seyffer amtierte bis 1786. Dann wurde er von seinem Sohn abgelöst, der ihn schon seit zwei Jahren als Provisor unterstützt hatte. Die Rollen wurden nun einfach vertauscht: der Sohn wurde Schulmeister, der Vater Provisor.

Mit dem Sohn war man in Ottmarsheim weit weniger zufrieden als mit dem Vater. Vor allem hatte er eine schlechte Handschrift. Daher wurde ihm mehrmals aufgegeben, „daß er allen Fleiß anwenden solle, um seine Handschrift zu verbessern, widrigenfalls man sonst ernstliche Maasregeln wider ihn vorkehren werde“.

Als Vater Seyffer im hohen Alter von 80 Jahren nicht mehr über Feld gehen konnte, um in Liebenstein Schule zu halten, wurden 1794 die Rollen abermals vertauscht. Aber auch in Liebenstein war man mit dem Sohn nicht zufrieden. Der Vater jedoch „versieht nun die Schule in Ottmarsheim immer noch so gut, als sein 30jähriger Sohn“.

Am Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts besserte sich der Schulbesuch allmählich. 1789 war Christian Binder Pfarrer zu Ottmarsheim geworden, von welchem der Dekan berichtete, daß er ein Schulfreund sei. Von nun an wurden alle Schülerversäume allmonatlich beim Kirchenkonvent gerügt. Das mag wohl manche Eltern bewogen haben, ihre Kinder pünktlich zur Schule zu schicken. 1791 hatte die Ottmarsheimer Schule bei 523 Einwohnern 101 Schüler. Davon waren laut Aufstellung

Lesende: 56

Buchstabierende: 30

Schreibende: 46

Diktiert Schreibende: 26

Brieflesende: 46

Rechnende: 26

a) schön: 0

b) mittelmäßig: 19

c) Anfänger: 27

Am Ende des 18. Jahrhunderts war auch endlich das Rechnen als Schulfach eingeführt worden.

Georg Friedrich Staib, der 1797 das Schulmeisteramt übernahm, war offenbar ein sehr geschickter Pädagoge. Der Dekan bescheinigte ihm: „Gaben, Kenntnisse, Fleiß und Application sind gleich vorzüglich.“ Er verstand es trefflich, den Eifer seiner Schüler anzuspornen. Für gute Leistungen erhielten die Schüler „Billets“, bei Verfehlungen wurden ihnen dieselben jedoch wieder abgenommen. Am Ende gab es je nach der Anzahl der Billets, die ein Schüler vorweisen konnte, kleine Prämien. So bekamen z. B. 1802 Georg Michael Lang, Johannes Raad und Maria Agnes Bazin je 15 Kreuzer. 1803 bekam der Schulmeister für seine Verdienste selbst eine Prämie von 2 Gulden 45 Kreuzer und 1806 ein öffentliches Lob. Vielleicht ist es auch ein

wenig sein Verdienst, daß 1805 endlich das neue Schulhaus gebaut wurde, „auf das die Gemeinde mit Sehnsucht wartete“ und das nach seiner Erweiterung im Jahre 1835 und verschiedenen geringfügigen Veränderungen noch heute seinen Zweck erfüllt.



# Die neue Straße nach Besigheim - Bau der Wasserleitung

Von Emil U n k a u f

Rund fünf Jahrzehnte lang war die Straße nach Besigheim ein „Schmerzenskind“ für Ottmarsheim. In vielen Gemeinderatssitzungen wurde über deren Zustand geklagt und um Abhilfe gebeten. – Warum geschah so lange nichts?

Von jeher bestanden zu dem 6 km entfernten Oberamtsstädtchen Besigheim enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen: Bahnhof, Post, Krankenhaus, Ärzte, Banken, weiterführende Schulen, Handwerksbetriebe, Ladengeschäfte, Fabriken standen dort für die Ottmarsheimer zur Verfügung. Ganz unverständlicherweise wurde dies bei der Schaffung von Oberamtsbezirken nicht berücksichtigt und das Dorf dem 16 km entfernten Marbach zugeteilt. Dies hat sich vor allem im Straßenbau sehr nachteilig ausgewirkt, denn alle Straßen waren Amtskörperschaftsstraßen (Kreisstraßen). Da die nach Besigheim großenteils auf dem Oberamtsgebiet Besigheim lag, waren die Kosten für dieses Oberamt wesentlich höher als für den Bezirk Marbach. An diesem Umstand scheiterte immer wieder der Bau.

Ein Gutachten des Straßenmeisters von Marbach aus dem Jahre 1913 lautet u. a. „Der jetzige Zustand entspricht sowohl hinsichtlich der geringen Breite, als auch den Steigungsverhältnissen nicht mehr den Anforderungen einer Nachbarschaftsstraße. – Die Passierung der Straße birgt Lebensgefahr für Fuhrwerke, Autos und Radfahrer“. Der erste Weltkrieg und die Inflation machten die Situation noch schwieriger. Die Geduld der Ottmarsheimer wurde auf eine harte Probe gestellt. In einer von über 100 Bürgern besuchten Versammlung am 4. 4. 1925 wurde die Resolution gefaßt, die Gemeindevertretung soll Schritte unternehmen, die zur Lostrennung vom Bezirk Marbach und zur Zuteilung zum Bezirk Besigheim führen. Man erwartete ein größeres Entgegenkommen vom Oberamt Marbach.

Über den Neckar bei Besigheim führte damals eine überdachte Holzbrücke (vgl. Seite 54), die für schwere Lkw gesperrt war. Diese mußte dringend durch eine Eisenbetonbrücke ersetzt werden. Die Bitte des Stadtschultheißenamts Besigheim wegen Gewährung eines Beitrags zum Bau dieser Brücke wurde im Frühjahr 1926 vom Gemeinderat Ottmarsheim ab-

gelehnt mit der Begründung, das sei Sache des Staates. Die Straße nach Besigheim sei bald unbefahrbar und man überlege sich, den Verkehr nach Kirchheim zu leiten. Immer kräftigere Worte wurden benützt. So am 30. 1. 1929: „Der Gemeinderat stellt fest, daß der Weg zur Bahnstation und zu den Betriebsstätten und für Fuhrwerke lebensgefährlich ist. Der Zustand der Straße ist derart, daß sie die allerschlechteste Amtskörperschaftsstraße der beiden Oberamtsbezirke und darüber hinaus ist. Um Sperrung wird gebeten . . . Jede Verantwortung wird abgelehnt . . . “ Endlich kam am 10. 11. 1930 in einer Besprechung des Landrates von Marbach und den Straßenmeistern der beiden Bezirke eine Einigung über die Kostenanteile zustande. Nach einigen Monaten wurde mit dem Straßenbau begonnen. Im Hinblick auf die Arbeitslosigkeit konnte er teilweise als Notstandsarbeit durchgeführt werden. Durch das Angebot eines langfristigen Darlehens zu mäßigem Zinsfuß von Frau Pauline Streicher geb. Kurz, Witwe, in Heilbronn, einer gebürtigen Ottmarsheimerin, wurde der Gemeinde die schwierige Finanzierung des Straßenbaues sehr erleichtert. Heute ist Ottmarsheim von allen Seiten durch gute Landstraßen zu erreichen.

Auch der Bau der Wasserleitung hatte seine besonderen Schwierigkeiten. Drei laufende und acht Pumpbrunnen versorgten die Einwohner mit gutem und vor allem billigem Wasser. Der Bau einer Wasserleitung erschien deshalb vielen als überflüssige Geldausgabe.

Von 1909 an erhitzen sich die Gemüter an diesem Vorhaben. Befürworter und Gegner des Baues bekämpften sich mit Worten und Abstimmungen. Oft wurde dadurch der dörfliche Frieden gestört. Zwietracht trennte zeitweise das Dorf in zwei Gruppen. Im Jahre 1911 beschloß der Gemeinderat die Ausführung des Baues, die Mehrheit des Bürgerausschusses und der Hausbesitzer lehnten ab. Trotzdem wiederholte das Kollegium in einer namentlichen Abstimmung mit neun Ja und sechs Nein seinen vorausgegangenen Beschluß. Eigentümlicherweise wurde er nicht durchgeführt. Der erste Weltkrieg und die Inflation schoben die Entscheidung hinaus. Nach wiederholten Vorlagen von Kostenvoranschlägen und Berechnungen durch Schultzeiß Weidmann beschloß der Gemeinderat am 4. 4. 1925 die Durchführung des Projektes unter der Voraussetzung, daß der Gemeinde durch die Körperschaftsforstdirektion ein außerordentlicher Holztrieb von ca. 800 Festmetern gestattet wird. Das Bauamt für Öffentliche Wasserversorgung errechnete die Kosten einschließlich den Hausanschlüssen mit 60 000 Mark. Die Schwierigkeit der Geldbeschaffung (9 % Zins!) konnte in den folgenden Wochen auch überwunden werden. Dem Baubeginn stand nun nichts mehr im Wege: Er wurde am 18. 9. 1926 beschlossen.

Seit 18. März 1927 fließt das Trinkwasser in die Häuser. Welch segensreiche Einrichtung hiermit ins Dorf kam, wird von manchen erst ermessen, wenn das Wasser ausbleibt.

# Ottmarsheim heute

Von Hermann Schütz

„Die wichtigste Stunde ist immer die Gegenwart.“ Dies hat Ekkehard I. gesagt – zu einer Zeit, als der Codex Laureshamensis, in dem Ottmarsheim die erste bisher bekannte Erwähnung findet, noch nicht lange geschrieben war. Was aber ist die Gegenwart? Sie gestaltet sich aus den erweiterten Elementen der Vergangenheit, aber sie ist nichts Festes, sondern etwas Fließendes. Wenn hier also über die Gegenwart der Gemeinde Ottmarsheim geschrieben werden soll, so kann nur scheinbar über einen Zustand berichtet werden. In Wirklichkeit muß ein Werdendes beschrieben werden, und Autor wie Leser haben sich darüber zu einigen, welche Zeitspanne als „Gegenwart“ fixiert werden soll. Im Rahmen einer Schrift wie der hier vorliegenden sollte eine Generation ins Auge gefaßt werden. Aber weil der zweite Weltkrieg eine bedeutende Zaesur darstellt, ist es wohl richtig, die Zeit von 1945 bis jetzt als Gegenwart der Gemeinde zu behandeln.

\*

Der Krieg ist zu Ende, man schreibt den Mai 1945. Im Neckar liegen die Trümmer der gesprengten Brücken. Wer von Ottmarsheim nach Kirchheim will, muß sich mit einer Seilfähre übersetzen lassen. Viele Männer fehlen, sie sind gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft. Aber das Dorf ist unversehrt. Wo aber steht es seinem Wesen nach?

Eine Wasserleitung – ja, die gibt es, seit 1926/27 schon. Elektrisches Licht und Kraftstrom auch, und zwar seit 1911/12. Sonst aber? Der Unterschied des Dorfes zu einer Gemeinde vor hundert, oder wenn man will, vor zweihundert oder dreihundert Jahren, ist nicht groß. Noch ist es ein Bauerndorf, vor den Häusern ist die „Miste“, die Abwässer laufen längs der Straßen, man fährt aufs Feld, bestellt seinen Acker, melkt seine Kühe, schneidet Futter. Der Farrenstall, die Bekämpfung der Wühlmäuse, die Herrichtung der Feldwege, der Holzeinschlag im Gemeindewald, was die Herrichtung der öffentlichen Waage kosten soll, die Ausrottung des Kartoffelkäfers, die Schlachtvieh- und Fleischbeschau – das sind die ersten Probleme, mit denen man sich befaßt. Das Hemd steht einem näher als der Rock: Haus, Hof und Feld, Arbeitsplatz und Essen sind zunächst das wichtigste.

Schon bald aber gibt es anderes: Flüchtlinge kommen, ein Gemeinderat ist zu wählen und ein Bürgermeister. Das alles wirft menschliche Fragen auf. Es ist nicht immer leicht, sie zu beantworten. Vieles muß in eigene

Hände genommen werden: „Graswurzeldemokratie“ predigen die Amerikaner, die als Besatzer im Lande sind.

Ja, es heißt von unten aufbauen. Die idyllische Zeit ist vorbei. In das abseits gelegene Dorf, heute die viertkleinste von den Gemeinden des Landkreises Ludwigsburg, zieht die neue Zeit ein. Noch nicht gleich nach 1945, aber doch in den folgenden Jahren mit der Entwicklung der Wirtschaft, der Industrie und des Verkehrs im Gesamtraum des Kreises und der Landeshauptstadt.

Worin sich das zeigt? Zunächst in der Bevölkerungsentwicklung. Die Einwohnerzahl macht einen Sprung nach oben: von 580 bei Kriegsende auf 667 ein Jahr später. Das scheint nicht viel, weil man sich im Bereich kleiner Zahlen bewegt; für Ottmarsheim aber bedeutet es einen Ruck, der aufgefangen sein will. Es ist auch nicht einfach, die Heimativertreibungen unterzubringen. Zwar könnte man eine Milchmädchenrechnung aufmachen: Im Jahr 1900 hatte die Gemeinde 731 Einwohner; da kein Haus zerstört wurde, müßte sie jetzt die 667 „verkräften“. Aber man würde die Entwicklung übersehen; schon 1939 hat man anders gewohnt als um die Jahrhundertwende. Bleiben wir bei den Einwohnerzahlen; der besseren Übersicht halber seien sie hier als Tabelle gegeben:

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1900	731	1950	670
1933	613	1956	654
1939	571	1961	641
1945	580	1964	634
1946	667	1965	634

Die Entwicklung zeigt sich aber auch in einer Veränderung der Lebensgewohnheiten und darin, daß nach und nach immer mehr Gemeindeglieder ihren Arbeitsplatz auswärts suchen. Dadurch ändert sich in den zwei Jahrzehnten nach Kriegsende das Wesen der Gemeinde. Im offiziellen Sprachgebrauch nennt man so etwas „Strukturwandel“. Die Zahl der hauptberuflichen Landwirte geht zurück. Waren es in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre noch 35 Bauern, die rein von der Landwirtschaft lebten, so sind es jetzt im Jubiläumsjahr nur noch 15. Auch hier zwar kleine Zahlen, die scheinbar wenig Veränderung anzeigen, in Wirklichkeit aber und bezogen auf die Größe des Dorfes ein wesentlicher Wandel. Allerdings: Noch rund 30 Bürger sind nebenberuflich Landwirte; als Schichtarbeiter in der Industrie verdienen sie in der Hauptsache ihren Lebensunterhalt. „Mondscheinbauern“, diese Bezeichnung hält der Volksmund für solche Menschen bereit. Das hat nichts Abfälliges an sich, vielmehr ist zu betrachten, daß diese nebenberuflichen Landwirte ihren Teil dazu beitragen, daß die Gesellschaft nicht völlig der Scholle entfremdet wird. Sie schaffen schwer, auch die Familie hat dabei einen hohen Anteil an Arbeit, aber sie gehören zu jenen Kräften, die das schwäbische Land so unempfindlich gegen Wirtschaftskrisen

machen. Ein Blick nun auf die steigende Anzahl von Menschen, die als sog. P e n d l e r auswärts arbeiten. Ihre Zahl beträgt anfänglich nach dem Kriege rund 50, erhöht sich bis zum Jahre 1954 auf 120 und erreicht 1966 einen Stand von rund 170. Der größte Teil dieser Pendler verteilt sich zunächst auf die Städte Stuttgart, Kornwestheim, Ludwigsburg und Bietigheim. Später jedoch erfolgt eine Verlagerung in den Raum Bietigheim, Besigheim, Gemmrigheim – ein Beweis dafür, daß ein näher am Wohnort gelegener Arbeitsplatz vorgezogen wird, und weiter ein Beweis dafür, daß anziehungskräftige Industriebetriebe aus dem Großraum Stuttgart herausgehen und neue Betriebe in den kleineren Städten entstehen.

Ottmarsheim ist eine kleine Gemeinde, aber auch sie muß das ihre tun, um den A n s c h l u ß a n d i e N a c h k r i e g s ä r a zu finden. Da sind vor allem der Ausbau der Feldwege und Waldwege, die erstmalige Anlegung der Ortskanalisation, die Suche nach Trinkwasser und Erweiterung des Wasserleitungsnetzes, die Erschließung von Baugelände und der zur Zeit im Bau befindliche Kindergarten in der Gartenstraße zu nennen. Geplant ist als größtes Bauvorhaben die Errichtung eines Wasserturms beim Sportplatz. Rund 730 000 DM wird dieser letzte Schritt zu einer besseren Wasserversorgung der Gemeinde kosten. Weitere Aufgaben stehen in Zukunft heran: eine Kläranlage soll errichtet werden, ein Flächennutzungsplan aufgestellt, weiteres Bauland erschlossen und eine Reihe von Ortsstraßen ausgebaut werden.

Aber nun der Reihe nach die H a u p t p r o b l e m e der Gemeinde, wie sie sich stellen und gemeistert werden. Daß W a s s e r nicht eine Selbstverständlichkeit ist, muß Ottmarsheim sehr bald verspüren. Es wird knapp, die eigenen Quellen reichen nicht mehr aus, man muß sehen, wie man sich neues Wasser erschließt. „Man muß unbedingt Wasser finden“, schreibt im Oktober 1964 der Neckar- und Enzbote, die Heimatzeitung des hiesigen Gebiets. Ja, wenn eine Gemeinde rund 650 Einwohner in 160 Haushaltungen hat und außerdem eine Reihe landwirtschaftlicher Betriebe, so läßt sich denken, daß ziemlich viel Wasser verbraucht wird. Aber die drei eigenen Quellen der Ottmarsheimer Trinkwasserversorgung liegen ziemlich flach und werden nur durch Oberflächenwasser gespeist. Sie sind also vom Niederschlag abhängig; ist der gering, so wird das Wasser knapp. Wassermangel macht sich schon in den trockenen Sommerjahren 1947 und 1949 bemerkbar, und im Juli 1964 läßt der Wasserzufluß so erheblich nach, daß die Gemeindeverwaltung Einschränkungen des Wasserverbrauchs erlassen muß: es dürfen keine Autos mehr gewaschen werden, keine Gärten, Baumgrundstücke oder Straßen gespritzt werden. Im September 1964 wird die Lage kritisch; die Schüttung der Quellen läßt immer mehr nach, und ganz schlecht wird die Wasserversorgung in den höhergelegenen Randgebieten der Gemeinde, wo es Wasser nur noch gibt, wenn gepumpt wird. Hört man mit dem Pumpen auf, so läuft das Wasser aus den Leitungen zurück. Die Fachleute, von der Gemeinde alarmiert, stellen fest, daß Ottmarsheim im Hinblick auf seine Wasserversorgung geologisch gestört ist. Und nun macht man sich auf die Suche: Im



Abb. 1. Wasserbohrung im  
Ottmarsheimer Wald  
Richtung Pfahlhof.

Gemeindewald in Richtung Pfahlhof werden die ersten Bohrungen versuchsweise angesetzt. Ebenso wird im Schinderwasen an der Markungsgrenze nach Mundelsheim probeweise gebohrt. Aber entweder kommt nicht genügend Wasser oder es fließt in dem Muschelkalkboden weg. Endlich im September 1964 wird man im Gemeindewald Richtung Pfahlhof im Seebronner Tal an zwei anderen Stellen in 32 m Tiefe fündig. Ununterbrochene Pumpversuche lassen erkennen, daß hier die Schüttung mit 2,1 Sekundenliter und 1,5 Sekundenliter, zusammen also 3,6 Sekundenliter, konstant bleibt. Diese beiden Bohrungen sind bis jetzt gefaßt worden, es sollen Pumpen eingebaut und der Anschluß zum projektierten Wasserturm soll in den nächsten Jahren geschaffen werden. Ein großes Problem wird dann gelöst sein.

Aber nicht nur wie man Wasser bekommt, wirft Fragen auf, ebenso wichtig ist es, wie man die Abwässer wieder los wird. *Ortskanalisation* also ist vonnöten. Auch hier wird nach vielen Vorberatungen vom Gemeinderat das Erforderliche beschlossen. Man schreibt das Frühjahr 1963, als die Gemeinde als ersten Bauabschnitt den Hauptsammler in der Lieben-

steiner Straße und das gesamte Gebiet nördlich des Ortsbaches zur Vergabe ausschreibt. Neun Firmen bewerben sich, den Zuschlag erhält eine Firma, die für rund 224 000 DM die Ausführung der Arbeit anbietet. Hinzu kommt bei der Finanzierung, was das Material kostet, und zwar der Kanalguß und die Schachtdeckel und die Steinzeugrohre. Insgesamt sind für diesen ersten



Abb. 2. Teich an der Liebensteiner Straße. (Überlaufwasser vom Rathausbrunnen).

Abschnitt der Ortskanalisation rund 340 000 DM vonnöten. Am 2. Dezember 1963 beginnt man mit dem Bau der Ortskanalisation – ein historisches Datum, so möchte man sagen. Inzwischen wird auch klar, daß die Abwasserbeseitigung in den nächsten Jahren erhebliche Mittel verschlingen wird. Es ist für die kleine Gemeinde ein sehr großes Projekt, zumal auch zwangsläufig eine Kleinkläranlage zu bauen ist, die allein rund 175 000 DM kosten wird. So rechnet man 1964 mit einer Gesamtsumme von 805 000 DM für die Ortskanalisation. Der erste Bauabschnitt ist fertiggestellt und im Februar 1965 geht es an den zweiten Abschnitt. Er umfaßt den restlichen Hauptsammler in der Liebensteiner Straße, die Adlerstraße, einen Teil der Gartenstraße, die Ilsfelder Straße, einen Teil der Besigheimer Straße, die Kirchstraße, Schulstraße und Großbottwarer Straße. Insgesamt wohl 1300 m Kanalisation. Anliegerbeiträge und Staatszuschüsse erleichtern die Finanzierung.

Blieben wir einmal bei der Finanzierung dieses und anderer Vorhaben der Gemeinde. Was Ottmarsheim sehr hilft, ist seine „Grüne Sparkasse“ – sein Gemeindegewald. Der Wald finanziert ein gut Teil des Gemeindeetats. Im Rahmen eines Kulturnutzungsplans wird er gepflegt, werden neue Pflanzen gesetzt – vorwiegend Fichten, Eichen und Buchen – und wird der jährliche Holzeinschlag festgelegt. 1960 wird ein Zehnjahresplan für den Gemeindegewald aufgestellt, nach dem die 137 ha umfassende Waldfläche systematisch bewirtschaftet wird. Zwischen 1950 und 1960 werden insgesamt 6350 Festmeter Holz geschlagen; von 1960 an sollen es jährlich 800 Festmeter sein. Ja, Ottmarsheim pflegt seinen Wald sehr: 165 000 Pflanzen werden in den fünfziger Jahren gesetzt, Umzäunungen werden auf einer Länge von 5,8 km errichtet und 1,4 km Waldwege werden erstmals chaussiert, um eine bessere Holzabfuhr zu ermöglichen.

Ein kleines Schlaglicht in diesem Zusammenhang auf den Steuereinzug: 1952 beschließt der Gemeinderat, daß kein Bürger mehr Brennholz von der Gemeinde zugeteilt bekommt, der seine Steuern nicht entrichtet hat. Das Brennholz aus dem Gemeindewald ist natürlich recht preiswert, und so hat die Gemeinde hier ein kleines Druckmittel gegen Zahlungssäumige in der Hand.

Landwirtschaft und Gewerbe in Ottmarsheim arbeiten mit einer Spar- und Darlehenskasse, die auch ein reges Warengeschäft betreibt. Dafür wird im Sommer 1955 mit dem Bau eines neuen Lagerhauses begonnen, nachdem es zuvor beinahe jahrelange Auseinandersetzungen um den Bauplatz gegeben hat und das für den Bau vorgesehene Holz im Gemeindewald schon beinahe verkommen ist. Nun aber haben sich die rund 140 Mitglieder der Kasse zum Lagerhausbau an der Ilsfelder Straße entschlossen. 153 qm Lagerraum entsteht im Erdgeschoß des 25 m langen und 9 m breiten Bauwerks; ferner ein Kassenraum mit Schalter, ein Sitzungszimmer und einige Nebenräume. Die unteren Räumlichkeiten, die für die Lagerung von Kartoffeln, Obst, Kohlen und Düngemitteln vorgesehen sind und 202 qm Fläche haben, können in direkter Einfahrt von der Gartenstraße her erreicht werden. Auch das als Kniestock angelegte Dachgeschoß mit 208 qm bietet weitere Lagermöglichkeit.

Wenn schon vom Lagern landwirtschaftlicher Erzeugnisse gesprochen wird, so muß auch ein Wort über den Zuckerrübenanbau in Ottmarsheim gesagt werden. Es gibt in dieser Nachkriegszeit Jahre, in denen das Dorf in Zuckerrüben gewissermaßen „ersäuft“. Ganze Halden von Zuckerrüben in respektablem Höhe sind in mehreren Ortsstraßen aufgeschichtet (1955 z. B. werden rund 20 000 Zentner Zuckerrüben erzeugt) und warten, bis sie von der Heilbronner Zuckerfabrik abgefahren werden.

Auch sonst helfen sich die Landwirte und andere Gemeindeglieder mit Gemeinschaftseinrichtungen. So entsteht eine Gefriergemeinschaft, die 1959 ihre dritte Gemeinschaftsgefrieranlage erstellt. Schon ein Jahr zuvor waren zwei Anlagen mit 24 und 30 Gefrierfächern ausgebaut und den Mitgliedern übergeben worden. Wegen der guten Erfahrungen mit diesen Anlagen ist die Nachfrage nach Gefrierfächern bis 1959 so groß geworden, daß nun die dritte Anlage mit 36 Fächern errichtet wird. Die Anlagen werden gut ausgenützt: aus wirtschaftlichen Erwägungen werden die Hauptschlachtungen mehr auf die Monate Mai und Juni verlegt, wenn die Preise für Schlachtschweine niedriger sind als im Winter. Wer also im Mai oder Juni schlachtet und im Dezember seine Schweine verkauft, kann einen beachtlichen Mehrerlös erzielen. Gemeindeverwaltung, Milchverwertungsgenossenschaft und Spar- und Darlehenskasse haben wesentlich zum Gelingen der Gemeinschaftsgefrieranlagen beigetragen.

Die Chronik hat aber auch weniger erfreuliche Ereignisse aufzuzeigen, so den Scheunenbrand in Ottmarsheim im Juni 1956. Große Aufregung gibt es, als um die Mittagsstunde eine zum Haus Hauptstraße 33 gehörige Scheuer in Brand gerät und nicht mehr zu retten ist. Landwirtschaft-



liche Maschinen, einiges Gerät und ein Wagen verbrennen; das Vieh kann glücklicherweise noch in Sicherheit gebracht werden. Bei der Enge der Bebauung besteht aber die Gefahr, daß das Feuer auf die angrenzenden Wohnhäuser übergreift. So wird die Besigheimer Feuerwehr zusätzlich alarmiert und es gelingt, den Brand auf die Scheuer zu lokalisieren.



Abb. 3. Der Scheunenbrand am 12. Juni 1956 (rechts ohne Kopfbedeckung Bürgermeister Müller).

Werfen wir aus diesem Anlaß einen Blick auf die Freiwillige Feuerwehr Ottmarsheim. 100 Jahre ist sie 1962 alt, und dieses Jubiläum wird mit einem eindrucksvollen Fest begangen. Die Gemeinde hat ein festliches Gewand angelegt, Fahnen und frisches Birkengrün schmücken Straßen und Häuser. Die Feuerwehren von Ludwigsburg, Kornwestheim und Besigheim beteiligen sich an einer großen Schauübung, und zu Ehren der kleinen, aber schlagkräftigen Ottmarsheimer Wehr wird ein Festabend gegeben, bei dem Landrat Stolz feststellt, daß man selten eine Gemeinde antreffe, in der die Feuerwehr 100 Jahre lang ihren Stand so gut bewahrt habe. Zwei ver-

diente Feuerwehrleute, Robert Zügel und Eugen Bruker, werden mit dem silbernen Feuerwehrhähnenzeichen ausgezeichnet. Ein weiteres Ehrenkreuz gibt es für Hermann Adelhelm.

Noch ein Jubiläum wird in diesen Nachkriegsjahren gefeiert, das „Hundertjährige“ des Liederkränzes im Jahre 1956. Im Festzelt hängt die ehrwürdige, hundert Jahre alte Fahne; unter ihr würdigt Oberregierungsrat Krohmer vom Landratsamt die Bedeutung des Volksgesangs. Im Jubiläumsjahr zählt der Liederkranz unter Vorsitz von Hermann Adelhelm 35 aktive Sänger und 45 passive Mitglieder. Unter seinem Dirigenten, dem Lehrer Wilhelm Toboll, hat er sich außerordentlich gut entwickelt und erfüllt in der kleinen Gemeinde die Aufgabe eines Kulturträgers. 1963 wurde dem Verein die Zelter-Plakette verliehen.

Im September 1961 geht für die Kirchengemeinde ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung: das Glockengeläut ist wieder vollständig und wird mit einem neuen elektrischen Läutewerk betrieben. Bis dahin mußte die Mesnerin jahraus jahrein viermal täglich die Glockenstränge ziehen – keine leichte Arbeit, wenn man weiß, was es heißt, Glocken von 250 bis über 600 Kilogramm Gewicht in Bewegung zu setzen.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Bürgermeister nach dem zweiten Weltkrieg. Dies sind vom Sommer 1945 bis März 1948 Eugen Hekel, von April 1948 bis Juni 1949 Friedrich Präuner, von Juli 1949 bis Oktober 1953 Richard Munz. Ihnen fiel die Hauptlast bei der Bewältigung der Wohnungsnot und der ersten Nachkriegsaufgaben zu.

Eines weiteren Datums hat die Chronik noch zu gedenken, der Wiederwahl von Bürgermeister Walter Müller im November 1961. Bürgermeister Müller hatte am 6. Dezember 1953 als damals 27jähriger das Vertrauen der Ottmarsheimer bei seiner ersten Wahl errungen. Auch bei seiner Wiederwahl 1961 erreicht er nun fast 75 % der Stimmen aller Wahlberechtigten; ein neuer schöner Vertrauensbeweis. Unter seiner ruhigen und sachkundigen Führung ist in der Gemeinde auch sehr viel Fortschrittliches geschehen. Werfen wir in diesem Zusammenhang noch einmal einen Blick auf das Bau- und Wohnungswesen. Es werden zwei Baulandumlegungen, und zwar in den Gewannen Vierteiler und Kleinfeldle, vorgenommen, und es werden mehrere im Ort verstreut liegende Flächen, vor allem an der Liebensteiner Straße, der Winzerhäuser Straße und der Schillerstraße, überbaut. Insgesamt sind in Ottmarsheim seit 1945 50 Häuser mit 68 Wohnungen gebaut worden, darunter von der Gemeinde selbst ein Dreifamilienhaus an der Zeppelinstraße. Zehn Wohnhäuser sind im Jubiläumsjahr weiter im Bau.

Auch die kleine Dorfschule wird zweimal, und zwar in den Jahren 1952/1953 und 1955/1956, gründlich überholt. Es werden neue Böden eingezogen, schönes, modernes Schulmobiliar angeschafft, die sanitären Anlagen verbessert und der Schulhof mit einem neuen Belag versehen. Von den drei Klassenräumen ist einer extern im Pfarrhaus untergebracht; er wird zur Zeit mit dessen Renovierung ebenfalls erneuert.

Als Gemeinschaftseinrichtungen bestehen nach wie vor ein Backhäusle an der Adlerstraße, das von einer Frau als Pächterin betreut wird, und eine Gemeindevaschküche an der Großbottwarer Straße neben dem Milchhäusle, die 1956 erneuert und mit zwei modernen Waschautomaten betrieblich verbessert wurde.

Das Jubiläumsjahr 1966 wird der Gemeinde einen weiteren sichtbaren Markstein bescheren: den neuen Kindergarten an der Gartenstraße. Der 1902/1903 teilweise mit Spenden des damaligen Ludwigsburger Jagdpächters errichtete alte Kindergarten wurde im Herbst 1965 abgebrochen; die kleinen Buben und Mädchen werden zur Zeit im alten Gasthaus

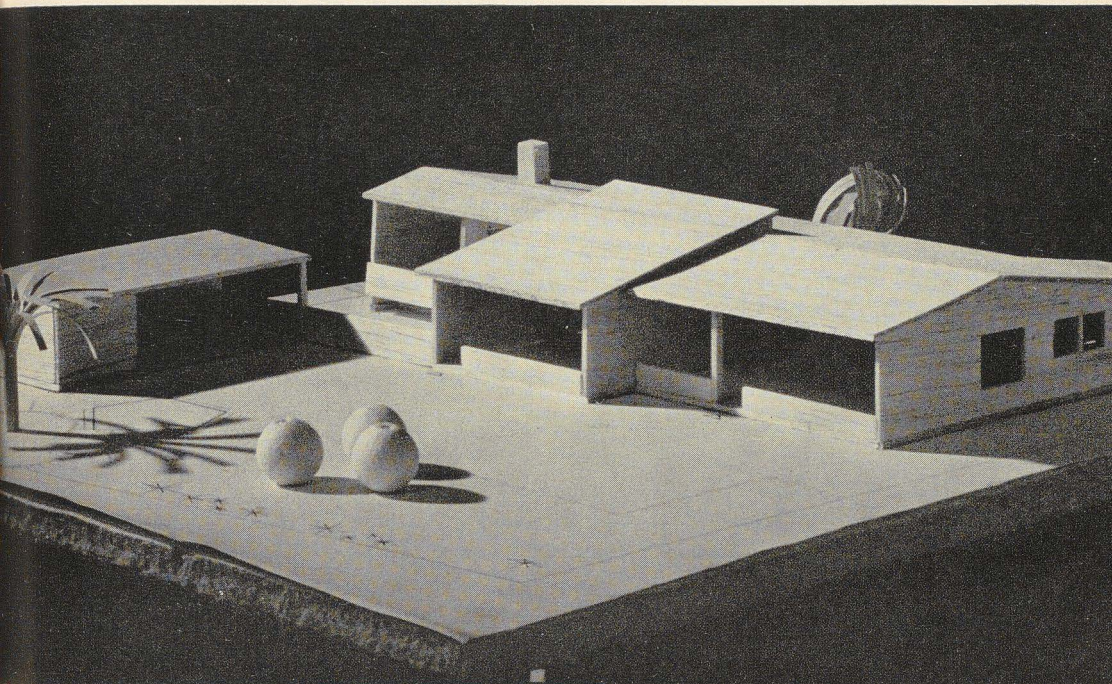


Abb. 4. Modell des neuen Kindergartens, der im Jubiläumsjahr 1966 erbaut wird.

„zum Adler“ betreut. Jetzt ist der neue Kindergarten im Bau, der bei Ausmaßen von 27 auf 14 Meter zwei Gruppenräume, einen Aufenthaltsraum, ein Zimmer für die Leiterin, eine Teeküche und die entsprechenden sanitären Anlagen enthalten wird. Außerdem sind zwei Wohnungen darin untergebracht, und schließlich ist die bestehende Pumpstation für die Ottmarsheimer Wasserversorgung so geschickt in den Neubau mit einbezogen worden, daß sich ein harmonisches Ganzes ergibt. Im September 1966 soll der neue Kindergarten eröffnet werden.

So geht Ottmarsheim in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Weg, der sich jetzt schon etwa so abzeichnet: vom reinen Bauern-

dorf zur gesund mit Landwirtschaft durchsetzten Arbeiterwohngemeinde. Vieles ist getan worden, dem abgelegenen Dorf die Chance zu geben, daß es seinen Bevölkerungsstand erhält und daß die kommende Generation es immer noch liebenswert findet und wert, darin zu leben und das eigene Dasein zu verwirklichen.

# Die Pfarrkirche St. Hippolyt

Von Markus Otto

Die Pfarrkirche St. Hippolyt ist ohne Zweifel das interessanteste, wahrscheinlich auch das älteste Baudenkmal Ottmarsheims. Ihre Lage auf einer Anhöhe hebt sie malerisch aus dem Dorfbild heraus und macht sie für den von Ilsfeld oder Liebenstein her wandernden Beschauer zum natürlichen Mittelpunkt der Szene. Ein besonderer Reiz liegt dabei in der gesamten, beinahe burgartig zu nennenden Anlage, deren Kernstück die Kirche bildet: hinter ihr im Süden der Friedhof, auf drei Seiten von einer geschlossenen Mauer umgeben, so daß der Besucher ihn nur durch den Durchgang des Kirchturms betreten kann. Vor der Kirche, auf ihrer Nordseite, ein Vorplatz, an dem auch das Schulhaus liegt. Zu diesem Platz führt eine hohe Steintreppe als einziger Zugang zu Friedhof, Schule und Kirche.

## Der Kirchenheilige St. Hippolyt

Leider ist es bis jetzt nicht gelungen, eine mittelalterliche Urkunde zu finden, aus welcher der Ottmarsheimer Kirchenheilige ersichtlich wäre. Dennoch ist auf Grund späterer Nennungen und bei Betrachtung der geschichtlichen Lage kein Grund vorhanden, den in der Beschreibung des Oberamts Marbach von 1866 angegebenen St. Hippolyt anzuzweifeln. Wer war eigentlich dieser Mann, der bei uns wenig bekannt ist und in unserem Kreisgebiet sonst als Kirchenheiliger nirgends vorkommt? Die Legende berichtet, daß Hippolyt der Kerkermeister des St. Laurentius (3. Jhdt.) war und von diesem zum Christentum bekehrt wurde. Weil er die Leichen der Märtyrer begrub, wurde er gefangengenommen und gemartert, schließlich von vier Rossen zu Tode geschleift. Hippolyt zählt also zu den Märtyrern, und diese gehören neben den „Führenden des Himmels“ (Michael, Petrus) zu den ältesten Kirchenheiligen. Eine Württ. Kirchengeschichte (Calwer Verlag 1893) meint dazu: „Vielleicht stammen aus jener Zeit (gemeint ist hier das 8. Jahrhundert) auch die Kirchen zum hl. Alexander und Hippolytus, wie die Alexanderkirche in Marbach . . . , die Hippolytuskirchen in Ottmarsheim, Zuffenhausen und Böhmenkirch. Denn unter Pippin brachte Abt Fulrad von St. Denis die Leichname jener beiden Märtyrer aus Rom und stiftete ihnen zu Ehren im Elsaß das Kloster St. Alexandri in Leberau und das Kloster St. Hippolyt in Audalovillare (heute St. Pilt).“ Da demnach Hippolyt gerade in der Pippinschen Zeit „aktuell“ war, paßt er gut in die frühe Dorfgeschichte,

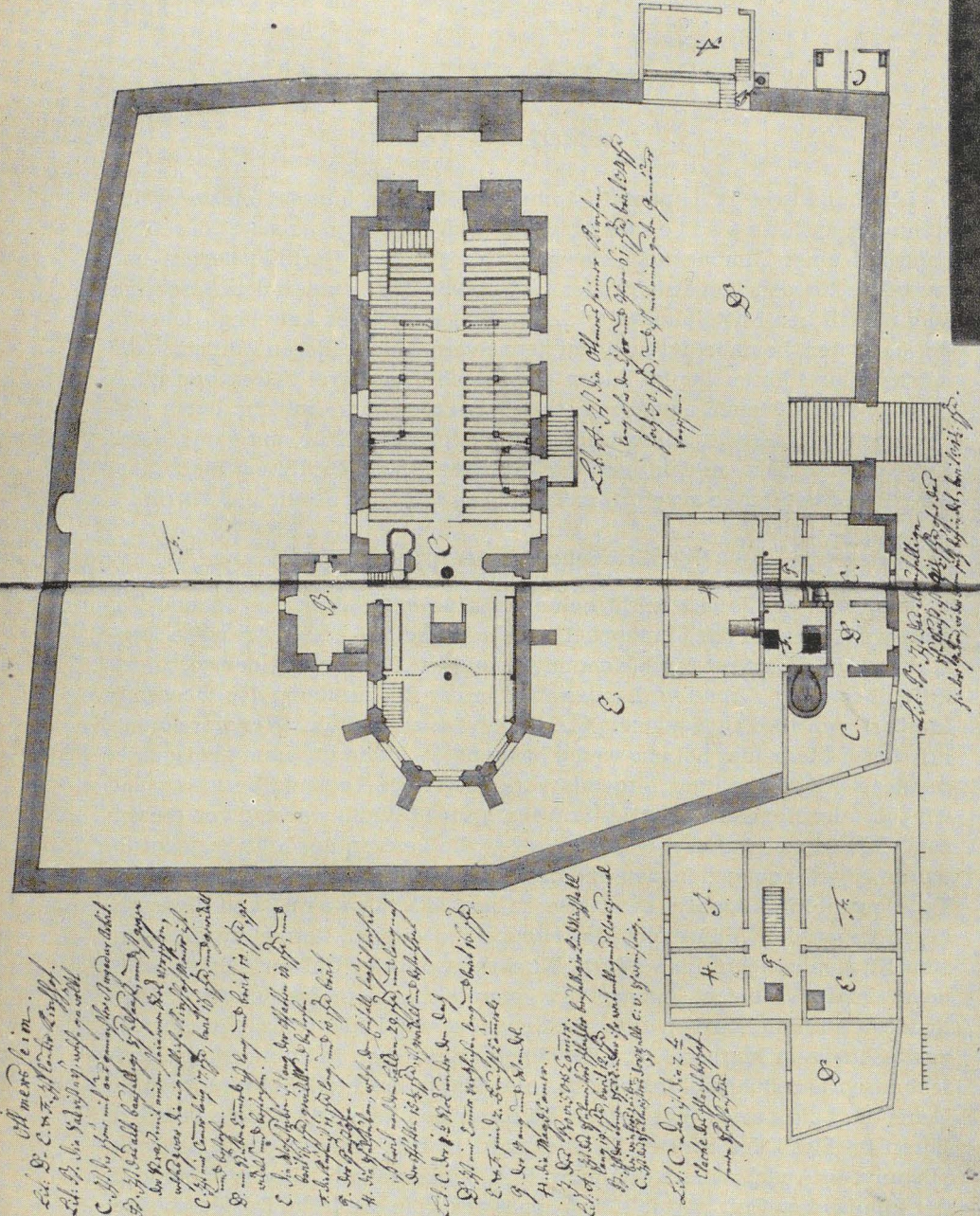


Abb. 1. Plan der gesamten Anlage (1786);  
 (der Winkel vom Turm zum Schiff ist nicht richtig wiedergegeben!).

und man kann den vorsichtigen Schluß ziehen, daß Ottmarsheim schon kurz vor 800 eine Kirche besessen hat. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch folgende Überlieferung: Das Staatsarchiv Stuttgart besitzt ein aus 16. Jahrhundert stammendes Verzeichnis „Was für fürneme Walfarten vor Jaren im Fürstenthumb Württemberg gewesen und auch an selbige Ort Capellen gebauet worden“ (A 63, Büschel 23, frdl. Mitteilung von Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Gönner). Über Ottmarsheim findet man dort: „Ottmarsheim, Ist derenn vonn Liebenstein, daselbstenn inn d Pfarrkürchenn, Ist Sannt Peltin für d Kalt wee (= für das kalte Weh) weit und preit heimgesucht unnd uff sein tag Walfartenn und Jarmarckht gehalten worden.“ Der hier angegebene „Sannt Peltin“ wurde später falsch verstanden, und man schrieb die Ottmarsheimer Wallfahrt St. Valentin zu. In Wirklichkeit handelt es sich einfach um Hippolyt, der auch St. Pilt, St. Polt, St. Pölten genannt wird. Die Wallfahrt ging also in die Pfarrkirche zum Kirchenheiligen St. Hippolyt, an dessen Jahrestag, dem 13. August, ein Jahrmarkt abgehalten wurde. Damit verliert wohl auch eine angeblich hinter der Kirche im Friedhof einst vorhanden gewesene St.-Valentin-Kapelle ihre Glaubwürdigkeit.

### Die gotische Kirche von 1502

Von der Existenz einer Kirche in Ottmarsheim während des Mittelalters erfährt man auf Umwegen durch eine im Württ. Urkundenbuch verzeichnete



Abb. 2. St. Hippolyt von Süden.

Urkunde vom 17. Oktober 1244 (Bd. 4, S. 82, Nr. 1031). In ihr ist unter den Schiedsrichtern in einem Zehntstreit auch der „Plebanus“ von Ottmarsheim genannt. Obwohl der Begriff Plebanus nicht ganz eindeutig ist, darf man es hier sicher einfach mit „Pfarrer“ übersetzen.

Die erste St.-Hippolyt-Kirche, die nach dem bisher Gesagten recht früh angesetzt werden kann, war sicher ein recht primitiver Holzbau, der aber schon an der Stelle der heutigen Kirche gestanden haben wird. Im Mittelalter entstand dann wohl, wie üblich, ein Steinbau, der nach und nach vergrößert wurde, wie das im Falle anderer Kirchen durch Grabungen sehr eindrucksvoll nachgewiesen werden konnte. Der heutige Bau hat das Endstadium dieser mittelalterlichen Entwicklung äußerlich nahezu unberührt erhalten, weshalb die Ottmarsheimer Kirche in ihrem Gesamtbild so harmonisch und malerisch wirkt. Über dem nördlichen Turmeingang befindet sich eine leere Steinnische, unter der eine zweizeilige Inschrift angebracht ist. Die obere Zeile lautet: „ANNO. DNI (= Domini). 1502.“ Die Ziffer „fünf“ ist hierbei in einer wenig bekannten älteren Form ausgeführt (die Bedeutung der unteren Zeile ist noch nicht geklärt). Damit steht die Zeit des spätgotischen Baues fest.

Mächtig steht der wohl proportionierte Turm mit seinen vier, durch Gesimse abgeteilten Geschossen und dem schönen, aus späterer Zeit stammenden Zeldach vor der Westwand des Schiffes. Dabei ist es sehr eigenartig, daß sein Grundriß nicht im rechten Winkel anschließt, sondern um einige Grade im Uhrzeigersinn verdreht ist. Dadurch ist auch die Westwand des Schiffes etwas schräg gegenüber ihrer Nord-Süd-Richtung. Eine Erklärung könnte vielleicht in der Geländesituation und der dadurch bedingten Fundamentierungsmöglichkeit des Turms am Hang des Berges gefunden werden. Das Untergeschoß ist als Vor- und Durchgangshalle mit schönem spätgotischem Netzgewölbe ausgebildet. Nord- und Südwand haben zwei spitzbogige Durchgänge in den 1,8 m starken Mauern, während an der Ostseite ein mit schöner Steinmetzarbeit verziertes Portal (verschiedene Steinmetzzeichen!) ins Innere der Kirche führt. Die beiden mittleren Geschosse des Turmes besitzen nur schmale, schießchartenartige Fenster, wogegen das Glockengeschoß sich nach den vier Seiten je mit einem großen Spitzbogenfenster öffnet. Die noch teilweise erhaltenen Brüstungen und das Maßwerk in den Bogen zeigen schöne spätgotische Ornamente. Originell ist der auf der Südseite angebaute gedeckte, hölzerne Treppenaufgang zu der im zweiten Geschoß gelegenen Turmtür.

Das einfache Schiff war ursprünglich flach gedeckt, wie man an dem sowohl über dem Chorbogen als auch an der Wand hinter der Orgel querlaufenden Gesims deutlich erkennen kann. Es wird durch vier hohe, zweiteilige Spitzbogenfenster erhellt, deren Maßwerk später entfernt wurde. Dazu kommen noch je zwei, vom Umbau des 18. Jahrhunderts herrührende, übereinanderliegende kleine Fenster im Bereich der Orgelempore. Aus dieser Zeit rührt auch das Portal in der Mitte der Nordwand mit waagrechttem Sturz. Ein ziemlich schmaler und niedriger Chorbogen führt zu dem schönen



und lichten Chor, der eindrucksvollsten Leistung des spätgotischen Umbaus. Fünf durch Gesimse gegliederte Strebepfeiler umstehen außen den im halben Achteck abschließenden Chorbau und stützen das imposante Netzgewölbe im Innern. Vier große dreiteilige Fenster mit schönem Fischblasenmaßwerk erhellen den Raum, dessen Höhe früher ganz bewußt diejenige des flachgedeckten Schiffes übertraf, was auch von außen an seinem wesentlich höheren Dachfirst in Erscheinung tritt. Ein solcher hoher Chor entsprach dem Empfinden der spätgotischen Zeit, und hohe Chordächer gegenüber niedrigeren Schiffdächern sind in unserem Land ein häufiges Bild. Heute, im modernen Kirchenbau, wird dieses alte Prinzip der Herausstellung des Chores als wichtigsten Raumes der Kirche durch besondere Höhe wieder gerne angewendet.

Die Sakristei besitzt ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen Schlußstein einen unbekanntem Meisterschild trägt. Die Gewölberippen ruhen in den vier Raumecken auf Konsolen, die von Fratzenköpfen getragen sind.

Es ist sicher, daß in diesen Bau von 1502 wesentliche Teile einer früheren Kirche verbaut sind. Z. B. könnte das Schiff in seinem heutigen Grundriß schon vorher bestanden haben, mit einem kleineren Chor, an dessen Stelle dann der große geräumige trat. Als älterer Bauteil dürfte insbesondere die Sakristei anzusprechen sein, deren Gewölbe mit den Fratzenkonsolen bald nach 1400 entstanden sein wird. Schließlich wird auch der Turm, jedenfalls in seinem unteren Teil, auf ältere Zeit zurückzuführen sein, wenn auch seine dicken Mauern nicht unbedingt den Wehrkirchen-Gedanken nahelegen müssen. Sicher könnte so manche Frage durch eine sorgfältige Grabung beantwortet werden, doch sind diese Probleme für den Besucher unwichtig gegenüber dem, was er sieht, und das ist ein harmonischer und beinahe stilreiner Bau, dem man das verschiedene Alter seiner Bauteile nicht ansieht.

### **Die bedeutsamen Veränderungen des 18. Jahrhunderts**

Was die St.-Hippolyt-Kirche so besonders reizvoll und zu einer echten Sehenswürdigkeit macht, ist nicht das soeben gerühmte äußere Bild, sondern die nach diesem äußeren Bild völlig unerwartete, bezaubernde Rokokoausstattung im Inneren ihres Schiffes. Mit dieser hat sich der folgende Abschnitt zu befassen, und es steht dazu – ganz im Gegensatz zum Bisherigen – eine ganz hervorragende Quelle zur Verfügung.

In dem Staatsarchiv Ludwigsburg befinden sich die „Jahresrechnungen der Liebensteiner Geistlichen Verwaltung“ (G 145), ein gigantisches Werk, das über alle, Kirche, Pfarrhaus, Schule usw. betreffende Bauausgaben in den zur Herrschaft Liebenstein gehörigen Orten für die Zeit von zirka 1650 bis zur Säkularisation genaueste Auskunft gibt. Selbstverständlich können hier nur die für die Geschichte der Kirche bedeutsamen Daten herausgegriffen werden.

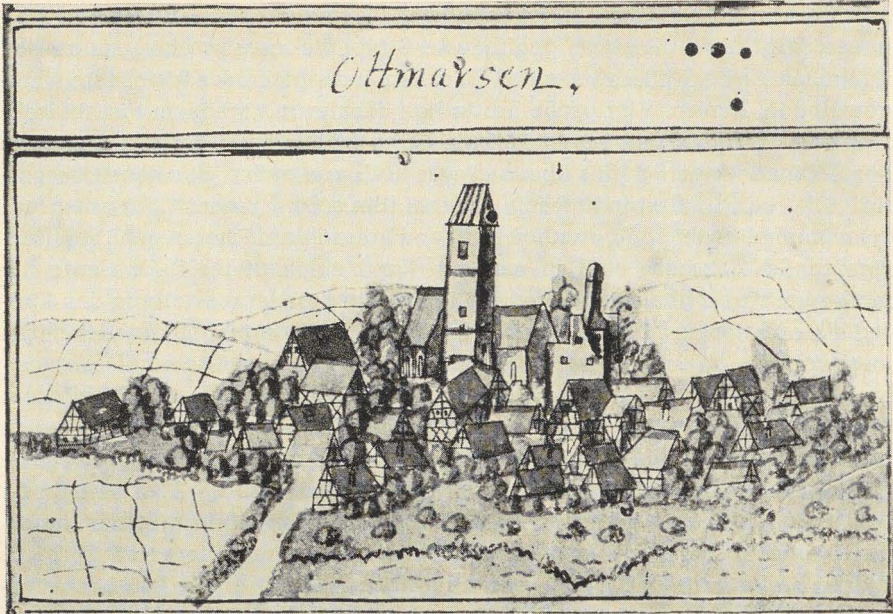


Abb. 3. Ottmarsheim im Kieserschen Forstlagerbuch.

Die erste wichtige Eintragung handelt davon, daß der Kirchturm 1674 „um besorgten Einfalls willen abgebrochen und an dessen Stell nur ein Tachstuhl darübergemacht“ worden sei. Dieser Abbruch kann nur einen über der Glockenstube befindlichen Teil betroffen haben, da keine Rede von einem Wiederaufbau in Stein ist. Vielleicht hat das Bild aus dem Kieserschen Forstlagerbuch recht, das noch einen Turm mit Satteldach zeigt. Man hätte dann die baufälligen Giebelmauern dieses Daches abgerissen und an deren Stelle „nur einen Dachstuhl“, also das heutige Zeltdach oder einen Vorgänger „darübergemacht“. Im weiteren Verlauf führen die Rechnungen zu der wichtigen Erkenntnis, daß das Schiff der Kirche bei den Franzoseneinfällen 1693 nicht abgebrannt sein kann, wie es die Beschreibung des Oberamts Marbach von 1866 berichtet. Es fanden in der Zeit von 1690–1700 nur unbedeutende Reparaturen an der Kirche statt. Im Pfarrhaus dagegen scheinen die Franzosen auf Grund der verzeichneten Reparaturen übel gehaust zu haben, und die Überlieferung, damals seien die ganzen alten Kirchenbücher zugrunde gegangen, wird sich damit erklären lassen. Ganz unbehelligt kam die Kirche jedoch auch nicht davon. Im Band von 1695/96 steht z. B., daß eine Kirchenglocke eingebaut und vorerst eine kleine Glocke beschafft wurde, „weil zu Ottmarsheim anno 93 bei der feindlichen Invasion die Kirche des schönen Geläuts und der Uhr völlig beraubt worden“.

Die Rokokoausgestaltung des Schiffes fällt in die letzten Jahre vor 1750 und ist im Band 138 der Jahresrechnungen (1748/49) genau aufge-

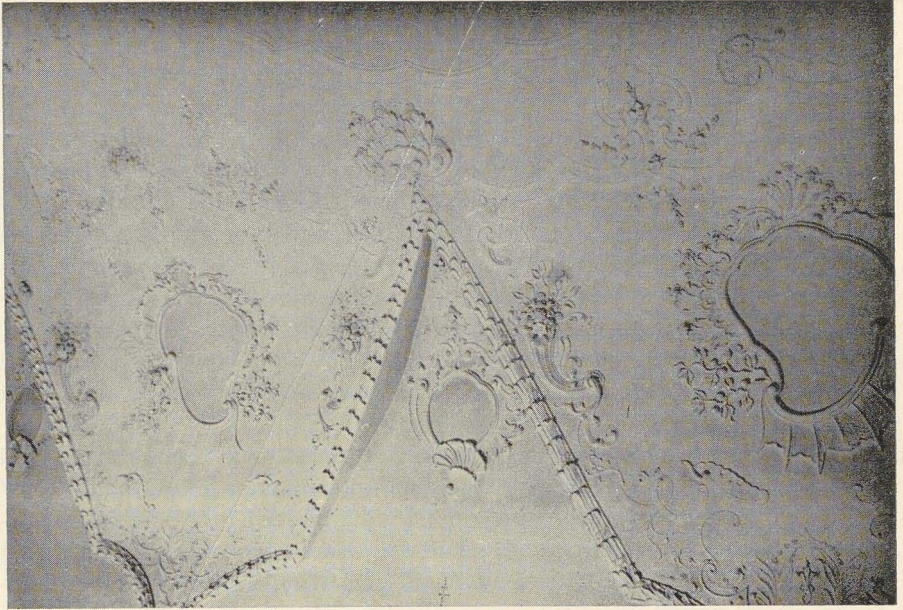


Abb. 4. Blick in das Tonnengewölbe.

zeichnet: Das große Bauvorhaben beginnt mit der Arbeit des Zimmermanns Johann Kaspar Schmid aus Kaltenwesten. „Dieser mußte nach dem Bauüberschlag den Dachstuhl auf dem Langhaus um der ganz abgängig und verfaulten Balken willen abbrechen, die Sparren und das ganze Getäffer an der Deckin hinwegthun, abheben, Holz und Latten auf Seiten legen, auf die Stockmauern ein ganz neu Haupt-Gebälk beschlagen, neue doppelte Mauerlatten machen und auflegen, auch mit anderen anbefohlenen Verrichtungen, insonderheit aber zu Gewinung mehrererer Lichts und Höhe nach allrathsamem Erachten statt des gerad hingelassenen Gebälks in das Dachwerk eine gesprengte Gewölbung einrichten.“ Aus dieser bedeutsamen Angabe erfährt man, daß der alte Dachstuhl (sicher handelte es sich noch um das Dach vom spätgotischen Umbau 1502) durch einen neuen ersetzt werden mußte, und daß diese technische Notwendigkeit der Anlaß zu der ganzen Umgestaltung des Kircheninneren gewesen ist. Weiter wird ganz deutlich, daß das Schiff bis dahin eine flache Decke hatte, und daß nun erst ein höher „gesprengtes“ Tonnengewölbe eingebaut wurde. Auch diese flache Decke stammte aus der spätgotischen Zeit und war nicht etwa ein späterer Notbehelf. Der Maurer David Brücker aus Kaltenwesten hatte zunächst den Auftrag, vom alten Dach die Ziegel abzunehmen und das neue frisch zu decken. Außerdem war er folgendermaßen an der Innenausstattung der Kirche beteiligt: „Verbutz oder Gibs auch Stouccador Arbeit: Inhalt Bau-Überschlags hat (der Maurer) die Deckin in der Kirch durchaus mit rauhen Brittern aufgenagelt, mit Draht und Nägel auch Rohr beschlagen, ein

rauer Gibs darauf gemacht, an denen Seiten eine Hohl-Kehlin, in der Mitten aber elfe Felder à proportion eingetheilt und eingezogen. Alles glattweis verbutzt, die hierzu erforderlichen Gerüster gemacht . . . ". Der Maurer mußte also die **Arbeiten des Stukkateurs** weitgehend vorbereiten. Diese wurden dem herrschaftlichen Hof-Ipser Johann Friedrich Paul aus Stuttgart übertragen, welcher sie teilweise an seinen Obergesellen Franz Carl Clostermayer aus Mannheim weitergab. Clostermayer hat auch die – leider nicht mehr vorhandene – **R o k o k o k a n z e l** verfertigt, die mit ihren sechs Brüstungsflächen und deren vergoldeten Schildern ein schönes Ausstattungstück gewesen sein muß. Von Handwerkern aus der Gegend werden aufgeführt der Schreiner Johann Balthasar Strenger aus Pleidelsheim, der Schlosser Johan Jacob Linder aus Lauffen, die Glaser Johannes und Christoph Conrad Adam aus Bönnigheim und der Schmied Johann Georg Michler aus Ottmarsheim.

Die **Emporen** wurden in Gemeinschaftsarbeit von Zimmermann und Schreiner hergestellt. Außerdem ist in dem folgenden Rechnungsband (1749/1750) eine Eintragung „vor (= für) ein Crucifix in der Kirch Vom Bildschnitzer geschnitten samt gebaitztem Holz, Stellage und Anstreichen“. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Kruzifixus durch den heute noch im Chor vorhandenen ersetzt wurde, der 1858 als Denkmal des Dankes für eine reiche Ernte aus Gmünd beschafft wurde (s. Seite 51).

Auffallenderweise ist bei der sonst so ausführlichen Aufstellung der Arbeiten, die hier nicht vollständig wiedergegeben wurde, keine Rede von der **Ausmalung der Gewölbefelder** und der **Felder an der Kanzelbrüstung** mit Bildern. Diese gehörten anscheinend nicht zur veranschlagten Grundausrüstung und wurden wohl durch private Stiftungen bestritten. Nur über die **Bemalung der Emporenbrüstungsfelder**, die heute noch erhalten ist, wird man durch eine Eintragung im Rechnungsbuch von 1751/52 aufgeklärt: „Nach gegenwärtig anliegend hochfürstl. Gnädigstem Befehl vom 16. XII. 1751 mußten die wegen der vor etlichen Jahren allhier vorgenommen Kirchenreparation an die neu verfertigte Empor-Kirch von dem Mahler Joh. Daniel Haugen verfertigten Gemähde von dem von hier ab und nach Auenstein gekommenen Pfarrer Mr. Bilfinger An gedachten Mahler Haugen ausgelegten . . . erstattet werden.“

Somit ist wenigstens der Maler der einzigen heute noch erhaltenen Bilder bekannt: Johann Daniel Haug, bei dem leider die Angabe seiner Herkunft fehlt. Die Rechnungen von 1770/71 berichten schließlich, daß die **Orgel** infolge des Anwachsens der Bevölkerung von der Westempore in den Chor versetzt wurde. Der hier abgebildete Plan vom Ausgang des 18. Jahrhunderts zeigt die Orgelempore im Chor.

### **Spätere Arbeiten im 19. und 20. Jahrhundert**

Im Jahr 1845 wurde laut Pfarrakte die heutige Orgel von der Gemeindepflege angeschafft (Erbauer: Walcker, Ludwigsburg). Hierzu hat laut Stif-

tungsverzeichnis Nr. 41 „der verewigte Pfarrer Jäger, hier, 250 fl. gestiftet“. Vermutlich stammt das klassizistische Orgelgehäuse von dieser Erneuerung. Wann die Orgel wieder auf die Westempore zurückversetzt wurde, ist unbekannt.

Bedeutende *Renovierungsarbeiten* fallen in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts. Die auf dem Rathaus vorhandenen Stiftungspflegerechnungen der Jahre 1878/79 berichten folgendes: „Bei einer aus Anlaß der beabsichtigten Vergipsung des Plafonds in der Kirche vorgenommenen Untersuchung hat sich ergeben, daß der Plafond äußerst schadhaf und einer Renovation dringend bedürftig ist. Kostenvoranschlag weist unter Berücksichtigung der beabsichtigten Beibehaltung resp. Wiederherstellung der Stuckarbeit, womit die Kirche ausgeschmückt ist, im Ganzen einen Aufwand von 1850 M.“ Der Akkordvertrag mit den Stuccatoren Weber und Beckert aus Stuttgart vom 17. VIII. 1878 lautet: „Die Unternehmer übernehmen die Ausführung der neu herzustellenden Gipsdecke in der Kirche. Die Decke ist auf eine Länge von 16,3 m und eine Breite von 4,8 m vollständig abzunehmen und neu herzustellen, sowie die damit verbundenen Stuccator-Arbeiten. Bei der Neuausführung ist genau die Zeichnung von dem Bestehenden bei zu behalten, ebenso sind die verschiedenen defekten Stellen des Stucks im übrigen Teil der Kirche auszubessern und zu ergänzen. Bevor die alte Decke abgenommen wird, ist von den Unternehmern eine genaue Skizze der Decke für die spätere Controllierung der Neuausführung vorzulegen.“ Hierzu mußte Zimmermann Karl Schmid aus Ottmarsheim neun Bogengestelle an der Gipsdecke zwischen die bereits bestehenden zum Aufnageln der Deckenvertäferung herstellen. Diese Arbeiten waren 1882 beendet.

Inzwischen waren die Ottmarsheimer auf den Geschmack gekommen. Unterm 21. Juni 1881 wurde vom Stiftungsrat und Bürgerausschuß beschlossen, das Innere der Kirche ausschmücken zu lassen und Bauinspektor Dolmetsch in Stuttgart mit der Fertigung eines Restaurationsplanes zu beauftragen. Das war insofern ein gewagtes Unternehmen, als Dolmetsch zu den passionierten „Neugotikern“ gehörte. Man war sich damals dessen nicht bewußt, daß durch derartige, gut gemeinte Renovierungen viele schöne, alte Gotteshäuser den langweiligen Stempel einer „modernen“ Schablone aufgedrückt bekamen. Dolmetsch legte auch umgehend seinen großangelegten Vorschlag vor, der wahrhaftig aufs Ganze ging. Nicht nur der Chor sollte erneuert und dabei die Chorempore entfernt werden (der einzige lobenswerte Vorschlag, da dieselbe die schönen Chorfenster durchschnitt und dem weiten gotischen Raum sehr Abbruch tat), nicht nur sollten dabei die schöne Rokoko-Kanzel, der Altar und der Taufstein durch Neuschöpfungen ersetzt werden, sondern es sollte im Schiff die ganze Rokokoausstattung herausgerissen werden. Anstelle der geschwungenen Empore sollte eine gerade neue entstehen, der gesamte Stuck sollte entfernt, die Schiff-Fenster erhöht und mit neuem Maßwerk versehen, schließlich der originelle, wenn auch nicht besonders schöne, äußere Holzaufgang zum Turm abgerissen und dieser von der Orgel her zugänglich gemacht werden.

Glücklicherweise scheiterte diese große Planung an Geldmangel. Man entschloß sich zu einer Teillösung, die zunächst eine Trockenlegung des damals von Gebüsch umstandenen Chors vorsah. Dann wurde das Westfenster der Sakristei vermauert und dafür das Südfenster auf die heutige Größe gebracht. Schließlich wurde 1902 der Chor durch Herausnahme der Empore, neue Bestuhlung, neuen Boden, neue Fensterverglasung, neue Bemalung, Neuschaffung von Altar, Kanzel und Taufstein als einziger Bauteil der Kirche nach den Plänen Dolmetschs umgestaltet. Von einer Erweiterung des schmalen Chorbogens wurde aus Geldmangel Abstand genommen. Im Schiff wurde in der Hauptsache nur die kleine Empore mit Treppenaufgang von außen an der Nordwand (anscheinend der „Pfarrstuhl“) entfernt. Unter den Handwerkern werden hierbei genannt: Für Verputzarbeit Paul Adelhelm, für Schreinerarbeit Schreinermeister Zeller, beide aus Ottmarsheim.

Die letzte Renovierung scheint 1934/35 stattgefunden zu haben. Dabei wurde der Stuck instand gesetzt, und die Gemälde an der Emporenbrüstung wurden gereinigt. Die Suche nach den in der Oberamtsbeschreibung von 1866 erwähnten Deckengemälden blieb ergebnislos, was für den Teil der Decke, der um 1880 erneuert wurde, verständlich ist. Man hatte damals ja nur den Stuck, nicht aber die alten Gemälde erneuert. Die Kirche bekam im Schiff und auf der Empore ein vollständig neues Gestühl. Die Arbeiten standen unter der Leitung des Architekten Weippert, Degerloch. Die Schreinerarbeiten wurden von Schreinermeister Rieker, Ottmarsheim, ausgeführt. (Frdl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Mann, früher Ottmarsheim, jetzt Darmsheim.)

### Das Innere

O. Glaser macht in seiner Studie „Das Dorf Ottmarsheim und seine Geschichte“ darauf aufmerksam, wie überzeugend die beiden gegensätzlichen Stile Spätgotik und Rokoko infolge ihrer scharfen räumlichen Trennung im Inneren der Kirche nebeneinander existieren können. Betritt man das Schiff vom Turm her durch das Westportal, so fällt der Blick sogleich auf den schlanken Chorbogen mit dem dahinterliegenden male-rischen Chor. Beim Nähertreten ist zunächst auf das über ihm querlaufende Gesims, die einstige Auflage der flachen Decke aus gotischer Zeit, zu achten. Darüber befindet sich, in Reliefplastik ausgeführt, das herzoglich württembergische Wappen, eine Schöpfung aus der Zeit des Rokoko-Umbaus. Es handelt sich um das Wappen Herzog Eberhard Ludwigs, des Erbauers von Ludwigsburg. In seinen fünf Teilen zeigt es oben die „Wecken“ von Teck und die Reichssturmflagge, unten die „Barben“ von Mömpelgard und den „Heidenkopf“ Heidenheims, als Herzschild die Hirschstangen von Württemberg. Darüber sind die zugehörigen Helmzierden: Adler (Reichssturmflagge), Hifthorn (Württemberg), Meerjungfrau mit Fischen statt Armen (Mömpelgard), Bracke (Teck) und Heidenkopf (Heidenheim). Um das Wappen herum sind

die wichtigsten Renovierungen der Kirche eingetragen. Leider konnte gerade die Renovierung von 1817 „300 Jahre nach der Reformation“ bisher nicht festgestellt werden, weil die Akten aus dieser Zeit einstweilen unauffindbar sind. Auf die Baugeschichte der Kirche hat diese Renovierung sicher keinen wesentlichen Einfluß gehabt.

Beim Betreten des Chors ist man von dem großartigen Netzgewölbe überrascht und erfreut sich an dem Maßwerk der Fenster, das im Nordostfenster besonders originell gestaltet ist. Der Blick fällt auch auf den im Hintergrund des Chores befindlichen, zweifellos eindrucksvollen, großen Kreuzifixus, der, wie die Baugeschichte zeigte, sehr wohl aus der Zeit der Rokokoausstattung stammen kann, obwohl ihn die Kunsthistoriker stilistisch lieber ins 19. Jahrhundert plazieren würden. Ein kurzer Besuch der Sakristei lohnt sich wegen ihres Gewölbes mit Schlußstein und der interessanten Konsolenfratzen.



Abb. 5. Das Kircheninnere nach Westen.

Mit der Rückkehr zum Schiff kehrt man der gotischen Zeit den Rücken und ist nun ringsum unmittelbar vom Zauber des Rokoko umgeben. Wundervoll ist die Stukkatur des Gewölbes mit den „falschen Sticksappen“

über den Fenstern und den kunstreich umrahmten Feldern, die einst Gemälde trugen. Elegant schwingt sich die dreiteilige Empore durch den Raum. Ihre Brüstungen tragen neben graziösen Stuckornamenten die fünf Gemälde des Daniel Haug. Das klassizistische Gehäuse der Walker-Orgel in der Mitte fügt sich harmonisch ins Gesamtbild ein. Hinter ihm bemerkt man das Gegenstück zu dem querlaufenden Gesims über dem Chorbogen. Man verläßt die Kirche mit starken Eindrücken und dem Bewußtsein, eine der schönsten und eigenartigsten Dorfkirchen der engeren Heimat gesehen zu haben.



Abb. 6. Die Einholung der Bundeslade (Bild an der Emporenbrüstung).

### Die Bilder an den Emporenbrüstungen

Es ist sehr schade, daß heute die vielen Gemälde im Bereich der Decke des Schiffes und an der verschollenen Rokokokanzel nicht mehr zu sehen sind, denn sie würden dem Beschauer sicher ein sehenswertes „Programm“ vorführen (angeblich in der Hauptsache das Leben Jesu). Um so erfreulicher ist, daß wenigstens die fünf Bilder an den Emporenbrüstungen erhalten blieben; und auch sie sind etwas in sich Abgeschlossenes.

In schönen Farben ist an den gegenüberliegenden Seiten je ein Bild aus dem Alten Testament einem solchen aus dem Neuen Testament gegenübergestellt. Auf der Südseite sieht man zunächst die Gesetzgebung. Moses kniet einsam auf dem Berg Sinai und empfängt in unheimlicher Ge-



witterbeleuchtung die Gesetzestafeln. Unten im Tal sieht man ein großes Zeltlager und das gespannt wartende Volk Israel, Kopf an Kopf. Als Gegenstück zeigt das zweite Bild die letzte Konsequenz des Gesetzes, das J ü n g s t e G e r i c h t. In der Mitte steht der Erzengel Michael mit seinem Flammenschwert, darüber schwebt, hoch über posaunenden Engeln, am hellen Himmel Christus auf der Weltkugel. Im Vordergrund sieht man die Toten aus den Gräbern auferstehen. Links schweben die Seligen zum Himmel empor, während rechts die Verdammten im höllischen Feuer schmachten. Die nördlichen Bilder beschäftigen sich mit den segensreichen Wundertaten Gottes. Das alttestamentliche Bild stellt den M a n n a s e g e n in der Wüste dar. Auf einer Anhöhe stehen Moses und Aaron, während um sie herum das Volk Israel das Himmelsbrot einsammelt. Dieser Szene ist die S p e i s u n g d e r 5000 gegenübergestellt. Besonders reizvoll ist das Bild an der Orgelempore, das im Hinblick auf die Kirchenmusik ausgewählt wurde. Dargestellt ist die Einholung der Bundeslade (2. Sam. 6, 1–8). Im Mittelpunkt der Wagen mit der Bundeslade, gezogen von „zwei jungen säugenden Kühen“, dahinter der lange Zug des Volkes Israel, davor David mit seiner Harfe, begleitet von zahlreichen Musikanten, die „vor dem Herrn herspielen“. Neben dem Wagen liegt der tote Asa.

Leider beginnt die Farbe bei den Bildern der Nordseite an einigen Stellen abzublättern, so daß eine Restaurierung zur Erhaltung des Bestehenden dringend nötig wäre.

#### Erläuterungen der beigegebenen Bilder

Bild 1: Als Plan wurde ein Grundriß ausgesucht, der 1786 von dem herrschaftlichen Werkmeister Jacobi aus Balingen aufgenommen wurde (Staatsarchiv Ludwigsburg G 140). Er zeigt sehr eindrucksvoll die ummauerte Anlage mit Friedhof, Kirche, Schulhaus und Treppe. Das Schulhaus ist als „baufällig“ bezeichnet. Der Grundriß der Kirche entspricht nicht ganz der Wirklichkeit, insbesondere ist der Turm gerade vor die Westwand gesetzt, anstatt leicht gedreht. Dafür ist die alte Bestuhlung deutlich zu sehen sowie nicht nur die heute noch vorhandene, dreiteilige Empore im Schiff, sondern auch die von Dolmetsch abgerissene, kleine Empore mit Treppenaufgang von außen und die alte Chorempore. Auch die Rokokokanzel ist sichtbar, sie hatte ihren Zugang von der Sakristei her.

Bild 2: Die Südseite der Kirche, vom Friedhof her gesehen, ist die einzige photographisch erfassbare Front des Gebäudes. Sie zeigt den viergeschossigen Turm mit seinem Ausgang aus Holz, die schmalen, zweiteiligen Fenster des Schiffes ohne Maßwerk und die breiten, dreiteiligen Chorfenster, die mit spätgotischem Maßwerk gefüllt sind. Dazwischen liegt die Sakristei mit dem Doppelfenster von Dolmetsch nach Süden.

Bild 3: Die alte Ansicht von Ottmarsheim stammt aus dem Kieserschen Forstlagerbuch von 1685 (Hauptstaatsarchiv Stuttgart). Das im Original farbige Bild ist gerade deshalb so originell, weil die Kirche der Wirklichkeit nicht entspricht. Zwar hat der Zeichner den hohen Chor und das niedrige Schiff in der Proportion richtig dargestellt, aber die nördlichen Chorfenster sind tatsächlich nicht vorhanden. Der Turm mit seinen vier Geschossen trägt ein Zeltdach, was bereits in der Baugeschichte erwähnt wurde. Auffallenderweise ist er vom Zeichner in die nördliche Ecke zwischen Schiff und Chor gesetzt, wogegen er doch in Wirklichkeit an der Westseite der Kirche steht. Weshalb? Weil damals hinter ihm, im Bereich des Fried-

hofs, anscheinend noch Teile des Schließchens standen, über das an anderer Stelle berichtet wird. Der Zeichner wollte diese Gebäudeteile zeigen und hat deshalb kurzerhand den Turm versetzt, damit man dahinterschauen kann.

Bild 4: Ausschnitt aus dem Stuck der Decke. Im Mittelpunkt eine der „Stichkappen“. Die in sehr charakteristischem Rokokostil umrahmten leeren Felder trugen früher Gemälde. Der bei Bild 5 erwähnte Wulst ist quer durchs Bild als helle Partie zu sehen.

Bild 5: Blick gegen die Westwand des Schiffes von innen. Links oben über dem Fenster bei der Orgel eine der „falschen Stichkappen“. Hinter der Orgel ist das querlaufende Gesims sichtbar, dessen Fortsetzung sich in den Längswänden in einem durch Stuck verdeckten Wulst (im Bild erkennbar!) kundtut.

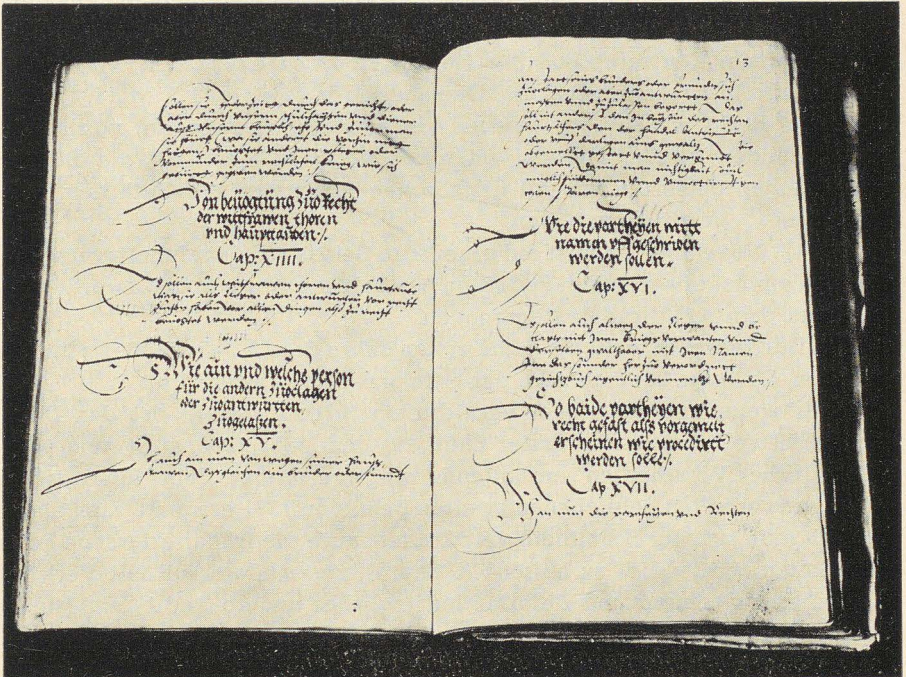
Bild 6: Die „Einholung der Bundeslade“. Die Vorliebe des Malers Haug für starke Licht-Schatten-Kontraste ist hier besonders deutlich sichtbar.

# Das Ottmarsheimer Dorfrecht von 1571

Von Wolfgang Bollacher

## I

In der Registratur des Evangelischen Pfarramts von Ottmarsheim wird unter Archivnummer 10 ein alter Folioband verwahrt. Er ist 22 cm breit, 32 cm hoch, 2 cm stark und in kunstvoll geprägtes Schweinsleder gebunden. Darauf finden wir neben einer reichen Ornamentik Miniaturen einer Kreuzigungsgruppe, des Auferstandenen, des Königs David mit der Harfe, des predigenden Christus und einiger Apostel. Paulus ist mit Buch und Schwert, Petrus mit den Schlüsseln und Johannes mit einem Buch dargestellt. Ferner sind Adler und Stier als Symbole der Evangelisten Johannes und Lukas und der „Löwe von Juda“ als Jesussymbol abgebildet. Auch erkennen wir Bruch-



Die Seite 13 des Ottmarsheimer Dorfrechts.

stücke von Bibelworten und Gebeten in lateinischer Sprache und – mehrmals wiederkehrend – die Jahreszahl 1545.

Das Buch, das ursprünglich nur weiße Blätter enthielt, muß also in diesem Jahr oder kurz danach geschaffen worden sein. Seiner wertvollen Ausstattung nach war es dazu bestimmt, einen besonders wichtigen Inhalt aufzunehmen. Den sollte es auch bald erhalten. 1571 hat Hans Jakob Heußner, Gerichtsschreiber von Neckarwestheim und Ottmarsheim, in dieses Buch ein für Ottmarsheim neu verkündetes Gesetz unter dem Titel „Gericht s - o r d n u n g u n d D o r f f s r e c h t z u o O t h m a r s c h a i m “ in mühsamer Arbeit mit dem Gänsekiel eingeschrieben.<sup>1</sup> Das Gesetzbuch besteht aus VIII Teilen, die in Kapitel untergeteilt sind. Die ersten 13 Seiten sind nicht nummeriert. Sie enthalten den Titel und das Register. Dann folgen 78 nummerierte Seiten, von denen jedoch die Blätter 24–28, 50–52 und 56 herausgetrennt sind. Sie waren nicht beschrieben, denn der Text ist nicht unterbrochen. Am Ende des Buches fehlen dann noch die den VIII. Teil enthaltenden 14 Seiten. Den Grund hierfür erfahren wir auf dem letzten, einst unbeschriebenen gewesenen Blatt: „In Ansehung hier das End anno 1693 im französischen allarm durch die Feinde herausgerissen worden und aber das Caltenwestemer dem hiesigen durchaus gleich ist, alß hat man den Beschluß (Schluß) aus dem Caltenwestemer Dorf-Recht hier beygesetzt, damit man das Jahr, in welchem solches libell erigiert worden, wißen möchte.“ Ein späterer Leser hat mit Bleistift dazu geschrieben: habent sua fata libelli, was bedeutet, daß auch Bücher ihre Schicksale haben. Es folgt dann – entnommen aus dem gleichlautenden Dorfrecht von Neckarwestheim – das Datum, an dem das Ottmarsheimer Dorfrecht von der Herrschaft Liebenstein verkündet worden und in Kraft getreten ist: Dienstag nach Cantate, 15. Mai 1571. Das neue Recht wurde „vor gantzer versamblter . . . gemain, vorm Rathauß . . . under freyem Himmel öffentlich verlesen“, wonach die Bürger „daruff einen geleerten aid mit uffgebothenen Fingern zuo Goth dem Allmechtigen . . . geschworen haben“.

Am 19. November 1696 ist auf eine leere Seite nach dem Inhaltsverzeichnis noch einmal etwas in den Folianten geschrieben worden, und zwar einige leih- und pachtrechtliche Bestimmungen.

Das Dorfrecht hat wohl bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts hinein gegolten. So lange bestand auch das Ottmarsheimer Dorfgericht.

Auch wenn man von dem vernichteten Schluß absieht, ist das Dorfrecht nicht vollständig. Ein erster Band aus dem Jahr 1559, straf- und polizeirechtliche Vorschriften enthaltend, ging verloren.<sup>2</sup> Sein Inhalt wird in dem uns erhalten gebliebenen zweiten Band von 1571 erwähnt. Zum einen nämlich muß sich der Schultheiß verpflichten, auch die früher erlassene Polizeiordnung „getrewlich zu halten“ (I Cap. I), zum andern soll mit Verkündung dieser Ordnung und Reformation jegliches andere Recht „abgestellt, cassirt und uffgehoben sein, mit vorbehallth anderer puncten und articul, so in der alten beschribenen dorffs-Ordnung begriffen“.

Ist das Ottmarsheimer Dorfrecht auch nur als F r a g m e n t erhalten, so

ist es gleichwohl eine kostbare Urkunde. Vergleichbare Ordnungen besitzen in unserem Landkreis neben den Städten Asperg, Bietigheim und Bönnigheim nur die Dörfer Kirchheim, Oßweil, Winzerhausen, Aldingen, Walheim, Großingersheim und Beihingen.

## II

Jacob Grimm, der Begründer der germanischen Sprach- und Altertumswissenschaft und Mitherausgeber der „Kinder- und Hausmärchen“ hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts als erster auf die Bedeutung der ländlichen Rechtsordnungen, der sogenannten Weistümer hingewiesen. In Württemberg machten sich namentlich Reyscher und Wintterlin um die Sammlung und Erforschung dieser Rechtsquellen verdient.<sup>3</sup> Weistum kommt von weisen, im Sinne von sagen. Es ist also darunter das Aufweisen zu verstehen, d. h. das Aufsagen dessen, was in einem bestimmten Personen- und Sachbereich Herkommen und Recht ist.<sup>4</sup>

Während die ältere Forschung annahm, in den Dorfrechten lebe durchweg das altgermanische Recht fort, weiß man heute, daß die Dorfrechte häufig und namentlich in unserer Gegend von den Grundherren erlassene Verordnungen waren, die mehr römisches als deutsches Recht enthielten.

Der Grund, weshalb römisches Recht bis in das Gewinkel unserer Dörfer dringen konnte, liegt darin, daß im Deutschland des 15. Jahrhunderts das spätantike Recht als sogenanntes „Römisches Recht“ von Staats wegen „in complexu“ rezipiert, d. h. übernommen wurde.<sup>5</sup> Das geschah, weil sich die deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen Cäsaren fühlten und deshalb glaubten, auch deren Gesetze, insbesondere das „Corpus iuris civilis“ des oströmischen Kaisers Justinian vom Jahre 534 anwenden zu müssen. In dem Begriff vom „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ hat sich noch bis zum Jahre 1806 ein Stück dieser alten Reichsideologie erhalten. Das fremde Recht wurde aber auch darum übernommen, weil in Deutschland Prozeßordnung und Gerichtsverfassung rückständig waren, weil eine wissenschaftliche Pflege des Rechts fehlte und weil eine große Rechtszersplitterung herrschte. Die Sehnsucht nach einem einheitlichen, starken Recht war deshalb groß. Seit dann deutsche Studenten an den italienischen Universitäten die Fertigkeit erwarben, das fremde Recht anzuwenden und zu gebrauchen, waren auch die praktischen Voraussetzungen gegeben, die Rezeption durchzuführen. Deren Höhepunkt brachte die Reichskammergerichtsordnung von 1495, worin das oberste deutsche Gericht mit Sitz in Speyer und, von 1693 an, in Wetzlar angewiesen wurde, „nach des Reichs gemeinen Rechten“, also nach dem römischen und kanonischen (kirchlichen) zu richten. Zwar schränkte die „salvatorische Klausel“ diesen Befehl ein, denn bewiesene und vernünftige deutsche Rechtsgewohnheiten sollten dem gemeinen Recht vorgehen; dieses galt also nur subsidiär. Doch bald verkehrte sich diese Regel durch immer strengere Anforderungen an den Beweis in ihr Gegenteil. Auch

wurden voll bewiesene deutsche Rechtsbräuche allein deshalb für unvernünftig erklärt, weil sie dem fremden Recht und seiner Logik widersprachen. Das römische hatte über das deutsche Recht gesiegt.

### III

Die jenseits der Alpen ausgebildeten „Doctores“ überschwemmten bald die deutschen Lande. Sie gelangten als Verwaltungsbeamte und Richter an die Fürstenhöfe und verhalfen dort dem im Volke weithin unverstanden gebliebenen gemeinen Recht zur Geltung. Häufig waren sie es, die im Auftrag einer Grundherrschaft jene ländlichen Dorfrechte schufen und dem alten deutschen Brauch das wissenschaftliche römische Recht entgegensetzten. Dabei bedienten sie sich geschickt der Form der alten Weistümer.

So war es auch in Ottmarsheim.

1571 sind hier der ältere und jüngere Bernhard sowie Philipp von Liebenstein die Grund- und Vogtherren. Juristen entwerfen ihnen ein Dorfrecht, das sie feierlich verabschieden. In der Vorrede dazu bemerken sie, daß sie „mit guother, zeithiger Vorbetrachtung, hohem Vleiss, Zuolassung der recht und hilf und Rath der r e c h t g e l e e r t e n . . . die alte ungewisse disputierliche und unrechtliche, ethwa anzogne (hin und wieder angewandte) doch unbeschribene vermeinte gewohnhaith“ durch eine neue zeitgemäße, das heißt gemeinrechtlich bestimmte Ordnung ersetzen wollen.

Die Herren von Liebenstein scheinen kein reines Gewissen gehabt zu haben, als sie das Gesetz verkündeten und gleichzeitig alles Recht außer Kraft setzten, das ihm widersprach. Sie rechtfertigen auffallend breit, weshalb die neue Ordnung erlassen worden sei. Das alte Herkommen – so heißt es – sei „in Dunkelhaith, vergess und missverstandt“ gekommen, so daß daraus „allerhandt Irrung, Zanckh, Unainigkeit, Unfreundschaft und verderbliche Rechtvertigung erwachsen“ seien. Die Untertanen seien es gewesen, die davon „zu mermalen underthäniglich berichteth“ und um „ain richtige, beständige ordnung und recht“ gebeten hätten. Das neue Gesetz sei „mit wissen, willen und Consens des Schulthaissen, Gerichts und gantzer gemain“ ausgearbeitet worden, die Bevölkerung sei „darumben freywillig danckpar gewest“ und habe es „gantz kains wegs genöthigt“ beschworen.

Wäre die Ordnung ein echtes Bedürfnis und den Ottmarsheimern willkommen gewesen, hätte es solch geflissentlicher Hervorhebungen nicht bedurft, auch wenn man berücksichtigt, daß im 16. Jahrhundert ein schwülstiger Kanzleistil geschrieben wurde. Tatsächlich verlangte kaum jemand nach dem neuen Recht und in Neckarwestheim wollte eine große Zahl der Einwohner die Neuerungen überhaupt zurückweisen.<sup>6</sup>

### IV

Der Inhalt des Dorfrechts von Ottmarsheim gliedert sich in zwei große Abschnitte.

1. Der eine Abschnitt mit den Teilen II–VIII enthält materielles Recht und regelt einige der wichtigsten Rechtsbeziehungen der Einwohner untereinander. Kauf, Bürgschaft (VIII), Schenkung, Übergabe (V), Heirat und Ehegattenerbrecht (II), Vormundschaft (IV), natürliche und gewillkürte, d. h. durch Testament bestimmte Erbfolge (VI–VII) und die Einkindschaft (III) werden behandelt.

Unter Einkindschaft versteht man die Gleichstellung der Kinder aus verschiedenen Ehen. Sie war „in den dörrfern under dem gemainen volckh und pauerleuthen . . . in übung“ und wurde von der Obrigkeit Liebenstein „mehr auss herbrachtem gebrauch des teuschlandts angenommen, dan das sie in geschribnen Rechten (gemeint ist das römische Recht) gegründeth“ (III Cap. I). Hier setzte sich also das deutsche gegen das fremde Recht durch.

Sonst aber und namentlich in den Abschnitten, die vom Erbrecht handeln, ist es umgekehrt. Wie im römischen Recht rangiert der *g e k o r e n e* vor dem *g e b o r e n e n* Erben. Die gewillkürte Erbfolge soll die Regel, die natürliche Erbfolge oder „*successio ab intestato*“ die Ausnahme sein. So wird zuerst die Berufung zum Erben durch letztwillige Verfügung des Erblassers (VI) behandelt, danach – bezeichnenderweise auch negativ formuliert – die Berufung zum Erben *o h n e* letztwillige Verfügung des Erblassers (VIII). Auch diese regelt sich aber nach gemeinem und damit nach römischem Recht (VII Cap. I). Die Bestimmung, daß „Testamente darinnen kain erb gesezt ist untaugenlich sindt“, enthält ebenfalls reines römisches Recht (VI Cap. I, VII, XI). Sie gründet auf dem Satz „*heredis institutio est caput et fundamentum testamenti*“, d. h. ein Testament muß unbedingt und ausdrücklich die Einsetzung eines Erben verfügen.<sup>7</sup> Dies ist nach deutschem und übrigens auch heute geltendem Recht nicht notwendig: ein Testament ist gültig, selbst wenn es z. B. nur ein Vermächtnis oder die Einsetzung eines Testamentsvollstreckers enthält.

Einige der materiell-rechtlichen Bestimmungen verdienen nicht nur aus rechts-, sondern mehr noch aus kulturgeschichtlichen Gründen beachtet zu werden. Es spiegeln sich in ihnen die Anschauungen des ausgehenden 16. Jahrhunderts. So ist es jungen Leuten bei Strafe verboten, sich ohne Wissen und Willen ihrer Eltern und Vormünder zu verheiraten. Ebenso wird „ernstlich an leib oder guth“ bestraft, wer junge Leute ohne Einverständnis ihrer Eltern „zu verkuplen“ versucht (II Cap. XII). Untersagt ist es, „bey Juden zu entlehen“ (VIII Cap. V). Eltern können ihre Kinder enterben, wenn diese „in Ketzerey fallen“, „ain übel wider die natur begehen“, die Eltern „laichtvertig schmehen“ oder diesen „in Iren krankkhaithen nothurfftige narung und arzeney versagen“ (VI Cap. XII). Kein Testament kann errichten, wer „umb schwere sachen zum todt verurthailt“ oder ein „offenbahrer wucherer“ ist (VI Cap. XIII). Die letztwillige Verfügung eines Selbstmörders ist nichtig, wenn der Selbstmord aus Furcht vor einer verwirkten Strafe verübt wurde (VI Cap. XI).

2. Der andere Abschnitt (Teil I) enthält *prozessuales Recht*. Er regelt, wie Gericht gehalten und wie in Streitfällen prozediert werden muß.

Das Ottmarsheimer Dorfgericht ist mit 13 Richtern besetzt, nämlich dem Schultheißen und 12 Bürgern des Dorfes, den sogenannten Gerichtsverwandten. Sie alle müssen vor den Herren von Liebenstein den Amtseid ablegen. Das Dorfgericht ist ein *Niedergerecht*. In der „freiwilligen Gerichtsbarkeit“ wirkt es bei der Vermittlung von Vormündern als „Vormundschafts“- und bei der Errichtung von Testamenten als „Nachlaßgericht“ mit. Sonst ist es nur zuständig für Streitigkeiten und Klagen, sie „seyen umb erb, aigen, zinss, schulden, zugefügten schaden an menschen, vieh, häusern, äckhern, wisen, wingarthen, höltzern und dergleich guthern, umb kauff und verkauff, tausch oder ander Contract und Part und haltung gemachter ding, abred oder vertrag, zuosag oder erledigung, burgschafft, umb schlag, verwundung, lamung, tatliche oder auch wortliche schmach und sonst alles andere, wie das namen hath, nicht ausgenommen“. (I Cap. XIX).

Schwere Vergehen, sogenannte große Frevel, wie Totschlag, Diebstahl usf., sind der Zuständigkeit des Dorfgerichts entzogen. Sie gehören vor das *Hochgericht*. Ob die hohe Gerichtsbarkeit über Ottmarsheim den Reichsrittern von Liebenstein oder den Herzögen von Württemberg gehörte, ist eine noch offene Frage.

Der *Rechtsgang* vor dem Dorfgericht in Ottmarsheim ist fortschrittlich und geradezu modern. Er zeigt, daß die Ordnung von 1571 auch Neuerungen brachte, mit denen die Ottmarsheimer Bürger zufrieden sein mußten.

Wer klagen will, muß sich an den Schultheiß wenden. Der Schultheiß bestimmt einen Termin zur *mündlichen Verhandlung* (rechtsdag), zu dem der Beklagte durch den Gerichtsdiener (büthel) geladen wird (I Cap. V). Erscheint der Beklagte zum ersten und zweiten Termin nicht, so kann weder ein Versäumnisurteil gegen ihn ergehen noch kann zur Sache verhandelt werden. Der Beklagte kann aber wegen seines Ungehorsams bestraft werden. Erst wenn der Beklagte auch zum dritten Termin nicht erscheint, wird verhandelt, in die Beweisaufnahme eingetreten und der Rechtsstreit geführt. Kommt der Beklagte zu einem späteren Termin, ehe der Rechtsstreit entschieden ist, so wird er zwar noch zugelassen, muß aber in den Stand des Verfahrens eintreten, in dem sich dieses dann befindet. Damit soll der Verschleppung des Prozesses gewehrt werden (VI–IX). Treten die Parteien persönlich vor Gericht auf, haben sie sich vorzustellen und ihre Aktiv- und Passivlegitimation darzutun. *Anwälte* müssen eine schriftliche Vollmacht (gewalt) vorlegen oder sich von den Parteien im Termin zu gerichtlichem Protokoll bevollmächtigen lassen (X). Der Inhalt der mündlichen und schriftlichen Vollmacht ist vorgeschrieben (XI, XII). Männer können für Ehefrauen, Brüder und Freunde füreinander dann vor Gericht reden und antworten, wenn entweder die streitenden Parteien anwesend sind oder wenn sie deren Vollmacht besitzen (XV). Minderjährige, Witwen und Geisteskranke (thoren und haupttaube) benötigen vor Gericht einen Pfleger oder Vogt (XIII, XIV). Der Name der Parteien und ihrer Vertreter wird in das Prozeßregister (gerichtsbuch) eingetragen (XVI).

Sind die Formalien erledigt, wird rasch und zügig verhandelt (XVII).



Der Kläger soll seine Klage deutlich, verständlich und ohne Umschweife vortragen, damit sich die Richter ausreichend unterrichten können. Der Klagantrag wird zu Protokoll genommen (XIX). Schriftlich wird nur in besonders schwierigen Fällen verhandelt (XVIII).

Gegen die Klage erhebt der Beklagte *E i n w e n d u n g e n*. Die Richter entscheiden dann darüber, ob ein Prozeß überhaupt notwendig ist oder ob sich nicht schon aus den Einwendungen des Beklagten die Nichtigkeit der Klage ergibt (XX). Ist dies nicht der Fall, wird die „kriegsbevestigung“, d. h. die Absicht der Parteien festgestellt, in den Prozeß einzutreten. Beide Parteien oder deren Anwälte müssen schwören, daß sie davon überzeugt sind, einen gerechten Streit zu führen, daß sie sich keiner falschen Beweismittel bedienen und auch nicht die Richter bestechen oder zu bestechen versuchen (*aid für geverd* oder *iuramentum callumniae*, XXII und XXIV).

Nun benennen die Parteien ihre *B e w e i s m i t t e l*, sie legen Urkunden und Briefe vor und berufen sich auf Zeugen. Jede Partei kann gegen die von der Gegenseite benannten Zeugen den Einwand erheben, sie seien unglaubwürdig oder mit der Gegenpartei verwandt. Die Richter entscheiden dann, ob die Zeugen gehört werden oder nicht (XXV).

Die geladenen Zeugen leisten den *V o r e i d*. Sie versprechen, die Wahrheit zu sagen und niemand zu Lieb oder zu Leid zu reden. Erst jetzt werden sie auf die Folgen einer falschen Aussage – Bestrafung und ewige Verdammnis – hingewiesen. Sodann werden sie von den Richtern nacheinander verhört. Ihre Aussage wird protokolliert (XXVI). Müssen Zeugen vernommen werden, die außerhalb der Zuständigkeit des Dorfgerichts Ottmarsheim wohnen, so werden sie durch das zuständige, nach allgemeiner Auffassung zur Rechtshilfe verpflichtete Gericht *k o m m i s s a r i s c h* vernommen. Das Vernehmungsprotokoll wird an das Prozeßgericht gesandt (XXVII, XXVIII). Nach Schluß der Beweisaufnahme haben die Parteien die Möglichkeit, zum Beweisergebnis Stellung zu nehmen und sich abschließend zu äußern (XXIX). Danach wird der Rechtsstreit abgeschlossen. Die Parteien werden entlassen, die Richter beraten das Urteil und verkünden es abschließend (in *sizendem gericht*). Das *U r t e i l* wird in das Gerichtsbuch eingetragen. Ist der Rechtsfall schwierig und finden die Richter kein Recht, so können sie auf Kosten der Parteien ein Rechtsgutachten einholen (XXX). Das geschieht meist beim übergeordneten Gericht und ist eine im Rechtsleben jener Zeit geläufige Erscheinung.

Gegen das Urteil ist das Rechtsmittel der *B e r u f u n g* (appellation) gegeben. Die Berufung ist innerhalb 10 Tagen nach Verkündung des Urteils einzulegen, andernfalls dieses rechtskräftig und vollstreckbar wird. Sie ist an den Oberrichter „an orth und ende wie von altem herkommen“ zu richten (XXXI, XXXII). Die Berufung kann nur eingelegt werden, wenn der Streitwert 5 Gulden und darüber beträgt. Die Berufung ist aber auch bei einem geringeren Streitwert möglich, wenn „um ehr und glimpf“ oder aber um „öwige zins und gülthen“ gestritten wird (XXXII).

Nach Willen der Herrschaft Liebenstein soll die sachliche Zuständigkeit

des Dorfgerichts nicht gerügt werden (nichtigkaitt der gerichtshendel erster Instanz). Eine solche Rüge ist nur unter zwei Voraussetzungen beachtlich: der Rechtsstreit muß nach den Reichsgesetzen ausdrücklich in die Zuständigkeit des Kaiserlichen Kammergerichts fallen und sein Streitwert muß 50 Gulden und mehr betragen.

## V

Aus dem alten Gesetzbuch wäre noch manch interessante Einzelheit zu erwähnen, doch würde dann der Rahmen dieser Darstellung gesprengt. Schon die kurze und unvollständige Beschreibung zeigt aber, daß Ottmarsheim in seinem Dorfrecht von 1571 ein wertvolles rechtsgeschichtliches Dokument besitzt, das verdient, beachtet und sorgsam gehütet zu werden.

### Anmerkungen

- 1) **Gerhard Heß**: Gerichtsordnung und Dorfrecht zu Ottmarsheim 1571 (Hie gut Württemberg, 4. Jahrgang Nr. 2, S. 8).
- 2) **Gerhard Heß**: a. a. O.
- 3) **A. L. Reyscher**: Sammlung Altwürttembergischer Statutarrechte (1834); **Friedrich Wintterlin**: Württembergische Ländliche Rechtsquellen 2 Bände (1910–22).
- 4) **Paul Gehring**: Weistümer und schwäbische Dorfordnungen (Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte n. F. IV Jahrg. 1940 S. 50).
- 5) Vergleiche zum Folgenden: **Heinrich Mitteis**: Deutsche Rechtsgeschichte 2. Aufl. (1952) S. 148 f; derselbe: Deutsches Privatrecht 3. Aufl. (1959) S. 8 ff; **Brunner und v. Schwerin**: Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte 8. Aufl. (1930) S 258 ff.
- 6) **Gerhard Hess**: a. a. O.
- 7) **Hermann Conradt**: Deutsche Rechtsgeschichte Band 1, Frühzeit und Mittelalter (1954) S. 552 ff; **Heinrich Mitteis**: Deutsches Privatrecht a. a. O. S. 148, 150 ff.

# Liebenstein und die Liebensteiner

Von Elisabeth Zipperlen

Eng mit der Geschichte des nun 1200jährigen Ortes Ottmarsheim verbunden, und zwar durch mehrere Jahrhunderte hindurch, ist das Rittergeschlecht derer von und zu Liebenstein sowie ihre Burganlage Liebenstein, unweit Neckarwestheim (früher Kaltenwesten genannt). Von der Burganlage Liebenstein führt ein ordentlicher Weg, eine Landstraße II. Ordnung, – früher nur ein Pfad – nach Ottmarsheim.

Von welcher Seite sich der Wanderer oder der Autofahrer, sei es nun von Ottmarsheim, vom Pfahlhof, von Neckarwestheim, vom Neckar herauf, der Burganlage nähert, so bleibt ihm unvergeßlich der erste Augenblick der staunenden Überraschung; wuchtig und stolz erhebt sich das schwäbische Stammhaus der Herren von Liebenstein auf einem steil abfallenden, schmalen Bergrücken, einem Muschelkalkfelsen. Der gesamte Komplex befindet sich seit 1679 im Besitz des (ehemaligen) württembergischen Herrscherhauses. Abseits des großen Verkehrsstromes, umrahmt von Wäldern, Wiesen, Äckern und Obstbäumen, reich an Geschichte, Kunst und Kultur, ist uns dieses Liebenstein, welches wie eine kleine Festung anmutet, so liebenswert.

Hören wir einmal, was uns E d u a r d M ö r i k e nach einem Besuch auf Liebenstein im September des Jahres 1840 in einem Brief an seinen Herzensfreund Hartlaub zu erzählen weiß, als er nach einem Besuch in Besigheim auf Schusters Rappen zu dem nahen Liebenstein zog, zu einem Renaissance-schloß, das einen mittelalterlichen Bergfried einschließt: „ . . . das hochgelegene Schloßchen Liebenstein . . . fiel mir jetzt erst recht auf und reizte mich, seine mannigfaltigen Teile näher in Augenschein zu nehmen. Es war einst der Sitz der reichen Herren von Liebenstein; jetzt ist das Gut württembergische Domäne. Außer dem Pächter, welcher Gastwirt ist, wohnt nur ein Förster darauf. Die Kapelle geht nach der Steige hinab, die wir zu Fuß hinanstiegen. Ihr Inneres ist bis auf die Säulen zerstört; die gegen den Hof gekehrte Fassade mit zierlicher Skulptur bedeckt, noch wohl erhalten, von gemischtem Stil (ich schätzte die Zeit der Erbauung hienach auf das Ende des 16. Jahrhunderts und fand in einem Wappen zuoberst vom Chor auch wirklich die Jahreszahl 1599), die schönen gotischen Fenster des Chors, deren eins von dichtem Efeu halb verdeckt ist, gehen nahe überm Boden in einen Zwinger hinaus . . . an dieser Seite ist ein runder, an der anderen ein etwas

kürzerer achteckiger Turm. Weiterhin verschiedene Ökonomiegebäude und das sogenannte alte Schloß, jetzt Ruine, mit einem hohen viereckigen Turm, dann auf der letzten Höhe das eigentliche Schloßchen . . . "

Wenn wir nun denselben Weg nehmen, den einst Eduard Mörike gegangen, so ist der Anblick fast noch derselbe, und vergleichen wir die heutige Ansicht mit der von dem Oberstlieutenant Andreas Kieser vom Jahre 1684 für das württembergische Forst-Lagerbuch gefertigten Zeichnungen, so müssen wir bekennen, daß nur wenige Gebäude heute nicht mehr stehen, und zwar die um den alten hohen Turm.

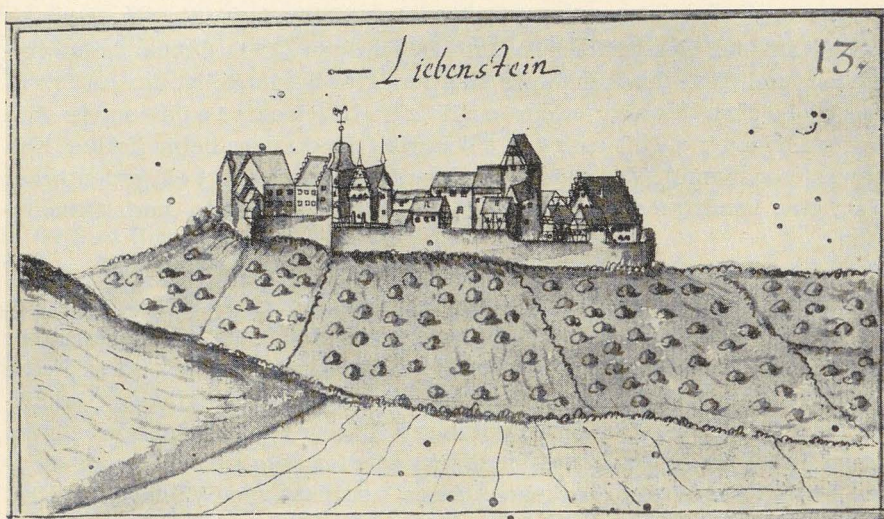


Abb. 1. „Die stattliche Burg, eng in Mauern gegürtet, isoliert auf der Höhe“  
(aus dem Kieserschen Forstlagerbuch 1684).

Dieser alte trutzige Bergfried, der letzte Zeuge der ersten Erbauungszeit, ist es aber, der unsere Gedanken weit abschweifen läßt, und wir sehen im Geist einen etwas kleineren trutzigen Turm, der auch zu einer Burganlage namens Liebenstein gehört. Es ist jenes Liebenstein im südlichsten Elsaß, im Sundgau nahe der burgundischen Pforte unweit von Pfirt (dem heutigen Ferrette), nahe Liebsdorf und Oberlarg. Auf einem Bergvorsprung des Bürgerwaldes liegt die kleine Ruine Liebenstein über dem Largtal. Man kann noch die ungefähre Anlage erkennen; die ganze Burg (kleiner als die schwäbische) muß ein regelmäßiges Rechteck mit abgerundeten Ecken gebildet haben. Man findet noch Mantelmauern und einen regelrechten Zwinger mit Eingang zum engen Burghof. Ein stattlicher, runder Bergfried, aus Granitquadern sorgsam gefügt, erhebt sich an einer Ecke. Durch ein Erdbeben wurde die elsässische Burg Liebenstein im Jahre 1356 zerstört. Wirtschaftsgebäude eines Pachthofes stehen heute vor der Ruine. Alte Bewohner erzählten, daß sie von ihren Vorfahren wußten, daß diese Burg auf den Re-

sten eines römischen Turmes aufgebaut sei, auch sei noch vor über 100 Jahren das Wappen der Liebensteiner sichtbar gewesen, und es sei dieselbe Herrschaft wie im Schwabenland gewesen (das wird vom „Gotha“ bestätigt). Vom Turm aus hat man einen reizvollen Blick in die Juralandschaft zur Trouée de Belfort. In seiner *Alsatia illustrata* führt Schöpflin an, daß 1234 ein Burkhard von Liebenstein einer Streitbeilegung zwischen dem Bischof von Basel und dem Grafen von Pfirt beigewohnt und dieselbe besiegelt habe. Auch nennt Schöpflin Bertold von Liebenstein, der 1299 Fürstabt zu Murbach war; diese Abtei zählte zu den vier reichsten in Deutschland; und die mächtigen Äbte nannten sich Herzöge und Fürsten. Bekannt ist, daß es keine leichte Angelegenheit war, Abt von Murbach zu werden. Väterlicher- wie mütterlicherseits mußte man vom alten hohen Adel sein; im Geistlichen hing der Fürstabt nur vom Papst ab, im Weltlichen vom Kaiser allein. Dort unten weiß man noch von einem Burcardus de Libeten vom Jahre 1150 von dem Geschlechte der Liebensteiner, das heute noch in Württemberg ansässig sei! Die Burg Liebenstein wird urkundlich 1218 zugleich mit dem Geschlechte der Liebensteiner genannt, welches im Elsaß bis etwa kurz nach 1300 nachweislich ist. Die Burg fiel an die Grafen von Pfirt und nach deren Aussterben an das Haus Habsburg; Herzog Rudolf von Österreich gab die Burg 1362 den Rittern von Pfirt zu Lehen, in deren Besitz sie bis 1803 verblieb.

Zurück zu unserem heimatlichen Liebenstein!

Der Weg, den nun auch wir hier beschreiten, hat sich um die Burg herum gewunden, und von der Bergseite bietet sich wieder eine andere Szenerie. Jetzt ist so recht verständlich, daß Liebenstein ja in z w e i S c h l o ß t e i l e zerfällt, in den alten (unteren) und in den neuen (oberen). Von der alten Burg blieb auf deren altem Kern nur noch der B e r g f r i e d mit den Resten von drei Gebäuden übrig. Deutlich erkennt man, daß das alte Schloß von einem Wall und mit Graben umgeben war. Die Ausdehnung der alten Burg war nicht groß. Der hohe, klobige Eckstein, aus Muschelkalkstein erbaut, hat in einer ungefähren Höhe von gut 6 m einen rundbogigen Eingang, und seit weit mehr als 100 Jahren ist er mit einem schützenden Zeldach versehen. Seit einigen Jahren ist es im Innern des Turmes recht auffällig geworden, so daß ein Besteigen jetzt nicht mehr erlaubt ist. Es können sich aber noch viele, die früher Gelegenheit hatten, den Turm zu besteigen, daran entsinnen, daß man auf einen massiven Fußboden gelangte, in dessen Mitte eine viereckige Öffnung ist, durch welche man in das Untergelaß, das Verlies, kommen konnte. Auch Reste eines Kamines sind noch da. Der Einbau des Turmes bestand nur aus Holz. Eine gar prächtige Aussicht hatte man von hier oben ins Tal; weit hinüber ins Zabergäu geht der Blick, und von der anderen Seite grüßt die Kette der Festen des Bottwartals; heute ist um den Bergfried ein stimmungsvolles Burggärtlein angelegt (Privatbesitz des Pächters).

Es ist zu verstehen, daß die Herren von Liebenstein im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts die Besitzung großzügig ausdehnten, und so entstand d a s

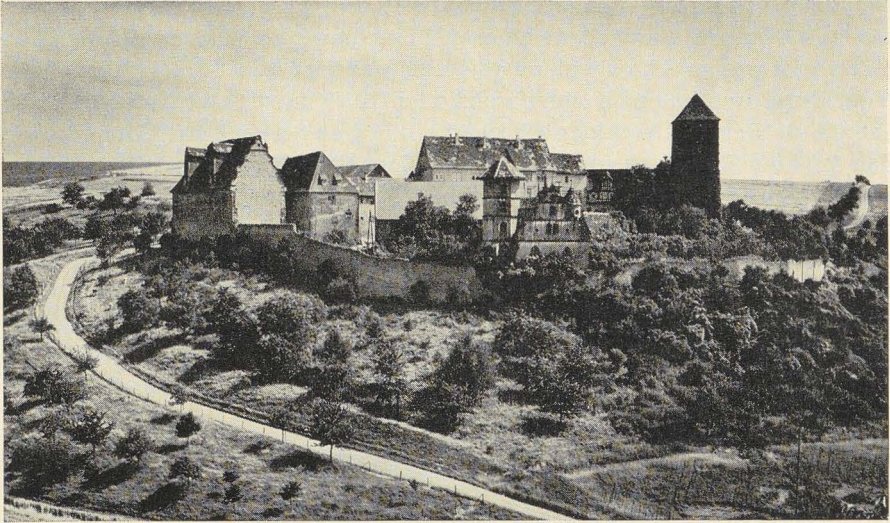
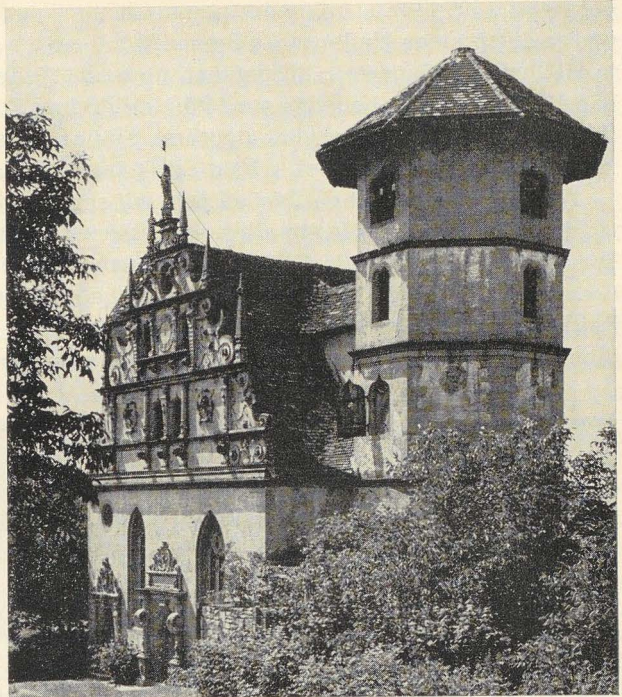


Abb. 2. Liebenstein von Norden.

neue (obere) Schloß; was rings herum um den Bergfried steht, sind die neueren Teile. Vom Haupteingang unterwölbt, steht der Wohnkontrakt da; ein Altan mit Brüstung, ein runder Treppenturm, auf der Innenseite eine Steintreppe, Erker und wappengeschmückte Fenster geben ihm ein stattliches Ansehen. Ist die Renaissance-Architektur auch noch etwas grob und handwerklich bieder, so weht doch ein Zug der damaligen Geistesverfassung heute noch durch das Gemäuer. Das eigentliche Schloß bestand früher aus zwei Gebäuden. Die weiteren massiven stattlichen Gebäude dienten früher als weitere Wohnungen sowie als Stallungen und Ökonomiegebäude.

Eine ungeahnte Überraschung bietet sich, wenn man dem alten Graben entlang um den Bergfried unter seine Felseninsel herumgeht und dahinter auf die Schloßkapelle stößt. In kräftig ausladender Vedutenherrlichkeit stellt sich im späten Renaissancegeschmack eine Giebelwand den Blicken dar. Zwischen den drei Prunkportalen hat sie zwei gotische Maßwerkfenster. Ein Achteckturm hat Kielbogenfenster. Über dem Haupteingang ist das Liebensteinische Wappen und über dem westlichen Toreingang ein Bildnis des St. Jacobus angebracht. Eduard Paulus schreibt in seinen Kunst- und Altertumsdenkmälen (1906) mit Recht „ . . . die Schloßkapelle ist höchst sehenswert, halb gotisch, in reichster Renaissance, mit vielen Bildhauereien und hohem, auf das keckste mit Masken, Schnörkeln und Spitzsäulen geschmückten Prachtgiebel und mit zwei großen, von Karyatiden, Säulen, Fruchtschnüren usw. belebten Portalen, an der Nordseite erhebt sich ein achteckiger Turm, unten den Chor bildend. Die Schloßkapelle von Liebenstein ist eines der wenigen noch gut erhaltenen Werke aus dem Schlusse des 16. Jahrhunderts, als die württembergische (Stuttgarter) Renaissance eine Verfeinerung erhalten hatte, wie selten sonstwo . . . “

Abb. 3. Außenansicht der Liebensteiner Schloßkapelle, erbaut 1599/1600 durch den Heilbronner Bildhauer Jacob Müller mit seinen Schülern Michael Kern aus Forchtenberg und Philipp Kolb aus Ohringen.



Noch interessanter ist es im Innern der Kirche. Auf zwei schlanken bemalten Säulen ruht ein Netzgewölbe, allerdings ohne Netzrippen und beinahe noch geistreicher; an der Südseite ist eine Empore gebaut, die auch auf zwei grazile Renaissancesäulen gestützt ist und in ihrer Anlage durchaus technische Phantasie beweist. Mit seinen klaren und harmonischen Verhältnissen ist der Innenraum eine Kostbarkeit!

Der Oberamtsbeschreibung Besigheim von 1853 entnehmen wir: „Der untere Teil des Turmes dient als Chor und ist mit Strebepfeilern, zwischen denen sich spitzbogige, gotisch gefüllte Fenster befinden, versehen . . . das Innere desselben hat ein Gewölbe, dessen Gurten von Renaissancesäulen ausgehen und an der oberen Kreuzung einen Schlußstein haben, auf dem das Liebensteinische Wappen mit der Umschrift: «Albrecht, Johann, Philipp, Ravan, Conrad. Alle von Liebenstein 1590» abgebildet ist.“

Hier liegt der Ursprung eines Irrtums, es ist nämlich die falsche Jahreszahl angegeben, die von nun an bis auf den heutigen Tag durch viele Kunstbücher und Publikationen geistert; obendrein wird noch zu der falschen Jahreszahl der Name des fürstlich württembergischen Renaissancebaumeisters Georg Beer genannt. Wohl waren die Liebensteiner ein reiches Adelsgeschlecht, aber einen Georg Beer (geb. 1527 in Bönningheim, gest. 1600 zu Stuttgart) hätten sie sich als Baumeister nicht erlauben können. Eindeutig und klar kann jeder, der unter dem Schlußstein steht und ihn aufmerksam durchstudiert, lesen: Albrecht, Johann, Philipp, Ravan, Conrad. Alle von und zu Lie-

benstein. 1599 (fünfzehnhundertneunundneunzig). Das herrliche Bauwerk wurde durch einen Heilbronner Baumeister J a c o b M ü l l e r um 1599/1600 in Heilbronner Sandstein ausgeführt; noch am 17. Januar 1600 bestellte Johann Philipp von Liebenstein um 20 fl. Heilbronner Steine für diesen Kirchenbau. Schade ist, daß dieser Bau deutliche Spuren fortschreitender Zerstörung zeigt. Eine Renovierung sollte bald erfolgen.

Auch heute noch schaut Liebenstein mit seinen Giebeln und Türmen hinter der hohen Mauer wie ein altes, vergessenes Städtchen vom Hügel herab. Wer aber waren nun die Gründer, die Bauherren dieses Herrensitzes? Das Geschlecht der Liebensteiner gehörte der unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Schwaben, Canton Kocher, an. Ihr Wappen besteht in einem von Silber und Schwarz viermal quergeteilten Schilde. Der gekrönte



Abb. 4. Liebensteiner Schloß und Itzinger Hof  
(aus dem Kieserschen Forstkartenwerk um 1680).

Helm mit schwarz-silbernen Decken trägt, wie der Schild, zwei von Silber und Schwarz quer gestreifte Büffelhörner. Dieses Geschlecht dürfte dem Stand der Ministerialen entstammen, die den persönlichen Dienst am Hof des Königs oder eines großen Grundherren ausübten und die dann zu freien Rittern aufstiegen. Als bisher ältester Stammherr wird um 1200 Reinhard von Liebenstein genannt; er soll nach der Schillingschen Familienbeschreibung der Sohn Ulrichs (gest. 1168) gewesen sein. Mit Reinhard's Sohn Albrecht I. beginnt die ununterbrochene Stammreihe der Familie; er war es, der die Burg Liebenstein erbaute und mit seinen Geschwistern Beringer und Ger-



traud – Gemahlin des Rüdinger Schilling von Canstadt – urkundlich 1243 dem Kloster Maulbronn einen Jahrestag für seinen Vater Reinhard mit einem Hofe zu Glattbach stiftete. Durch diesen Hof Glattbach wissen wir, daß die Liebensteiner teilweise zur Grafschaft Vaihingen zugehörig waren. Auch finden wir Albrecht in einer Urkunde vom 15. Januar 1235 als Zeugen für das Kloster Schöntal (Stiftung König Heinrich VII. in Wimpfen). Ebenso stiftete Albrecht mit Einwilligung seines Sohnes Albrecht II., seiner Töchter und Schwiegersöhne, im Jahre 1261, kurz vor seinem Tode, das Kloster Itzingen bei Liebenstein, – dem heiligen Vincentius geweiht –, wo zugleich das Liebensteinische Erdbegräbnis bis zum Jahre 1666 war.

Dieser Albrecht I., welcher Adelheid geb. von Sternenfels zur Gemahlin hatte, soll auf dem vierzehnten Turnier zu Würzburg im Jahre 1235 mit dem Ritter Wolff von Helmstadt aus dem Kraichgau turniert haben. Vermutlich eine Schwester jenes Albrecht I. wird in einer Urkunde vom 27. Mai 1278 genannt, in der die Richter zu Speyer bekunden, daß die edle Matrone Frau Adelheid die Ältere von Liebenstein vor ihnen erklärt habe, sie habe schon vor 12 Jahren zum Heil ihrer Seele der Priorin und dem K o n v e n t z u I t z i n g e n 14 Jauchert Weinberg in Kürnbach, genannt Berthenloch, geschenkt, übergeben und öffentlich sowohl in Kürnbach als in Itzingen resigniert und daß sie diese Schenkung in ihrer Gegenwart der Priorin und den Pflegern des Konvents erneuert habe (1278).

Dieses Dominikaner-Nonnenkloster wurde schon Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Benediktiner-Nonnenkloster im benachbarten Lauffen am Neckar vereinigt.

Albrecht II., der Sohn des Stifters, wird nur kurz 1309 in einer Urkunde genannt; dafür sind aber dessen Söhne, also die Enkel des Stifters, bekannter geworden. Von Ritter Konrad I. (gest. 1363), vermählt mit einer geb. von Urbach, stammen die nachher längere Zeit in Württemberg blühenden v i e r Linien ab, nämlich:

1. die Ottmarsheimer Linie,
2. die Heinrichslinie,
3. die Linie des oberen Hauses,
4. die Linie des unteren Hauses.

Von den weiteren Enkeln jenes Albrecht I. vernehmen wir die Namen Hans I. und Engelhardt I. (letzterer war mit einer geb. von Sturmfeder vermählt) und von diesem soll die spätere rheinische Linie abstammen, welche unter die rheinische freie Ritterschaft aufgenommen war und das Schloß Liebenstein am Rhein bei Boppard besaß. Engelhard von Liebenstein verkaufte 1320 die ererbte großmütterliche halbe Burg Sternenfels samt Zubehör für 400 Pf. an das Haus Württemberg.

Der Ort Ottmarsheim gehörte zur Hälfte der Ottmarsheimer Linie der Liebensteiner, in die beiden anderen Ortshälften teilten sich die Obere und Untere Linie. Wie uns von dem leider viel zu früh verstorbenen Dr. Gerhard Heß überliefert ist, war es B e r n h a r d v o n L i e b e n s t e i n von der Ottmarsheimer Linie (auch der Ältere genannt), der als Minderjähriger seine

Hälfte an Ottmarsheim 1532 empfang. Er beschloß, der engen Stammburg Liebenstein zu entgehen und seinen Wohnsitz in Ottmarsheim zu nehmen. Zu diesem Zweck kaufte er sich von Ambrosius Resch, dem Schwager Philipp Melanchthons, einen Hof und baute sich auf dem Gelände dieses Hofes zwischen Kirche und Besigheimer Straße ein eigenes Schloß. Sicher war er der Hoffnung, so meint Gerhard Heß, daß ihn sein Sohn Hans-Moritz überleben und das Geschlecht fortsetzen werde. Aber in dieser Hoffnung wurde er betrogen. Hans-Moritz, vermählt mit Elisabetha von Thalheim, verstarb schon 1582. Sein Vater Bernhard folgte ihm nach am 16. Oktober 1583, er wurde in der Kirche zu Ottmarsheim begraben. Sein Anteil an Ottmarsheim fiel je zur Hälfte an die untere und die obere Liebensteiner Linie. (Über die Herrschafts- und Besitzbeziehungen der Liebensteiner zu Ottmarsheim vgl. auch den Aufsatz von Dr. Boelcke, Seite 32 ff.)

Die Heinrichs-Linie erlosch im Mannesstamm im letzten Viertel des 16. Jahrh. mit des Stifters Heinrich I. (gest. 1517) Enkel Franz I.

Aus dem oberen Haus erwerben Jacob und Peter von Liebenstein um 1492 und 1497 Besitzungen in Bönningheim, schon 1517 wurde ein Viertel in der alten Ganerbenstadt das Liebensteiner Viertel genannt; so bestand die den Herren von Liebenstein überlassene Pfandschaft aus einem Viertel der Stadt Bönningheim und Erligheim samt Rauhenklingen (abgegangen, beim Michelsberg), halb Cleebronn und Magenheim; hierzu kaufte Bernhard von Liebenstein noch  $\frac{1}{16}$  den 17. Juli 1573,  $\frac{7}{64}$  den 1. Juli 1579, Albrecht v. L., sein Sohn,  $\frac{1}{64}$  den 21. September 1607, so kamen die Liebensteiner in den Besitz von  $\frac{7}{16}$  der Stadt Bönningheim. Nach dem Tode Friedrich Albrechts von Liebenstein im Jahre 1657 nahm Kurmainz das Bönningheimer Viertel in Besitz, alle anderen Güter wurden an das untere Haus vererbt. Junckher Friedrich Albrecht von Liebenstein zu Bönningheim, Kaltenwesten, Cleebronn und Ottmarsheim verschied im 28. Jahr seines Lebens unvermählt am 29. Januar 1657 und wurde am 7. Februar 1657 feierlich im Chor der Kirche zu Bönningheim gleich hinter dem Altar beigesetzt.

Von den historisch denkwürdigen Mitgliedern der Familie des oberen Hauses sind zu nennen der Sohn Peters II. und dessen zweiter Gemahlin Agatha geb. von Kaltental, J a c o b ; derselbe kam 1470 auf das Hochstift zu Mainz, wurde 1497 Domdechant und nach dem Tode Berchtolds Grafen von Henneberg am 30. Dezember 1504 einstimmig, jedoch gegen seinen Willen, zum Kurfürsten und Erzbischof von Mainz erwählt und später von Papst Julius II. bestätigt. Auf der Reichsversammlung zu Konstanz (1507) empfing er persönlich vom Kaiser Maximilian die Reichslehen. Auf diesem Reichstag schuf er die Reichsmatrikel und das Reichskammergericht. Er war ein milder, gerechter, gelehrter, frommer und, was besonders in damaliger Zeit selten war, ein keuscher Kirchenfürst, das bezeugen alle Zeitgenossen. Er starb am 15. September 1508 zu Mainz, wo er im Dom vor dem eisernen Chor neben dem St.-Christophs-Altar begraben liegt.

Ein weiterer würdiger Vertreter dieses Hauses war M o r i t z von Liebenstein, ein Neffe des Erzbischofs und Sohn Peters III. und dessen Ehefrau

Veronica geb. von Schaumburg. Moritz, welcher zu seiner Zeit als Kriegsheld sehr bekannt war, wurde 1544 in Italien kaiserlicher Feldoberster und Lieutenant des berühmten Sebastian Schertlin von Burtenbach, der in seinem „diarium manuscriptum“ von ihm sagt, daß, wenn er von der Armee abwesend gewesen, er Moritzen von Liebenstein, seinen lieben Freund und Nachbarn, zu seinem Lieutenant hinterlassen habe. Moritz war auch einige Jahre württembergischer Obervogt zu Vaihingen, er starb am 15. April 1559. Bernhard von Liebenstein, Obervogt zu Lauffen und Baumeister des Ganerbiats von Bönningheim, war mit Margaretha von Hutten vermählt; er hat den Bildhauer Jacob Müller aus Heilbronn nach Bönningheim geholt, der ihm im Jahre 1594 den Georgsbrunnen schuf. Junckher Bernhard v. L. verstarb unter der Morgenpredigt am 22. März 1596 und wurde in der Bönningheimer Kirche bestattet. Im Auftrag seines Sohnes Albrecht, der nach des Vaters Tod Obervogt zu Lauffen und Baumeister von Bönningheim wurde, erhielt Jacob Müller den Auftrag, das Doppelgrabmal in der Bönningheimer Kirche zu schaffen. Albrecht von Liebenstein aber wurde nach seinem am 25. 7. 1608 erfolgten Ableben am 30. 7. 1608 in Itzingen nach „adlichem Gebrauch und in ansehnlicher Leichenprozession ehrlich mit Gesang und Leichenpredigt zur Erden bestattet, Gnad ihm Gott!“

Seine Grabstätte in Itzingen ist nicht mehr, dafür aber sein Bildnis in der Bönningheimer Kirche. Albrecht zu Liebenstein gehört zu jenen im Schlußstein der Liebensteiner Schloßkapelle aufgeführten Edelleuten, welche dem Baumeister Jacob Müller den Auftrag zum Bau dieser Schloßkirche im Jahre 1599 erteilt hatten.

Die meisten weltlichen Glieder der Familie standen früher in württembergischen Diensten. So waren die Brüder Friedrich I. und Hans V. Württ. Räte, letzterer Oberster Feldhauptmann in der Fehde mit der Pfalz (1458), auch kämpfte er mit seinem Vetter Peter II. und Konrad III. auf der Seite Württembergs in der Fehde mit Esslingen (1449). Philipp I. war Württ. Obervogt zu Vaihingen und schwedischer Oberst zu Fuß, er wurde 1637 bei Chaumont von Schnapphähnen erschossen.

In der Schlacht bei Nördlingen befehligte Philipp, Enkel von Moritz aus dem Oberen Haus, das württembergische Kontingent. Wegen seiner Beteiligung auf schwedischer Seite wurde seine Hälfte von Liebenstein 1631 vom Kaiser Ferdinand konfisziert und dem Minister Grafen von Trautmannsdorf verliehen.

In den Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg erfahren wir Näheres darüber: Die Einziehung der Güter wird wegen Untreue gegen den Kaiser angeordnet. Die Ritter und Edelleute Ludwig von Liebenstein, Reinhard von Gemmingen und Albrecht von Weyller holen sich am 13. Januar 1631 beim Herzog von Württemberg Bescheid über die kaiserliche Anordnung der Einziehung der Güter Philipps und Albrechts von Liebenstein. Am 7. Februar 1631 schreibt der damalige Erzbischof von Mainz, Anselm Casimir von Wambold, an die von Liebenstein: „Da wir die Belehung der beeden Grafen – Graf Trautmannsdorf und Graf von Meggau – nit verstehen können, so wollen wir doch beim Kaiser versuchen, daß ihr anderweitig wieder belehnt werdet.“ Am 8. Mai 1631 schreibt der Erzbischof von Mainz ebenfalls an die

von Liebenstein: „Uns ist in Eurem Antwortschreiben vom 8. Februar jüngst wegen der angedeuteten Confiscation betreffend zu Recht behündigt worden. Wir haben nun darauß bey der Römischen Kayserlichen Mayestät, unserem allergnädigsten Herrn Euretwegen abermals interponiert. Da Ihr aber die Resolution am Kayserlichen Hoff zu Wien jemand bestellt oder dorthin abgeordnet habt, so ist dies der Sache sehr wenig einträglich.“

Am 23. Juni 1631 bitten Ludwig von Liebenstein und Albrecht von Weyller den Württembergischen Herzog, das Lehen ihres Veters Albrecht ihm wiederzugeben. Sie führen die großen Unruhen wegen der Religion als Begründung an. In einem Schreiben vom 6. April 1639 heißt es, daß der Kaiser die Herren von Liebenstein mit den alten Lehen wieder belehnt. Gleichzeitig hat das Herzogtum Württemberg seine alten Lehen wiedererhalten. Dabei wird genannt „das Dorf Ottmarsheim zum halbeil mit aller hoher und niedriger Obrigkeit“.

Graf von Trautmannsdorf wurde nach Wallensteins Tod leitender Minister des Kaisers; er hat sich um das Zustandekommen des westfälischen Friedens hoch verdient gemacht. Schon vor dem Friedensschluß hat er seine württembergischen Besitzungen zurückgegeben.

So war im Jahre 1658 ganz Liebensteinsamt Ottmarsheim wieder in der Hand Philipp Konrads I. vereinigt. Nach dem Tode Friedrichs Albrechts 1657 vom Oberen Haus waren alle Besitzungen, alle Güter an das Untere Haus vererbt. Das ganze früher durch Familienverträge zum Fideikommiß erklärte Allodial- und Lehensvermögen der Familie, ausschließlich zweier mainzischer Lehen, in etwa der halben Stadt Bönningheim und dem Dorfe Erligheim bestehend, bildete zusammen die Ganerbschaft verschiedener Familien. Der ganze Güterkomplex umfaßte damals die sogenannte untere Herrschaft nebst Schloß und Markung Liebenstein am Neckar, ferner den Allodialbesitz zu Kaltenwesten und Ottmarsheim mit einzelnen Gerechtigkeiten, Gefällen etc.

Diese Herrschaft wurde 1673 und 1678 durch die Söhne Philipp Konrads I., nämlich durch Philipp Konrad II. und Philipp Albrecht, mit Ausnahme der württembergischen und kurmainzischen Lehen zu Lauffen (Stadt und Dorf) und zu Bönningheim, an Württemberg widerrechtlich veräußert. Ein deshalb von der Familie 1773 eingeleiteter Prozeß, der Aufsehen in ganz Deutschland machte, besonders da er auf das Gutachten der juristischen Fakultät zu Göttingen gestützt war, hatte vor den württembergischen Gerichten wegen des jus de non appellando, welches das Land besaß, keinen Erfolg.

Die schwäbische Hauptlinie der freiherrlich Liebensteinischen Familie war von Anfang an bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches (1806) bei der Reichsritterschaft in Schwaben, Orts Kocher, immatriculiert.

Aus der Linie des Unteren Hauses leben heute noch die Nachkommen in Jebenhausen bei Göppingen, und zwar Kurt Freiherr von Liebenstein, Generalmajor a. D.; dessen Urgroßvater Ludwig August Friedrich von Liebenstein (Sohn des Johann Ludwig Friedrich), geb. 27. 11. 1781 zu Birkenfeld, wo sein Vater als badenscher Obervogt lebte, war im ersten badischen Landtag 1818–1824 als vorzüglicher Redner und als Vorkämpfer für neuzeitliche liberale Ideen berühmt. Er war zuletzt badenscher Kreis-

direktor, Staatsrath, Kammerherr und Commandant des Zähringer Löwenordens. Er starb am 26. März 1824.

Die Herrschaft Liebenstein, welche 1678/79 an Württemberg kam und dem württembergischen Kammerschreibereigut einverleibt wurde, bestand aus dem Schloß Liebenstein, Kaltenwesten, Ottmarsheim, Kloster und Weiler Itzingen, halb Holzweiler, Güter und Gefälle zu Ilsfeld und Auenstein. Es wurde eine eigene Kammerschreibereibeamtung mit der Benennung „Stabskellerei“ errichtet, im Jahre 1807 aufgehoben und mit dem damals neu gebildeten Hofkammeramt Lauffen vereinigt.

Im Jahre 1843 kam Liebenstein zu Neckarwestheim, dem früheren Kaltenwesten. In seinen „Schönen lustigen Antiquitäten und denkwürdigen Historien von Ursprung, alt Herkommen und Erbauung des fürstlichen Hauses Wirtemberg“ gibt uns Jacob Frischlin (1557–1616) – Originalhandschrift liegt in der Landesbibliothek – einige nette Begebenheiten von dem Schloß Liebenstein auf. „Im oberen Schloß zu Liebenstein in der oberen Stube ist in eine Tafel gemahlet S. Vincentz, so in der rechten hand ein Buch undt in der linken ein Palmzweig hat. vor ihm kien ein Jung

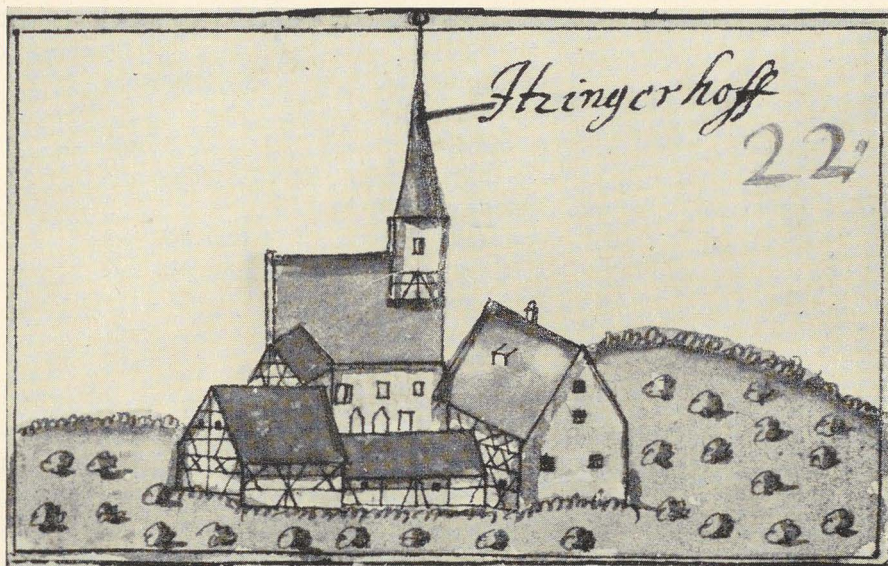


Abb. 5. Der Itzinger Hof (aus dem Kieserschen Forstlagerbuch).

mit entblößtem Haupt, vor ihm das Schloß in grund liegend und das Liebensteiner Wappen“, und dieses Wappen hat Frischlin fein säuberlich mit aufgemalt. Auf fünf Seiten beschreibt Frischlin viel Wissenswertes in seiner saloppen Art. Von einem von Liebenstein weiß Frischlin vom Jahre 1470 zu berichten, der mit etlichen schönen Sprüchen aus der Heiligen Schrift und deutschen Reymen auch den Kaiser Maximilian erfreut habe. Anno 1480 sei Simon von Liebenstein bei der Leich gewesen des Herzog Ulrich von

Württemberg und ihre fürstlichen Gnaden helfen zur Erden bestattet.“  
„ . . . Albrecht von und zu Liebenstein, deß Bernhards Sohn ist auch ein feiner gottseliger Junckher und wohlerfahrener und sprachgelehrter Edelmann gewesen, starb 1608 zu Liebenstein, bey Sankt Vincenz begraben worden nach Sankt Jacobitag . . . es haben auch die Junckherrn samentlich eine schöne neue Kÿrche ins Schloß setzen lassen und bauen lassen Anno 1605 . . .“ (!)

Am 1. Juni 1604 wurde in der kurz vorher eingeweihten Renaissancekapelle zu Liebenstein Philipp von Liebensteins Tochter Elisabeth mit dem Edlen Elias von Bürgel getraut; die beiden waren in Ottmarsheim wohnhaft.

St. Vincenz wurde kurzweg die Kapelle zu Itzingen genannt, die uns Andreas Kieser 1684 in seinem Forstlagerbuch noch so anschaulich inmitten einiger Häuser gezeichnet hat.

Die Kirche und das Kloster von Itzingen sind jetzt spurlos verschwunden, auch die wenigen Häuser; um 1807 wurden noch Überreste auf Abbruch verkauft. Ein noch als letzter Rest in einer Nische befindlicher Grabstein wurde in die Schloßkapelle nach Liebenstein gebracht, es ist das sehr gute Grabmal des am 4. März 1620 im 54. Lebensjahr verstorbenen Conrad von Liebenstein.

# Der Ortsname und seine Geschichte

Von Willi Müller

Die ältesten Namenformen sind für Ottmarsheim von Mönchen des Klosters Lorsch aufgezeichnet worden. Der Ort und die Ruinen dieses ehemals bedeutenden Klosters liegen auf hessischem Gebiet, etwa fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Mannheim, Erst etwa drei Jahrhunderte nach den Lorscher Aufzeichnungen findet sich unser Ortsname auch in anderen Urkunden wieder, so zum Beispiel in den Jahren 1245 und 1247 in Pergamenten, die unter Papst Innocenz IV. in Lyon ausgestellt wurden. Stellen wir die frühesten Erwähnungen des Ortes vom 8. bis zum 13. Jahrhundert zusammen:

766 oder 767	Autmaresheim	} s. Abb. Seite 25
	Autmarsheim	
Juni 773	Autmaresheim	
November 773	Otmarsheim	
	Otmarsheimer marca (= Markung)	
zw. 790 und 820	Otmarsheim	
zw. 850 und 853	Otmarsheim	
1244	Ottmarsheim	
1245	Othmarsheim od. Othmarshain	
1247	Otemarsheim	

Der Name bedeutet „Heim, Haus, Gehöft des Ottmar“, wobei man sich unter dem letzteren eine historische Persönlichkeit vorzustellen hat, die in irgendeiner Weise bei der Wohnplatzgründung maßgeblich war. Otmar kann überhaupt einer alemannischen Großfamilie gewesen sein, die einen aus mehreren kleinen Häusern bestehenden Einzelhof neu anlegte; es kann sich in dem Namen aber auch der eines adeligen fränkischen Großgrundbesitzers kundtun, der von seinem unter Umständen weit entfernt liegenden ständigen Wohnsitz aus unseren Ort begründete und ihn mit seinem eigenen Namen als seinen Besitz kennzeichnete. Zwischen und neben diesen beiden Möglichkeiten gibt es noch eine Reihe anderer, die hier nicht aufgezählt werden sollen.

Es wurde bisher von einem „Otmar“ gesprochen. Es dürfte aber auffallen sein, daß die ersten drei Belege in der Ortsnamenreihe von einem „Autmar“ reden. Beide Formen haben sprachlich gleiche germanische Wurzeln. Audomâr oder Otmâr bedeutet der „durch Reichtum, Glück, Berühmte“.

Diese Eigenschaft wünschten die Eltern wohl dem späteren Siedlungsgründer in die Wiege. Der Wechsel aber in unserem Ortsnamen vom Doppellaut in den einfachen Selbstlaut o ist ein Zeugnis für eine sprachgeschichtliche Entwicklung, die sich im achten Jahrhundert abgespielt hat. Damals wurde eine große Zahl von Wörtern mit dem Laut au zusammengezogen und dann mit o gesprochen und geschrieben. Wir sehen von den Ausnahmen ab und nennen ein paar Beispiele für diesen Vorgang: die gotischen Wörter rauds, hlaut, laus, laun werden althochdeutsch zu rôt, lôß, lôs, lôn und neuhochdeutsch zu rot, Los, los, Lohn – und am 26. Juni 773 heißt unser Ort in den Urkunden noch Autmaresheim, vom 11. November 773 an aber für immer Otmaresheim = Ottmarsheim. Eine entsprechende Entwicklung nahm ein anderes, zwischen den Jahren 769 und 782 im Lorscher Codex genanntes Autmaresheim, nur daß hier das zweite Glied des Rufnamens früh schon stärker abgeschliffen wurde; es heißt heute Ottersheim und liegt im Kreis Kirchheimbolanden in der Pfalz. Nicht ohne Reiz ist es auch, den Sprachwandel in einer anderen Lorscher Urkunde zu beobachten. Am 25. Juli des Jahres 791 wurde eine Niederschrift ausgefertigt, in deren Thema der fromme Stifter mit Namen erscheint: „Donatio Othmari“; der Text der Stiftung beginnt jedoch mit: „Ego in dei nomine Aotmar . . .“ Es stehen hier also beide Lautungen noch eng beieinander. Dagegen wurde, allerdings erst am Ende des neunten Jahrhunderts, die „villa Ottmaresheim“ im Elsaß gegründet. Der bestehende Ort schreibt sich heute folgerichtig genauso wie unser Dorf.

Aber nun ist ein Einwand zu erwarten, vor allem von schwäbischen Lesern, die mit Recht darauf hinweisen können, daß man in ihrer Mundart nicht rot, Los, los, Lohn sagt, sondern raod, laos, laos und lao. Und sie schließen vielleicht daraus, daß sich der oben dargestellte sprachgeschichtliche Wandel im schwäbischen Raum nicht vollzogen habe. Dies ist nur sehr bedingt richtig. Auch die Sprache jenes Gebiets, das sich erst im Laufe der Zeit zum schwäbischen Mundartraum entfaltete, machte im achten Jahrhundert den Wechsel au-o mit, aber etwa ein halbes Jahrtausend später erst kam ein umgekehrter Ablauf in Gang. Vom 13. Jahrhundert an spricht man nämlich im Schwäbischen wieder so, wie wir noch heute sprechen und wie dies die obigen Beispiele dartun.

Dieser kleine sprachgeschichtliche Exkurs war notwendig, wenn unser Ortsname und seine interessante Geschichte richtig beurteilt werden sollen. Jeder weiß, daß dieser in der Umgangssprache nicht schriftsprachlich „Ottmarsheim“ gesprochen wird. Nicht nur die Ottmarsheimer selber, auch alle ihre Nachbarn sagen ja „Aodmørschə“, wobei die umgekehrten e den schwäbischen Indifferenzlaut anzeigen sollen, der in Nebensilben (sagen = sagə) oder in Doppellauten (Ei = oə) häufig auftritt. Alles, was in der alten Schreibung oder in der mundartlichen Aussprache von der heutigen amtlichen Schreibweise unseres Ortsnamens abweicht, ist sprachgesetzlich regelmäßig und zugleich unwichtig – mit Ausnahme des Anlauts. Das in der Mundart anlautende A taucht auch im Ortswappen auf. Dieses wiederum dürfte man



an die Zeichen der älteren Marksteine angelehnt haben, auf denen sich ein A neben der württembergischen Hirschstange zeigt. Das letztere erinnert daran, daß Ottmarsheim schon seit dem 14. Jahrhundert zu Württemberg gehört. Der Brauch, die Zugehörigkeit zu einem Ort durch dessen Anfangsbuchstaben auf den Grenzsteinen zu markieren, läßt sich, vor allem im Hoheitsgebiet der Württemberger, zumindest schon seit dem 15. Jahrhundert nachweisen. Ungewöhnlich ist aber in unserem Falle, daß man nicht die sozusagen amtliche Initiale verwendet hat, wie man sie schon seit dem achten Jahrhundert geschrieben hat, den Buchstaben o also, sondern den anlautenden Teil des Doppellauts ao, der dem quasi inoffiziellen Bestand der Volkssprache entnommen wurde. Übrigens tragen nun die neuesten Marksteine vorschriftsgemäß die Buchstaben MO = Markung Ottmarsheim.

Nun aber spitzt sich diese Betrachtung auf die Frage zu, ob die mundartliche Gestalt unseres Ortsnamens zeitlich in die oben erwähnte Periode der schwäbischen Rückbildung von o zu ao hineingehört, oder ob sie in eine frühere Zeit einzuordnen wäre. Mit anderen Worten: Ist die heutige Mundartform vom 13. Jahrhundert an erst entstanden, oder ist sie seit der Ortsgründung bzw. -benennung unverändert erhalten geblieben?

Die wissenschaftliche Orts- und Flurnamenforschung jüngerer Zeit hat erstens erkannt, daß die Orts- und Flurnamen den allgemeinen sprachgeschichtlichen Wandelgesetzen zwar unterliegen können, daß dies aber zu meist nicht im vollen Umfange der Fall ist und daß die Örtlichkeitsnamen in ihrer Entwicklung weithin eigener Gesetzlichkeit folgen; zweitens kennt man für die Beurteilung eines Örtlichkeitsnamens zwei mächtige und verläßliche Säulen, auf denen die sprachliche Deutung der betreffenden Bezeichnung sicher aufgebaut werden kann: einmal die älteste urkundliche Form, zum andern die vollmundartliche Aussprache. Schwierigkeiten entstehen allerdings dann oft, wenn eine der Säulen nicht vorhanden ist, d. h. wenn die Namen aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden sind oder wenn die andere nur bruchstückhaft besteht, etwa in Gestalt fehlender früher urkundlicher Formen.

In unserem Falle existieren beide Säulen in einer makellosen Form, wie man sie sich nur immer wünschen möchte. Die Aussprache unseres „Aodmærschə“ bestätigt in vollkommener Weise die frühesten urkundlichen Belege, von denen gleich drei aus zwei zeitlich verschiedenen Urkunden vorliegen. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier vor einer sprachlichen Erscheinung stehen, die den Ausdruck „Phänomen“ verdient. Die ursprüngliche Form unseres Ortsnamens hat sich, ungeachtet der allgemeinen sprachgeschichtlichen Entwicklung, seit dem achten Jahrhundert, ja, man darf wohl sagen, seit der allerersten Benennung unseres Orts mit diesem Namen, im wesentlichen unverändert erhalten. Während von jenem gelehrten Schreiber an, der am 11. November anno 773 den Federkiel über das Pergament führte, alle seine Nachfolger sich der Sprachsitte ihrer Zeit anpaßten und später an der nun einmal schriftlich fixierten und allmählich amtlich gewordenen Form bis heute festhielten,

bewahrte der Volksmund jene Prägung des Ortsnamens, die zu Zeiten der ersten Gründung des Wohnplatzes geschaffen wurde, ebenso getreulich wie eigenwillig gleichfalls bis heute. Hier lebt der alte „Audomâr“ ungeändert weiter. Darüber hinaus erhielt aber auch die vorläufige Namenform sogar amtlichen Charakter – allerdings nur sozusagen im Hausgebrauch: im Flecken- und Marksteinzeichen. Auf diese Weise liefen zwei verschiedene Ortsnamenformen bald 1200 Jahre nebeneinander her, und sie werden dies auch in Zukunft tun im Sinne: Es schreibt sich Ottmarsheim – aber es heißt Aodmørschø.

– Wer es noch nicht gemerkt haben sollte, möge aus dem einmal wieder sehen, was wir an unserer Volkssprache haben.

# Ein Blick über Flur und Flurnamen

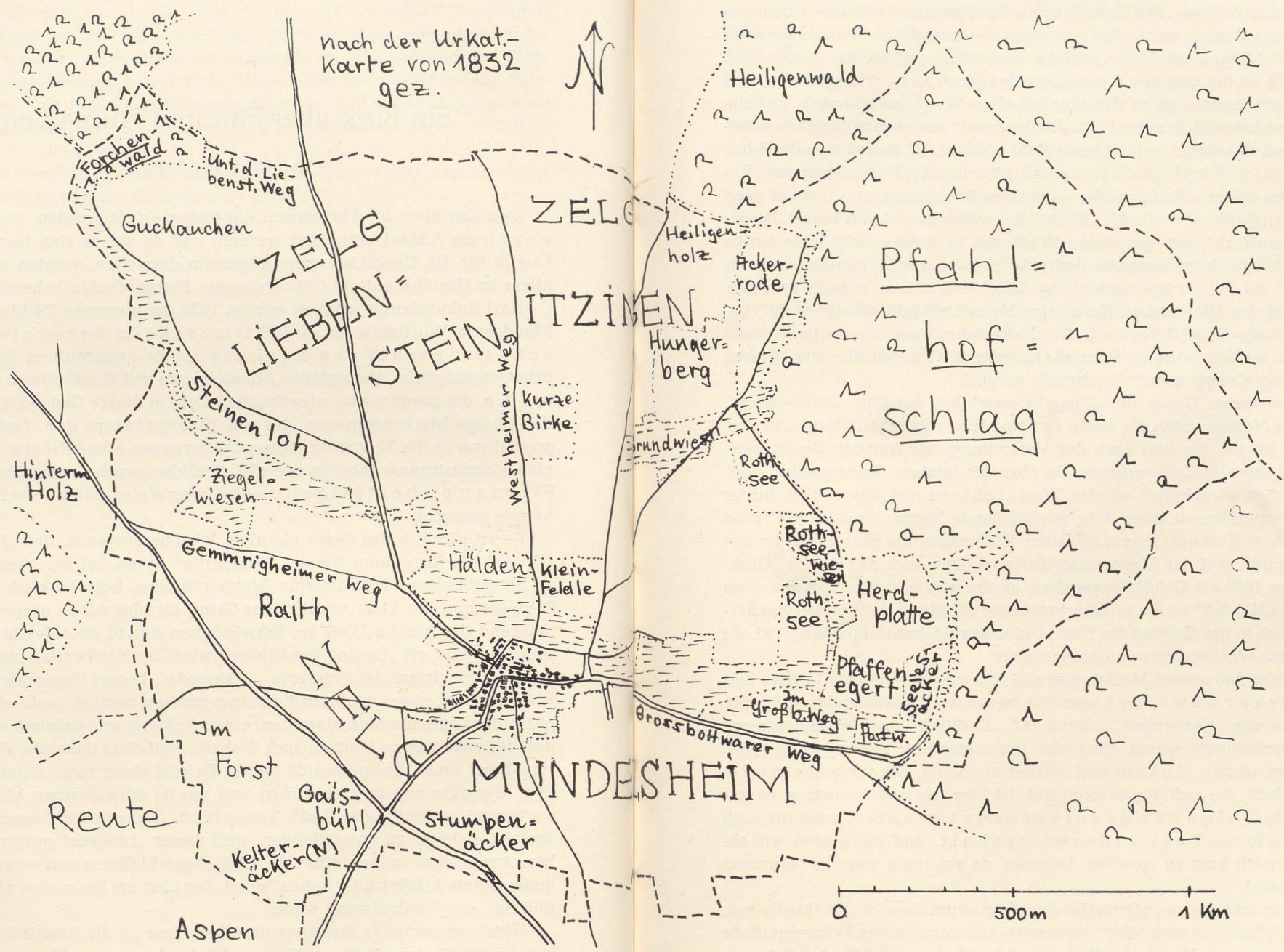
Von Willi Müller

Von den über 200 Flurnamen, die bisher erfaßt wurden, kann hier nur eine kleine Anzahl betrachtet werden, und da sie ja eine hervorragende Quelle für die Geschichte ganz allgemein darstellen, werden sie hier vor allem im Hinblick auf die Ottmarsheimer Flurgeschichte behandelt.

Karl Bohnenberger sagt in seinem 1928 erschienenen Büchlein über die Mundarten Württembergs, daß *Ottmarsheim* der erste fränkische Ort rechts des Neckars sei. Er kennzeichnet die Nachbarorte Gemmrigheim, Hessigheim, Mundelsheim und Großbottwar als die letzten, d. h. die nördlichsten schwäbischen Orte in dieser Gegend. Demnach ist die einzige Markungsgrenze, die seit 1832 verändert, d. h. fast völlig begradigt wurde, die Südgrenze Ottmarsheims gegen Mundelsheim, gleichzeitig eine Mundartgrenze, ebenso wie die westliche gegen Gemmrigheim. Einige Flurnamen bestätigen in auffälliger Weise, daß sie aus fränkischem Munde stammen.

Da ist nördlich des Ortes ein altes Weinberggewann, die „Hälden“. Obwohl die Einwohner hierzu „Wengertle“ sagen, ist der Name bekannt. Im Schwäbischen würde die Flur „Halden“ heißen. Echt fränkisch ist auch die Bezeichnung „Rait h“ westlich des Ortes, die hier mit ae gesprochen wird, während das gleiche Wort im Schwäbischen mit ui oder geschlossenem ei üblich ist und oft „Reute“ geschrieben wird. Im Nordwesten unserer Markung lesen wir auf der Flurkarte „Ackerrode“. Dieser Name wird, so meint man zunächst, etwas merkwürdig ausgesprochen, nämlich „sakrode“. Sprachgeschulte Leute meinten bisweilen, einen Anklang an lateinisch etwa „sacro dei“ festzustellen zu können, auch deshalb, weil dicht dabei die Fluren „Heiligenholz“ und „Heiligenwald“ liegen. Es gibt einen zwar seltenen Flurnamen, der aber nur im fränkischen und nie im schwäbischen Mundartraum vorkommt; er heißt „das Rod“. Vom südlich „Ackerrode“ liegenden „Rothsee“ ist er leicht zu unterscheiden, weil dieser „raodsae“ gesprochen wird. Man kann daher in „sakrode“ ein stark abgeschliffenes und zusammengezogenes „(da)s Ack(er)rode“ sehen, wobei der Laut am Ende etwa als das sonst übliche „-ung“ aufzufassen wäre.

Nicht von ungefähr sind diese drei Zeugnisse für die fränkische Stammeszugehörigkeit der einstigen Namensschöpfer herausgegriffen worden: Alle drei zeugen auch für die Rodungstätigkeit innerhalb der



Markung. Wer unsere Kartenskizze, die das Markungsbild des Jahres 1832 wiedergibt, mit der heutigen Karte vergleicht, wird feststellen, daß der Westrand des Waldes „Pfahlhofs Schlag“ – der Name ist in Ottmarsheim ungebrauchlich, aber er wird 1832 verwendet – inzwischen um stellenweise 300 bis 400 Meter nach Osten gerückt. Aus Wald wurde hier Acker- und Wiesenland. In der gleichen Gegend künden die Namen „Hungerberg“ und „Herdplatte“ davon, daß es sich hier um altes Weideland handelt, und die 1832 vorhandenen Äcker der Flur „Pfaffenegert“ waren ursprünglich unbebautes Land, das sicher einmal zum Wald gehörte. Im Südwesten der Markung treten im Ackerland diesseits und jenseits der Markungsgrenze Rodungsnamen auf in „Stumpenäcker“ (von den Baumstumpen), „Aspen“ (von den Espen), „Raith“ (fränkisch), „Reute“ (schwäbisch) und „Im Forst“. Dieser Name erinnert an einen gerodeten Wald, der in recht ansehnlicher Größe die südwestliche Markungsecke bedeckte und an dessen Nordostrand der „Gaisbühl“ als Sonderweidegebiet lag. Der Wald existierte noch um 1680. Er wird auf der Kieserschen Karte als „Herrschaftlich Vörstle waltt“ bezeichnet. Übrigens gehörten auch die „Kelteräcker“ zum ehemaligen Waldboden. Sie werden noch im Primärkataster von 1832 bei der steuerlichen Veranlagung als sogenannte Neubrüche geführt.

Im Nordwesten liegen die „Ziegelwiesen“ bei der Flur „Steinloch“. Aus diesen Namen reden die Reste der einstigen römischen Stein- und Ziegelbauten zu uns, die hier nach der Vertreibung der fremden Besatzungsmacht im Laufe der Zeit verfielen. Da aber der letztere Gewannname „-lao“ ausgesprochen wird, haben wir das Wort „Loh“ vor uns, das Gehölz, lichter Wald, bedeutet. Der an diese Flur anschließende Name „Guckauchen“ (von Guckigauch = Kuckuck) ist ein typischer Waldname; die Flur grenzt an den „Forchenwald“. Auf der Kieserschen Karte ist dann auch das Gebiet „Guckauchen“ um 1680 als Gehölz angegeben, an das sich übrigens von den oben erwähnten „Hälden“ an ein ununterbrochener Streifen von Weinbergen heranzieht; auch in der Gegend der Flur „Unter dem Liebensteiner Weg“ ist ein nicht kleines Weinberggewann eingetragen.

Man sieht, daß unsere Markung in sich und um ihre Grenzen in alter Zeit viel stärker bewaldet war. Die heute noch bestehenden größeren Waldstücke wie „Gerbersloh“, „Bonholz“, „Buchholz“ und „Hummelsberg“ (= „Pfahlhofs Schlag“) waren einst viel umfangreicher. Sie bedeckten bzw. umschlossen unsere Markung viel stärker als heute. Die umfangreiche Rodungstätigkeit, die sich abgewickelt hat, ist hier wie anderenorts nicht nur eine direkte Folge der Bevölkerungszunahme, sondern auch eine indirekte der Dreifelderwirtschaft. Auf sie wollen wir abschließend noch kurz zu sprechen kommen, da sie heute weithin vergessen zu sein scheint.

Im Süden schloß an den Ortsetter die „Zelg Mundelsheim“ an. Ihre Grenze war der „Gemmrigheimer Weg“ einerseits, andererseits das Wiesengelände am „Großbottwarer Weg“, das Kieser auf der Karte von 1680 als „Ottmarsheimer Wiesenthal“ bezeichnete. Nördlich des Orts trennte der „Westheimer

Weg" die „Zelg Liebenstein" von der „Zelg Itzingen". In jeder der drei Zelgen fand jährlich und reihum der Wechsel zwischen Winterfrucht – Sommerfrucht – Brache statt. Es mußte also jeder Bauer darauf achten, in jeder Zelg gleich viel anblümbaren Boden in Händen zu haben, sonst konnte er nicht mit gleichmäßigen und ausreichenden Einnahmen in jedem Jahr rechnen. Dies ist der Grund dafür, daß man einzelne Gewanne zeitweise zur Nachbarzelg schlug. Damit sollte ein Ausgleich der Erträge und Einkünfte erzielt werden. So geht zum Beispiel im Jahre 1832 die Zelggrenze zwischen den Zelgen „Liebenstein" und „Itzingen" mitten durch die Flur „Kurze Birke", und das „Kleinfeldle", das eigentlich zur letzteren Zelg gehört, war zur „Zelg Liebenstein" geschlagen. Die an sich sehr beengte „Zelg Mundelsheim" – daher auch z. B. die Rodung des „Forst" oder „Förstle"! – griff über den „Großbottwarer Weg" am Wald in die „Zelg Itzingen" über; die Äcker in den Fluren „Großbottwarer Weg", „Postwiesen" und „Seelesäcker" zählten damals zur südlichen Zelg.

Erst die Aufhebung des Flurzwangs im Zusammenhang mit der Zehntablösung befreite die Bauern von den Nöten, in die sie durch Übervölkerung und durch die Dreifelderwirtschaft gekommen waren.

# Alte Ottmarsheimer Familien

Von Hans Peter Weber

Jeder Ort hat „seine Namen“. Alteingesessene Familien herrschen oft jahrhundertlang in der Liste der Familiennamen vor. Das reizt dazu, einmal anhand der alten Kirchenbücher den Fragen nachzugehen: Welche von den heute am meisten vorkommenden Zunamen sind tatsächlich seit Menschengedenken am Ort vertreten? Welche sind durch Einheirat von auswärts plötzlich aufgetaucht und haben dann die Oberhand gewonnen? Welche herrschten früher vor und sind inzwischen ganz oder fast ganz ausgestorben? Und lassen sich die verbreiteten Namen jeweils auf einen gemeinsamen Ahnherrn zurückführen?

Der Untersuchung sind freilich Grenzen gesetzt. Man kann sich zwar für die Zeit vom Ende des 17. Jahrhunderts an – mit dem Jahr 1694 beginnen die kirchlichen Register – auf lückenloses Material stützen. Aber nur hier und da ist es möglich, sich bis in die Zeit des 30jährigen Krieges zurückzutasten. Die Zeit vorher liegt für die Familienforschung fast völlig im dunkeln.

## **A. Familien, die mindestens seit 1694 in Ottmarsheim ansässig sind und deren Herkunft unbekannt ist**

1. Eine der ältesten Familien Ottmarsheims sind die Nollenberger. Es ist heute noch der häufigste Name am Ort. Schon 1529 wird ein „jung Hans Nollenberger“ in einem Aktenstück erwähnt. Das läßt auf das Vorhandensein mehrerer Familien dieses Namens schließen.

Den Stammbaum aller heutigen am Ort lebenden Nollenberger können wir auf einen einzigen Ahnherrn zurückführen. Es ist dies Johann Georg (auch Hanß Jerg) N.; er ist ungefähr 1642 hier geboren und war „viljähriger Anwald allhir, sonsten ein Bauersmann“, wie es beim Eintrag seines Todes 1711 heißt. Der damalige Pfarrer konnte sich nicht verkneifen hinzufügen: „übrigens ein Widersacher seiner Pfarrer und ihrer Gerechtsamen“. Er scheint also ein recht streitbarer Mann gewesen zu sein. Ein Enkel von ihm, Johann Jakob mit Namen (1708–1763), war über 19 Jahre lang Grenadier, erreichte unter der Herzoglichen Garde zu Fuß Korporalsrang und war nach seiner Heirat fast 15 Jahre lang hier Totengräber.

11.

Totenregister

Inmitten geschehen, die Ende anfangt und dessen Haupt gestorben.

Tempus	Nomen	in	bus	et	atas	
1697. 24. Sep.	Herrn	Joh. Jos. Jacob	David	Nollenbergers	Bürgermeister und Königlicher Rat, an gelähmte gestorben, und graben worden, allhier. Einmal allezeit	1697. 24. Sep.
1697. 24. Oct.	Herrn	Joh. Adam	Joh. Heinrich	Nollenbergers	gestorben, und graben worden, allhier. Einmal allezeit	1697. 24. Oct.

Abb. 1. Die ältesten Einträge im Totenregister.

Neben Johann Georg N. lebten um 1700 hier noch mindestens vier andere Familien desselben Namens. Verfolgt man ihren Stammbaum, so stellt man fest, daß sie aus den verschiedensten Gründen ausgestorben sind, und zwar spätestens im 19. Jahrhundert: Teils hatten sie nur weibliche Nachkommen, teils starben die Söhne ledig oder heirateten nach auswärts; viele wanderten auch aus, vor allem nach Amerika, wo vielleicht heute noch da und dort ein Nollenberger lebt.

Wollte man den Spuren der weiblichen Nachfahren folgen, so würde man feststellen, daß fast alle anderen Ottmarsheimer Familien durch die Frauen „Nollenbergersches Blut“ in sich haben.

Interessant ist die Familiengeschichte eines Hans Balthas N. (1666–1742), der ebenso wie Johann Georg N. viele Jahre Anwalt war, außerdem Bürgermeister und „württembergischer Zoller“. Sein Sohn Alexander Rudolph heiratete 1710 eine verwaiste Pfarrerstochter Haan aus Bonfeld, eine Enkelin von ihm wurde Frau eines „Chirurgus“, Bürgermeistersohns aus Horrheim (s. u. Nr. 20).

2. Den zweiten Rang unter den alten Ottmarsheimer Familien nehmen eindeutig die *Dieterich* ein, die wohl im Laufe der nächsten Jahrzehnte am Ort aussterben werden, da es an jungen Trägern des Namens fehlt. Im 17. und 18. Jahrhundert gab es mindestens vier Familien dieses Namens, die, soweit es nach den Kirchenbüchern erkennbar ist, nicht miteinander verwandt waren. Der Wirt und Gerichtsverwandte Hans Heinrich D. (1642–1695) und sein Enkel Lorenz (1721–1788) sind die Ahnherrn der allermeisten heutigen Dieterichs und ihrer Anverwandten. Von den anderen Linien dürfte besonders die des Johann Rudolph D. (1670–1745) interessieren, der als Weingärtner und Dorfschütz bezeichnet wird. Ein Urenkel von ihm mit Namen Christian (1773–1853) verheiratete sich 1803 mit Anna Maria Luthle



vom Izinger Hof (s. u. Nr. 17) und wurde so Mitinhaber des Hofes. Seine Familie bekam von daher zur Unterscheidung von den anderen Dieterichs den Beinamen „Hofemer“. Der Zerfall des Izinger Hofes läßt sich übrigens an der Tatsache ablesen, daß fünf Enkel dieses Christian in den 60er- bzw. 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach auswärts (Horkheim, Zwingenberg, Bönningheim u. a.) heirateten.

Auf einen Hans Jacob D., der um 1700 Bürger in „Heßgen“ (Hessigheim) war, gehen die einst „unter dem Pfarrhof wohnenden“ Dieterich zurück, deren Nachfahren in Ernst D. (1865–1935) und seiner mit Robert Zügel verheirateten Tochter Frida noch bis in unser Jahrhundert reichen.

3. Der Stammbaum der Familie Veigel läßt sich am Ort anhand der Kirchenbücher zurückverfolgen bis auf Johann Georg V. (1648–1713), der als Gerichtsverwandter und Bürgermeister bezeichnet wird. Sein eigentlicher Beruf war der des Bäckers, was auch sein Sohn, Enkel und Urenkel wurden, die jeweils Andreas hießen. Der letzte, Joseph Andreas (1759–1834), ist der Urahn fast aller heute bestehenden „Veigel-Familien“, andere sind erst im 20. Jahrhundert aus Hessigheim zugezogen. Der Vater der Karoline Stein geb. Veigel war dagegen Nachkomme eines Bruders des genannten Joseph Andreas, der Johann Leonhard hieß (1766–1805). In Hessigheim kann man die Veigel bis zu einem Schultheiß Balthas V. zurückverfolgen, der 1608 mit 73 Jahren starb. Jedoch gab es in Ottmarsheim schon im Mittelalter einen Schultheißen Veigel (s. Seite 41).

4. Ebenfalls zu den alten Ottmarsheimer Familien gehören die Raad (auch Rad und gelegentlich Rath geschrieben).

Interessant ist, daß Jakob R., einer der ältesten greifbaren Träger des Namens, der um 1635 geboren sein muß, katholisch war; in den Büchern wird dies lateinisch mit „pontif. relig.“ vermerkt (vgl. die Abbildung aus dem Sterberegister!). Doch war seine Frau Susanne „unsres Glaubens“. Neben ihm begegnen uns zur gleichen Zeit Johann Heinrich (ca. 1659–1730) und Johann Michael (geb. ca. 1660). Der letztere ist der Ahnherr einer besonders im 19. Jahrhundert sehr verbreiteten Familie. Über sein Lebensende ist übrigens nichts bekannt. Seine Frau Christina ist um 1650 in Bern geboren; ihre Eltern sind „Hungers halben aus der Schweiz ausgezogen und unsrerer Evang. Religion worden“, also vom reformierten zum lutherischen Bekenntnis übergetreten. Johann Michael scheint sie bald nach der Heirat und nachdem sie ihm mindestens zwei Kinder geschenkt hatte, verlassen zu haben. Als die Tochter Susanne 1708 heiratete, fehlte der Vater als „desertor conjugii (= der seine Frau im Stich gelassen hat). Christina, die „desertierte oder Wittib“, starb 1711. Der Sohn, Johann Michael mit Namen wie sein Vater, hatte inzwischen das Metzgerhandwerk erlernt. Von seinen zahlreichen Nachkommen sind viele nach Amerika ausgewandert; andere haben sich auswärts verheiratet. Heute lebt nur noch eine einzige Familie Raad in Ottmarsheim.

5. Auch die Familie Steng ist in den Kirchenbüchern vom Anfang an vertreten. Der älteste erreichbare St. ist Hans Jerg (1657–1732), Weingärtner

von Beruf. Einer seiner Urenkel, Christoph Friedrich (1782–1835), war von 1800 an 34 Jahre lang Stiftungspfleger (=Kirchenpfleger); er erhielt den Beinamen „Herren-Steng“. Ein anderer Steng, Johann Christian (1836–1903), erhielt als Postbote den Namen „Boten-Steng“. Erwähnt sei noch, daß Christian Gottlob St. (geb. 1852) mit seiner Familie zu den Methodisten überging – wohl eine der ältesten methodistischen Familien am Ort.

6. Der älteste bekannte A d e l h e l m, Johann Conrad mit Vornamen, ein Weingärtner, ist 1635, also während des 30jährigen Krieges geboren und mit 85 Jahren 1720 gestorben. Sein Sohn mit denselben Vornamen, vieljähriger Feldschütz, war Vater dreier Söhne. Der älteste unter ihnen, Johann Leonhard (1705–1775), mit Maria Magdalena Bader aus Talheim verheiratet, ist der Stammvater der meisten heutigen Adelhelm. Die Nachkommen des mittleren, Gottfried, sind durch Auswanderung nach Amerika im 19. Jh. am Ort ganz ausgestorben. Der jüngste, Johann Balthasar (1719–1779), vieljähriger Amtsknecht und Mesner, ist der Stammvater des heutigen Maurers Friedrich A. und seiner Verwandten.

7. Der Ahnherr der Familien S c h w a n d n e r ist Johann Joachim Sch. (1666–1726), Weingärtner, Gerichtsverwandter und Bürgermeister. In dieser Familie gab es mehrere Schuhmacher. Besonders erwähnt sei noch Johann Ludwig (1776–1839), der von 1819–1837 Schultheiß war, und sein Bruder Andreas Friedrich (geb. 1785), der Arzt wurde und 1813 nach Backnang heiratete.

8. a) Seit 100 Jahren ausgestorben ist die alte Familie der F i s c h e r, die als Adlerwirte einst von nicht geringer Bedeutung waren. Der älteste Adlerwirt dieses Namens – vorher bis 1704 war der „Adler“ in der Hand einer Familie Bühler – war Johann Philipp F. (1652–1706). Ihm folgte sein Sohn Johann Balthas (1694–1752), der eine Pfarrerstochter namens Euphrosine Cammerer aus Heutingsheim zur Frau Wirtin machte. Dessen Sohn Eberhard (1732–1791) hatte keinen Stammhalter und Nachfolger; aber seine jüngste Tochter heiratete 1792 den Bretzfelder Lammwirtssohn Carl Friedrich H e r m a n n, der so der erste einer langen Reihe von z. T. bedeutenden Adlerwirten namens Hermann wurde (vgl. Nr. 23). Die alte Familie Fischer starb hier 1867 aus, weil der letzte Träger des Namens keinen Sohn hatte.

b) Eine andere Familie Fischer lebte im letzten Jahrhundert ca. 50 Jahre lang in Ottmarsheim; sie spielte in einem anderen Gasthaus, in der „Rose“, eine Rolle. Jakob Friedrich F., Bäckerssohn aus Steinheim/Murr (geb. 1815), heiratete 1843 hierher und begründete eine Bäckerei. Er wird in den Büchern als „Alt-Rosenwirt“ und Gutsbesitzer aufgeführt, war auch eine Zeitlang Kirchenältester, zog aber 1891 nach Cannstatt. Seine Stieftochter, Wilhelmine Elisabeth Nollenberger, aus der ersten Ehe seiner Frau mit dem Bäcker Johann Friedrich N. stammend, heiratete 1855 den Metzger Karl Friedrich S c h n e i d e r, Rosenwirtssohn aus Kaltenwesten, dem heutigen Neckarwestheim. Dieser wurde damit Rosenwirt in Ottmarsheim; seither ist weit und breit der Name Schneider und die „Rose“ ein Begriff.

9. Mindestens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist auch die Familie

R u k w i d ortsansässig. Ältester bekannter Träger des Namens ist Hanß Michael R., 1659–1712. Eine Luise Friederike R. (geb. 1831) wanderte 1855 nach Australien aus. Heute wäre der Name am Ort schon ausgestorben, lebte nicht noch als letzte Trägerin die 86jährige Luise Caroline geb. Dieterich.

10. Über der Haustür zur Post ist ein Name zu lesen, der sonst hier fast nicht mehr bekannt ist: B a t z (auch Baz geschrieben). Er war um 1700 in mindestens zwei Familien vertreten. Die männlichen Nachkommen des Johann Konrad B. (1674–1746) und seiner Frau Barbara, einer vieljährigen Hebamme, waren meistens Wagner von Beruf, bis hin zu Jakob Friedrich B. (1851–1901), dessen Witwe, aus Pleidelsheim stammend, 1927 starb. Da von ihren Söhnen keiner am Ort blieb, starb mit ihrem Tode zugleich der Name aus.

11. Ein letzter ganz alter Ottmarsheimer Name sei hier genannt, der schon seit einem halben Jahrhundert hier ausgestorben ist: O t t. Es scheint eine Familie von Webern gewesen zu sein, nach dem ältesten greifbaren Ott, Johann Philipp (1640–1710) zu schließen.

### **B. Alte Familien, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Ottmarsheim ansässig wurden und deren Herkunft bekannt ist**

12. Der älteste unter den ihrer Herkunft nach feststellbaren Zunamen ist der der M i c h l e r. An Weihnachten 1653 wurde in Gerhausen bei Blaubeuren dem dortigen Schmied Jakob M. ein Sohn Johannes geboren. Dieser kam, wahrscheinlich vor 1683, als Wagner nach Ottmarsheim und starb hier 1726 mit 73 Jahren. Sein Sohn Christoph, 1683 geboren, heiratete 1708 eine Tochter der oben (Nr. 1 Seite 114) erwähnten Anwalts Johann Georg Nollenberger. Er war, wie auch noch eine ganze Reihe seiner Nachkommen, Schmied von Beruf. Auch das Handwerk des Schuhmachers war in der Familie mehrmals vertreten. Heute gibt es am Ort keinen männlichen Träger des Namens mehr, seit der Landwirt Hermann Friedrich M. 1958 starb. Mehrere Michler sind im 19. Jahrhundert ausgewandert, u. a. ein Johann Christoph (geb. 1785) im Jahr 1819 nach Rußland.

13. Im Jahre 1703 heiratete Johann Michael, Sohn des Sixt H e k e l, „Amtsverwesers im adelichen Flecken Hochberg“, auf Schloß Liebenstein Anna Christina Beutler, die Tochter des dortigen herrschaftlichen Bestandmaiers, und übernahm dann die Stelle seines Schwiegervaters. Sein Sohn Johannes, 1709 auf Liebenstein geboren, nahm 1733 die Ottmarsheimerin Maria Elisabetha Ebinger zur Frau; nach ihrem frühen Tode heiratete er 1749 die Tochter des verstorbenen Bäckers Johann Balthas Veigel, Maria Katharina mit Namen. Ihre beiden Söhne Johann Christoph (geb. 1757) und Johann Michael (geb. 1769) sind die Stammväter der heutigen Träger dieses Namens. Der Volksmund benützt zur Unterscheidung eine Reihe von Beinamen (vgl. den Beitrag von K. Kramer!).

14. Der aus Heimbach bei Schwäb. Hall stammende, 1672 geborene Bauersmann Johann Peter L a i d i g heiratete 1699 hier die Tochter Agnes

Barbara des Weingärtners Johann Michael Scherer aus Hof bei Großbottwar. Damit begründete er eine Weingärtnersfamilie, die am Ende des 18. Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung hatte, aber schon 1823 ausstarb. Aus einer Familie gingen mehrere Söhne zum Militär, von denen einer aus Napoleons russischem Feldzug nicht mehr zurückkehrte, ein anderer 1847 als seit Jahren verschollen „für tot und ohne Leibeserben verstorben erklärt wurde“.

15. Ziemlich verwickelt ist die Geschichte der Familie K u r z.

a) Schon im 17. Jahrhundert begegnet uns in den Kirchenbüchern der Weingärtner Jakob K. (1663–1731), dessen Nachkommen jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts hier ausstarben: Von den Söhnen des 1768 geborenen Georg Adam K. war der älteste, ebenfalls Georg Adam mit Vornamen, „Soldat und Regimentsschneider des K. 6. Infanterie-Regiments“; er starb hier 1884 ohne Nachkommen. Sein Bruder Ernst Gottlieb heiratete 1839 in Genf eine katholische Frau aus Mannheim. Ein weiterer Bruder Johann Christian kam durch Heirat nach Plochingen und starb 1864 in Eblingen; die Witwe wanderte dann mit ihren fünf Kindern nach Amerika aus, wo einer der Söhne 1882 Pfarrer wurde.

b) Ein Elias Kurz zog 1703 aus Affalterbach zu; die Linie seiner Nachkommen starb schon im 18. Jahrhundert wieder aus.

c) Die heute ortsansässigen Familien Kurz nun lassen sich alle auf Stephan K. zurückführen, der 1686 in Hohnweiler bei Unterweißbach geboren wurde. Seine erste, 1723 geschlossene Ehe mit Catharina verwitweter Nollenberger blieb kinderlos, und die Frau starb schon 1726. Noch im selben Jahr scheint Stephan Anna Maria geb. Brenner geheiratet zu haben, die ihm mehrere Söhne schenkte: Ludwig, dessen Linie Anfang dieses Jahrhunderts hier ausstarb; Johann Conrad, dessen Linie („Mühlbauer“ genannt) im 19. Jahrhundert ausstarb; und Johann Martin (1736–1802). Er ist der Stammvater aller heutigen Kurz in Ottmarsheim.

16. Im Jahre 1706 heiratete der wohl 1684 in Heidenheim geborene Johannes B r u k e r (auch Brugger oder Brucker) die „Gastgeberswitwe“ Elisabetha Fischer und später nach deren Tod (1725) im Jahre 1727 Maria Barbara Greiner aus Beilstein. Aus dieser zweiten Ehe gingen mehrere Söhne hervor, nach denen man die Stämme der Familie einteilen kann:

a) Der Stamm des Johannes (1728–1805), der eine Adlerwirtstochter Dorothea Magdalena Fischer ehelichte. Als 1849 sein Enkel Christian Friedrich B. gestorben war und die Witwe bald darauf wieder heiratete, wanderte einer der Söhne, Carl Gottlieb mit Namen, 1852 nach Chile aus. Sein Bruder Johannes verlor 1861 seine Frau und wanderte 1866 nach Amerika aus; mehrere seiner Kinder folgten ihm. (Näheres in dem Beitrag von Herrn Bolay über die Auswanderer!) So war die männliche Linie dieses Stammes am Ende des 19. Jahrhunderts ausgestorben.

b) Der Stamm des Gottfried B. (1738–1808), zu dem ein Schreinermeister Carl Heinrich B. (1816–1875) und ein Schuhmachermeister Johannes B. (1812–1861) gehören, ist heute durch die Familie Bruker-Hengerer vertreten.

c) Der Stamm des Christoph Heinrich B. (1744–1822), aus dem Gottlieb Heinrich B. (1822–1893) hervorgehoben sei, der Gemeinderat und Kirchenältester war, ist heute durch Eugen Bruker und seine Verwandten vertreten.

17. Besonders interessant ist die Familiengeschichte der Luithle, die in mehreren Schüben von Winzerhausen her nach Ottmarsheim kamen (ursprüngliche Namensform: Luithlen).

a) In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte in Winzerhausen ein Hans Georg Luithlen. Sein Sohn Matthias, geb. 1689, wurde Gerichtsverwandter und Bürgermeister. Dieser hatte einen Enkel Matthias Friedrich, der am 13. Januar 1739 in Winzerhausen das Licht der Welt erblickte; 1762 heiratete er auf Schloß Liebenstein Maria Elisabetha Bechtlen aus Kaltenwesten und kam als „Miterbbeständer“ (neben den Familien Dieterich und Schillinger) auf den Izinger Hof, wo er 1800 starb. Ihm folgte sein Sohn Tobias Jakob (1767–1826), der Vater des Christian Matthäus Ludwig L., der 1799 auf dem Hof geboren wurde. Letzterer liegt bis heute auf dem Ottmarsheimer Friedhof begraben; sein Grabstein (vgl. Abbildung!) gehört zu den



Abb. 2. Grabinschrift für Schultheiß Christian Matthäus Luithle, 1799–1872.

schönsten aus alter Zeit. Dieser Christian Matthäus Ludwig L. war einer der bedeutenderen Ottmarsheimer. Er kam 1825 als Bauer vom Izinger Hof herüber, als er die Tochter des Olmüllers Johann Christoph Nollenberger, Christine Sibille, zur Frau nahm. Im Familienregister lesen wir: „nicht lange vor dem 4. Juli 1835 mit 61 Stimmen von 97 zum Gemeinderath gewählt.“ 1839 wurde er Schultheiß und erhielt 1843 „wegen seiner eifrigen und pflichtmäßigen Amtsführung von der Regierung eine öffentliche Belobung“. 1851 wurde er auch zum Kirchenältesten gewählt. 1855 bekam er die goldene Civil-Verdienst-Medaille verliehen. Als er am 29. März 1872 starb, hinter-

ließ er drei verheiratete Töchter und den Sohn Matthäus Friedrich (1827–1903, „Schulzen-Fritz), dessen Familie so groß wurde, daß nicht weniger als vier Söhne auswanderten, während Karl Theodor als Kaufmann und Gerber den dem Rathaus gegenüberliegenden Laden begründete, der bis heute von seiner Tochter geführt wird; Matthäus Wilhelm übernahm die Landwirtschaft.

b) Der Schultheiß Luithle hatte eine Schwester Johanna Carolina, die 1804 auf dem Izinger Hof geboren wurde und 1825 zusammen mit ihrem Bruder heiratete, und zwar den 1799 in Winzerhausen geborenen Christian Daniel Luithle, ebenfalls einen Nachkommen des oben erwähnten Hans Georg L., also einen entfernten Verwandten. Dieser blieb zunächst als Mitinhaber auf dem Izinger Hof und war als solcher Bürger in Kaltenwesten. Doch wurde er am 24. November 1836 ins Ottmarsheimer Bürgerrecht aufgenommen und übersiedelte im darauffolgenden Jahr, „nachdem er Haus und Güter hier angekauft“. Zu seinen Nachkommen gehören der 1964 verstorbene Gottlob Friedrich L. und die Familie des Paul L. („Gottlobs Sohn“).

c) Eine weitere Linie läßt sich auf Georg Friedrich L. zurückführen, der 1697 in Winzerhausen geboren wurde (als Enkel eines Balthas Luithlen). Sein Sohn Johannes, 1716 in Winzerhausen geboren, heiratete 1741 Anna Elisabetha Hoch von Ottmarsheim und war Weingärtner. Ihm folgte 1749 sein Bruder Johann Balthas (1721–1784), Schuhmacher von Beruf, der die Ottmarsheimerin Eva Maria geb. Schultheiß zur Frau nahm. Die Linie dieser Luithle scheint hier seit 1903 ausgestorben zu sein, als Gottlieb Christian L. starb (dessen Bruder 1874 als Landwirt und Arbeiter in Wittswil in der Schweiz eine Schweizerin ehelichte). Wahrscheinlich war der „Soldat Luithle aus Ottmarsheim“ (vgl. den besonderen Beitrag!) aus dieser Linie.

18. Als Sohn des Bauern Peter G e m r i g (Gemmerig) am 20. 10. 1712 in Ilsfeld geboren, heiratete Johannes G. 1736 hier die Tochter Maria Sibylla aus der alteingesessenen Familie Greis. Wieder kam damit einer der bis heute vorhandenen Familiennamen neu nach Ottmarsheim. Die Familie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich verbreitet, so daß mehrfach Kinder sich nach auswärts verheirateten oder auswanderten. Erwähnt seien besonders der Weber und Totengräber Johannes G. (1782–1853) und der Postbote Karl G. (1863–1936).

19. Ebenfalls aus Ilsfeld kam der Schulmeister Johann Leonhard S e y f f e r (Seyffert), der 1744 die hiesige Bauerntochter Maria Sibylla Sautter zur Frau nahm. Der Sohn Christoph Friedrich (1764–1796) trat in die Fußstapfen des Vaters; er heiratete die Anwaltstochter Maria Sibilla Veigel. Erwähnt sei aus der Familie noch Johann Michael S. (1822–1889), ein Enkel des letzteren; er war, wie schon sein Vater, Gemeinderat, außerdem ab 1865 Mitglied der Schulbehörde, ab 1869 Kirchenältester, ab 1872 Gemeindepfleger. Drei Söhne aus seiner großen Familie wanderten noch zu seinen Lebzeiten nach Amerika aus.

20. Die Familie H o c h s t e t t e r stammt aus Horrheim. Dort war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Konrad Friedrich H. Bürgermeister und

Chirurg. Sein Sohn Conrad Erhard, in Horrheim 1725 geboren, erlernte denselben Beruf wie sein Vater. Er nahm hier 1750 Maria Catharina Nollenberger zur Frau. Da er auch als „Barbierer“ angegeben wird, wird man ihn sich als eine Art Feldscher, also Arzt und Friseur in einem, vorstellen müssen. Auch sein Sohn Karl Friedrich (1765–1831) und sein Enkel Friedrich Gottlob (1798–1867) waren „Chirurgen“ und daneben Bauern in Ottmarsheim.

21. a) Als Sohn eines „Zunftmeisters des Zimmerhandwerks“ aus Tuttlingen kam Johann Jakob Schmid nach Ottmarsheim. Er nahm sich 1751 Maria Dorothea Schneider zur Frau und wurde so hier seßhaft. Er war Zimmermann wie sein Vater und auch seine Nachkommen durch drei Generationen. Von ihnen verunglückte der 1836 geborene Johann Ludwig 1895 bei einem Hausbau in Feuerbach; sein Bruder Ernst hatte die aus Hessigheim stammende Hebamme Luise Friederike geb. Veigel zur Frau, die 1919 starb. Die Nachkommen dieser Schmid sind heute unter den Hausnamen „Bergipser“, „Schuster“ u. a. bekannt. Zu ihnen gehörte auch der 1951 verstorbene Briefträger Christian Ludwig Sch., dessen Frau Wilhelmine geb. Schwarzkopf aus Neckarwestheim (gest. 1949) ebenfalls Hebamme war.

b) Nicht mit diesen Schmid verwandt sind die Nachkommen des Conrad Jakob Schmid, der als Mundelsheimer Bauernsohn 1822 Helena Rosina geb. Hekel heiratete. Zu diesen Nachkommen gehören u. a. die sog. „Schmid-Brose“.

22. Johann Friedrich Spieth (1765–1833) kam als Weingärtnerssohn 1791 aus Obereßlingen nach Ottmarsheim; er heiratete Helena geb. Hekel. Von Beruf war er Schäfer; so kam es, daß er von 1812–1818 als „Schäfer-Beständer“ auf dem Abstätter Hof wohnte. Sein Sohn war von 1830 an hier „Bestandschäfer“.

23. Eine nicht unbedeutende Rolle in der Ortsgeschichte spielte die Familie Hermann. Als Sohn des Lammwirts von Bretzfeld, Oberamt Weinsberg, kam 1792 Karl Friedrich H. (1772–1820) hierher und heiratete die Tochter Magdalene Elisabeth des verstorbenen Adlerwirts Eberhard Fischer (vgl. oben Nr. 8). Dadurch wurde er selbst als „neu angenommener Bürger“ Adlerwirt, wie auch seine Nachkommen durch mehrere Generationen hindurch. Berühmt wurde besonders der Enkel des Obigen, Christian Friedrich (1825–1891), der nicht nur Wirt war, sondern wie schon sein Vater und Großvater im Gemeinderat und zugleich ein fortschrittlicher Landwirt. Als solcher erhielt er 1870 die silberne landwirtschaftliche Medaille „durch höchste Entschließung Seiner Majestät des Königs“. Man hat im Zusammenhang mit ihm Ottmarsheim schon „Klein-Hohenheim“ genannt (s. auch Seite 137). Als 1906 sein Sohn Gustav starb, zog die Witwe, selbst eine Wirtstochter aus Ilfeld, in ihren Heimatort zurück; ihr Sohn Paul lebt heute als Gutbesitzer in Vaihingen/Enz.

Die in diesem letzten Abschnitt aufgeführten Namen kann man im strengen Sinn nicht mehr zu den alten Ottmarsheimer Familien zählen. Sie sind jedoch noch in Listenform angefügt, da anzunehmen ist, daß viele Leser sich für die Herkunft auch dieser Familien interessieren. Es ist bezeichnend für

die bevölkerungsmäßige Struktur Ottmarsheims, daß fast in keinem Fall, abgesehen von der neuesten Zeit, ganze Familien von auswärts zugezogen sind, vielmehr fast immer Töchter aus Ottmarsheimer Familien einen auswärtigen Mann heirateten, wodurch jeweils ein neuer Familienname auftauchte.

### C. Familien, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Ottmarsheim ansässig wurden

Nr.	Name	Herkunft	in Ottm. seit
24.	Ehrenfeld	Ilsfeld	1801
25.	Brose	Gronau	1802
26.	Nägele	Hessigheim	1805
27.	Eigner	Kirchheim/Neckar	1810
28.	Nickel	Heutensbach b. Backnang	1823
29.	Mezger	Mundelsheim	1840
30.	Rieger I	Oberstenfeld	1844
31.	Röser	Gemrigheim	1846
32.	Schneider I	Kirchheim/Neckar	1850
33.	Jenner	Erdmannhausen	1852
34.	Schneider II	Neckarwestheim	1855 (vgl. Nr. 8)
35.	Link	Mundelsheim	1860
36.	Kramer	Winzerhausen	1869
37.	Eßlinger	Kirchberg	1882
38.	Käß	Winzerhausen	1882
39.	Burk	Hessigheim	1883
40.	Müller I	Großbottwar	1887
41.	Fink	Mundelsheim	1889
42.	Lieberherr	Kirchheim/Neckar	1890
43.	Theilacker	Ilsfeld	1896

### Liste der Pfarrer in Ottmarsheim

1546–1576	Johannes Arnold
1577–1586	Balthasar Streun
1587–1592	Vitalis Kreidenweiß
1592–16 . .	Johann Zorckler
16 . .–1617	Daniel Xylander
1617–1634	Johann Christoph Nickel
1634–1635	Jakob Parst
1635–1638	vakant (kein Pfarrer)
1638–1657	Filial von Liebenstein <sup>1</sup> ; dort sind Pfarrer: 1638–1647     Johann Conrad Hiemer



	1647–1648	Markus Porta
	1648–1657	Johann Bernhard Zehe
1657–1674		Erasmus Esenwein
1674–1693		Alexander Rudolf Wolfhard
1694–1706		Thomas Autenrieth
1706–1715		Friedrich Schönwalter
1715–1738		Johann Georg Keller
1738–1750		Alexander Christian Bilfinger
1750–1761		(Johann) David Schabhard
1762–1766		Johann Friedrich Enßlin
1767–1777		Christian Schäffer
1777–1788		Viktor Eberhard Renz
1789–1801		Christian Binder
1801–1843		Ludwig Friedrich Jäger
1843–1862		Johann Gottlob Dierlamm
1863–1887		Clemens Adolf Bruckmann
1887–1899		Friedrich (Wilhelm August) Klemm
1901–1908		Hugo Hochstetter
1908–1924		Theodor Mezger
1925–1930		Ewald Schmid
1931–1938		Erich Mann
1938–1949		Erwin Groß
1950–1964		Hermann Schäfer
1964–		Hans Peter Weber

<sup>1</sup> Liebenstein hatte bis 1635 einen eigenen Pfarrer; von 1657–1843 war der Ottmarsheimer Pfarrer zugleich Pfarrer von Liebenstein, das 1808 förmlich Filial von Ottmarsheim wurde und seit 1943 Filial von Kaltenwesten (= Neckarwestheim) ist.

#### Liste der Lehrer in Ottmarsheim

vor 1694	Daniel Gräbensteiner
1694–1698	dessen Sohn Johann Wolfgang Gräbensteiner
1699–1713	Johann Georg Deyling
1713	Johann Peter Knaus
1713–1724	Johann Georg Cleebauer
1725–1743	Johann Adam Rieck
1743–1786	Johann Leonhard Seyffer
1786–1793	dessen Sohn Christoph Friedrich Seyffer
1793–1818	Georg Friedrich Staib
1818–1834	Attinger
1835–1868	Würthle
1868–1877	Schöllhammer
1878–1892	Kunberger

1892–1902	Walker
1902–1911	Pflaumer
1912–1925	Schaudt
1925–1926	Kunberger (Amtsverweser)
1926–1938	Unkauf
1938–1939	Heckmann (Amtsverweser)
1939	Hunt und Klein (Kriegsvertretung)
1939–1943	Sauer (kommissarisch)
1943–1945	Hemminger (kommissarisch)
1945–1952	Muhl
1952–1953	Alber (Amtsverweser)
ab 1953	Toboll

### Liste der Schultheißen und Bürgermeister in Ottmarsheim

1741–1742	Ott, Philipp Conrad
1744	Ebinger, Jakob
1745–1746	Vischer
1747–1748	Baz, Philipp Conrad
1749–1753	Nollenberger, Ludwig
1795–1805	Baz, Christoph
?	Dietrich
?	Luithle
?	Adelhelm
1875–1901	Künlen
1902–1904	Niederberger
1904–1919	Seeber
1919–1945	Weidmann, Friedrich; ab 1930: Bürgermeister
1945–1946	Hekel, Eugen – kommissarisch
1946–1953	Munz
1953–1954	Präuner, Fritz – Stellvertreter (Hessigheim)
ab 1954	Müller, Walter.

# Unsere Namen - einmal ganz anders

Von Karl Kramer

Ottmarsheimer sind wir von Amts wegen, Autmerscher dagegen von Geburt aus! Für unsere Freunde und Nachbarn aber sind wir die Hohlwegfischer. Drei Namen also, und das bei einem so kleinen Nest! Fast zuviel der Ehre, meint Ihr? Gemach, Freunde, das ist noch lange nicht alles. Selbst bei unseren Familiennamen haben wir diese Dreiteilung: Es gibt Ottmarsheimer Familiennamen, Autmerscher Alltagsnamen und Namen nach Hohlwegfischerart.

Mein Name ist kurz, ich heiße Lang, sagte einst der Lange-Karle, und er hatte dabei nicht einmal unrecht. Die Familien Kurz dagegen, deren Familienname nun doch wirklich kurz ist, haben bei uns keineswegs kurze Namen: Dragoner-Kurz, Ölmüller-Kurz, Rösles-Kurz, Schlagmann-Kurz, Schlipfe-Kurz, Schuhmacher-Kurz, Weber-Kurz und Hohle-Kurz. Der alte Hohle-Kurzen-Ähne wurde auch Oser-Fritz genannt. Die Aussprache „oser“ für unser ist hier ungewöhnlich, seine Frau brachte sie aus Gemmrigheim mit. Der Oser-Fritz war ein Bauer alter Art. Kinder und Feldfrüchte gerieten ihm gleich gut. Sein Lieblingsspruch war daher: „Angerscha wia mei Gottlob, Rieba wia mei Fritz, ond Ebiera daß i's uff d' Sägmühl führe muaß!“

Seine Nachbarn in der Hohle, dem oberen Teil der Adlerstraße, waren der Hohle-Veigel, der Hohle-Gottlieb und früher auch der Hohle-Vetter. Die Gruspel, ein Gewann am Nordrand unseres Dorfes, finden wir beim Gruspel-Kurz, Gruspel-Otto und Gruspel-Veigel. Auch die Familien Hekel haben ihre besonderen Namen: Schätzer-Hekel, Scholle-Hekel, Schuhmacher-Hekel, Baumarzt-Hekel und Staffel-Hekel. Dieser wohnte unten am Kirchberg in einem Haus mit einer hohen Staffel. „Gesetzt den Fall, ich wäre Kaiser“ war einst die Redensart des Kaiser-Hekels. „All-weil-da“ sagte gern ein anderer Hekel, er wurde deshalb auch so genannt.

Mitten durch unser Dorf fließt ein kleiner Bach, der Graben. An ihm wohnte der Graben-Veigel. Oben auf dem Kirchberg, der heutigen Kirchstraße, wohnte einst die Berg-Marie. Sie trug Eier und Butter im Korb auf dem Kopf nach Ludwigsburg. Ihre Nachbarn waren der Berg-Ipser (= Gipser) und der Hanne-Beck. Der Vorname der Mutter und dazu sein Beruf ergaben diesen Namen. In der Nähe der Kirche, auf dem Freigutshof (auch Schlöble genannt) wohnte der Schloß-Jenner. Der Herren-Steng war mein Urähne. Es gab ferner einen Boten-Steng, Hohle-Steng

und einen Hessigheimerweg-Steng, auch Knorr genannt, weil er mit dieser Heilbronner Firma einen Handel betrieb. Zwei Familiennamen zusammen ergaben die D o p p e l n a m e n Schmid-Brose und Röser-Fink. Sie bestehen heute noch, obwohl ihre ersten Träger längst verstorben sind.

Auch Ä m t e r in einer Familie sind über Generationen hinweg überliefert. Aus der Zeit der Bauernschultheißen stammen noch Namen wie Schulzen-Fritzen-Gustav und Schulzen-Karls-Ernst. Der Waldschützen-Lobel (Gottlob) war der Sohn eines Waldschützen. Die Berufe von Mutter und Sohn zusammen genommen ergaben in einem anderen Fall den seltenen Namen Nähre-Schneider.

Die V o r n a m e n von Vater, Mutter oder Großvater wurden häufig den Vornamen der Kinder vorangestellt. So entstanden: Karle-Ernst, Ernste-Hermann, Gretles-Fritz, Bäbeles-Gustav, Rosine-Wilhelm, Luie-Luisle (Lui = Louis, für Ludwig) oder gar Karle-Wilhelms-Otto (drei Generationen der Familie Dietrich!).

Vergnüglich sind die Namen, die auf besondere menschliche E i g e n s c h a f t e n, gut beobachtete Schwächen oder Sprachfehler zurückgehen. Als kleiner Junge konnte einst ein Friedrich seinen Namen nicht richtig aussprechen. Als er über 80jährig starb, war er immer noch der „Diete“. Ein anderer fing häufig seine Rede mit dem Wort „also“ an, sprach es flüchtig aus und war deshalb der „Asso“. Des Hand-dwellt-Veigels Redensart war: „So han i's han gwellt“ (=haben wollen). Ein kleiner Sprachfehler ergab dann diesen Namen. Der „Baches“ war ein einfältiger Mensch. Er verrichtete Botengänge. Mit einem selbstgefertigten Geschirr zog er, ähnlich wie ein Pferd, einen kleinen Leiterwagen. Wurde die Fahrt den Kirchberg hinunter zu schnell, dann rief er seiner hinten gehenden Mutter zu: „Bachesse, mick!“

Eine ältere Frau hatte einst das Backhaus unter sich. Dort gab es immer das Neueste zu erfahren. Der V e r g l e i c h mit der Ortsschelle vom „Bollib“ (Amtdiener) war deshalb verständlich. Wegen seines markant geprägten Gesichts wurde der Konrads-Karl „Klohn“ genannt. Sein äußeres Erscheinungsbild ließ den hilfsbereiten Menschen, der dahinter steckte, nicht erkennen.

Selbst mit Hilfe von einzelnen Wortformen konnten Namen entstehen: Der Büeble war ein anderer als der Büblich (Stiefmutter aus dem Hohenloheschen). Das „Luischen“ sprach hochdeutsch, sie brauchte aber nicht nur aus diesem Grund einen Pfleger. Mein Ähne, ein biederer Mann, wollte ihr eines Tages ihren Lohn bringen. Mit den Worten: „Ich brauch keinen Kerl in meinem Haus!“ schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu.

Überhaupt verdanke ich meinem Ähne so manchen alten Namen und s o m a n c h e n e t t e G e s c h i c h t e. Da war einmal der „Häder“, ein Schneider, der den Namen seines Meisters Käser nicht richtig aussprechen konnte. Der Musje Karl war ein alter Eigenbrötler aus der Franzosenzeit. Der Herr Doktor dagegen war ein Feldscher, also eine Art Haarschneider und Sanitäter in einer Person. Wenn er die Adlerstraße hinaufging, riefen ihm die Kinder vom Rathaus her nach: „Rasier, rasier – kein Bart, kein Bart!“, kam

er dann oben am Backhaus um die Ecke, dann nahmen sie die Kappe vom Kopf und grüßten artig: „Guten Morgen, Herr Doktor!“ Und das schon vor nunmehr hundert Jahren!

Nicht immer muß allerdings ein vom Volksmund verliehener Name auch dem Wesen seines Trägers entsprechen. Als dem schon älteren Starke-Vetter die Kühe den Acker hinunter durchgingen und er sie nicht mehr anhalten konnte, rannte er hinterher und rief: Weib heb's, Weib heb's!“

Mit diesen liebenswerten Erinnerungen soll der Bericht zu Ende gehen und gleichzeitig um Verständnis für ihn gebeten werden: Solche Aufzeichnungen sollten wir aus den vergangenen Jahrhunderten auch haben! Das Bild, das wir uns dann von unserem lieben alten Ottmarsheim und seinen Hohlwegfischern machen könnten, wäre noch schöner und aufschlußreicher.

## Auswanderer erzählen

Von Theodor B o l a y

Eine Ortsgeschichte wäre unvollständig, wenn man nicht auch auf die Auswanderer Rücksicht nehmen würde. Gerade sie sind es ja, die den Namen ihrer Heimat in die Ferne trugen. Es ist kein Dorf im Schwabenland, das nicht Auswanderer aufzuweisen hat, und besonders das 19. Jahrhundert kann als das Jahrhundert der Auswanderung bezeichnet werden. Ob wirtschaftliche Not, Abenteuerdrang oder religiöse und sonstige Gründe die Auswanderung bestimmten, soll hier nicht untersucht werden, dagegen soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie sich das Leben von Auswanderern aus Ottmarsheim in der neuen Heimat gestaltete und wie schwierig es zuweilen war, in der Fremde neuen Boden unter die Füße zu bekommen.

C h r i s t i a n H a r t m a n n

geboren den 24. Dezember 1817, Sohn des Christian Hartmann, Metzgers in Ottmarsheim, wanderte nach B e s s a r a b i e n aus und war im Jahre 1869 Schulmeister in Friedensthal, Poststation Arzis, bessarabisch Guberne in Südrußland.

In einem Brief vom 20. Mai 1869 schrieb er an seinen Onkel u. a.:

„... Meine Schwester Karoline Nickel in Ottmarsheim hat mir geschrieben, ich möcht die 116 Gulden Erbschaft von der Tante ihren Kindern schenken, sonst müsse sie ihre einzige Kuh verkaufen, da sie ihres Mannes Geschwister hinauszahlen

müsse. Schenken kann ichs vor jetzt nicht. Wenn Sie aber lieber Onkel das Geld meiner Schwester leihen wollten auf Schuldschein und den Zins sich von ihr bezahlen ließen, so würde es mich freuen. Bitte sind Sie so gefällig und senden Sie die übrigen Brieflein an meine Geschwister Friederike in Heilbronn, Karoline Nickel in Ottmarsheim und Rosine in Rielingshausen. Ich und mein Weib und Kinder sind Gott sei Dank ziemlich gesund . . . "

Und in einem anderen Brief ohne Datum schrieb er:

" . . . Bis hierher hat der Herr geholfen. Tausend Dank dem treuen Gott und Heiland. Habe bis jetzt noch keinen Mangel gehabt. „Betten und Arbeiten“ läßt keinen Menschen Hungers sterben . . . "

### C h r i s t i a n H e r m a n n

geboren den 26. März 1837, Sohn des Christian Hermann, Gemeinderats in Ottmarsheim und der Friederike geborene Stiefbold war nach A m e r i k a ausgewandert und wohnte im Jahre 1862 zu Columbus, Franklin County, Staat Ohio, USA.

Seine Verhältnisse in seiner neuen Heimat waren aber offenbar nicht besonders gut, denn in einem Brief an seinen „Herrn Döt und Frau Dot“ vom 12. Oktober 1862 schrieb er, daß man auch in Amerika Geld brauchen kann, und er fuhr dann weiter fort:

" . . . Amerika ist wirklich so schlimm als wie Teutschland oder noch schlimmer. Alles was man kaufen muß ist sehr hoch und was man zu verkaufen hat ist ziemlich nieder. Zucker, Kaffee und Kleiderstoff und so Sachen hat alles doppelten Preiß erreicht wegen dem Krieg. Was Ziehen (d. h. zum Militär ausgelost) anbelangt, sind bis jetzt noch keine Soldaten gezogen worden, sind alle Freiwillige. Die bekommen ihren Lohn, die bekommen 100 Thaler wann sie einstehen und 14 Dollar per Monat. Sie werden aber auch weggeschossen im Tausend nach. Die nächste Schlacht war bald 140 Meilen von uns, bald 50 Meilen von Cincinatti. Der Krieg kann vielleicht 5 Jahre dauern, man hört noch von keinem End. Es werden schlechte Zeiten hier, das Land wird so voll von Schulden, daß es in 50 Jahr nicht frei wird. Cincinatti war einmal in Gefahr, sie haben aber die Sauthern wieder zurückgetrieben, später will ich mehreres schreiben. Was meine Gesundheit anbelangt, so bin ich schon 3 Monate krank, habe das Fieber und meine Frau auch schon 2 Monate und meine Kinder haben es auch gehabt, aber die sind wieder gesund, aber ich habe es noch . . . "

### K a r l K a m m e r e r

Sohn des Johann Friedrich Kammerer, Schulmeisters in Ottmarsheim und Bürgers in Grafenberg, und der Dorothea Friederike geborene Vaihinger, geboren am 23. August 1838, war am 28. April 1857 mit Verzichtleistung auf sein Gemeinde- und Staatsbürgerrecht förmlich nach A m e r i k a ausgewandert.

Von seiner Schwester Mathilde, der Ehefrau des Reallehrers Herzog, wurde bei der Teilung anläßlich des Todes der Mutter im Jahre 1868 – der Vater war schon zuvor gestorben – vorgebracht, daß ihrem Bruder an Lehrgeld von den Eltern bereits 120 Gulden bezahlt worden waren und daß sie

ihm für seine Reise nach Amerika 80 Gulden Reisegeld mitgegeben hatten. Die hohen Lehrgeldkosten seien dadurch entstanden, daß ihr Bruder „ungehorsamerweise den Lehrmeister einigemale verließ und zu einem anderen Gewerbe überging.“ Kein Wunder, wenn sich der Vater hin und wieder beklagte, sein Sohn habe ihm „viele unnöthigen Kosten verursacht“.

So viel steht fest, daß er als Rotgerber die Reise nach Amerika angetreten hat.

In seinem ersten Brief aus Philadelphia vom 8. Juli 1857 schilderte er seinen Eltern und seiner Schwester die Überfahrt und die Ankunft in der neuen Welt u. a. wie folgt:

„Ich kam vor 8 Tagen den 2. Juli hier in Philadelphia an und suchte sodann gleich den Herrn Onkel Krautter auf, den ich auch bald fand. Als ich von Euch Lieben Eltern fort war und jetzt in einem ganz andern Weltteil, so lernt ich es erst recht erfahren, was es heißt, nicht weit von den Eltern zu sein. Da ich auch, Ihr könnt es Euch denken, vieles durchmachen mußte.

Nun will ich Euch zuerst meine Reise beschreiben: Als ich nach Bruchsal kam, mußte ich für mein Kiste 1 Gulden 45 Kreuzer bezahlen und für mich auch so viel, bis Mittag kamen wir in Kehl an, und mußten dort bis Dienstag Morgen bleiben, wo wir dann nach Straßburg mußten. Dort blieben wir bis Nachts 10 Uhr, wo wir dann auf die Eisenbahn gingen nach Paris und die ganze Nacht durchzufahren hatten bis Mittags 1 Uhr, wo wir dann Abends wieder von Paris abfahren und sodann morgens in Havre anlangten. Ihr könnt hieraus sehen, daß ich das Geld, welches ich bei mir hatte, notwendig brauchte, da wir auch in Havre 4 Tage zubrachten, ehe wir aufs Schiff kamen.

Ich faßte mein Lebensmittel alle in Havre und mußte noch für 14 Franken Kochgeschirr kaufen und noch ein paar Säcke. Dann war mein Geld auf. Ich konnte im letzten Tag, da wir aufs Schiff gingen, keinen Schoppen Bier mehr trinken, und eine schlechte Menasch habe ich auch noch bekommen, daß man es fast gar nicht genießen konnte. Auf dem Schiff war es eine Wüstenei, die nicht zu beschreiben ist. Als die Seekrankheit nach einigen Tagen anfang, da war es gar zu arg, ich konnte nicht im Zwischendeck bleiben, ich mußte auf das obere Verdeck, wo wir dann oft über Nacht blieben. Kochen mußten wir alles selber, selbst Feuer anzünden, und so ging ein Tag um den andern herum, bis wir endlich nach einer langen und mühseligen Fahrt von 43 Tagen das schöne Land Amerika vor uns sahen; es war morgens 6 Uhr Dienstags. Als wir auf das Verdeck kamen und Land erblickten, was war das für ein Jubel und eine Freude, als wir uns nächstens erlöst sahen von unsern Mühseligkeiten, die wir als auf dem Schiff durchgemacht haben. Nämlich Ihr müßt auch wissen, daß wir nicht auf das Schiff „Zürich“ kamen, sondern aufs Schiff „Helvetia“, wo wir lauter grobe und rohe Matrosen und Kapitän hatten. Bei dem geringsten Vergehen gab es Prügel von dem Steuermann, das wir nicht recht auf einem solchen Schiffe, wo wir akkordirt hatten auf eine ordentliche Behandlung und Kost und däs im geringsten Maße bekommen! So ist es, wenn man den Agenten zu viel traut und man sich so anführen läßt – aber durch Schaden wird man klug.

In New York blieb ich einen Tag, wo es mich nicht weiter als 2½ Dollar kostete. Abends fuhr ich nach Philadelphia, wo mich es wieder 2 Dollar kostete und ich morgens 5 Uhr in Philadelphia ankam und dann sogleich, wie ich Euch vorhin gesagt habe, den Onkel aufsuchte. Der Onkel hat ein gutes Geschäft – Barbiern – und verdient sehr viel Geld, da er mir geraten hat, ich solle es auch erlernen, was ich jetzt auch tue, weil auf der Rotgerberei schwer Arbeit zu finden ist, da das Leder wieder ganz anders fabriziert wird, so wird es deshalb das Beste sein. Ihr könnt Euch gar keinen Begriff von der Schönheit und Größe Philadelphias machen, wie schöne prachtvolle Gebäude darinnen sind, noch schöner als in Paris. Da wird einem

wieder alles ersetzt, was man auf der Reise Unannehmlichkeiten empfunden hat, ich wollte nur wünschen, Ihr schautet solch eine Stadt an, wo viele tausend Türme darüber emporragen und die schönen Lustgärten, die ich schon den 2. Tag, als ich hier war, mit dem Onkel besuchte . . .“

Nach großen Anfangsschwierigkeiten und einem Zerwürfnis mit dem Onkel Krautter hat Karl Kammerer endlich einen Arbeitsplatz gefunden, wo er für seine Arbeit auch den entsprechenden Lohn erhielt. Am 17. Juni 1859 konnte er daher seinen Eltern und seiner Schwester in einem Brief mitteilen:

„ . . . Es geht mir jetzt gottlob gut, ich verdiene einen schönen Lohn und gesund bin ich immer. Die Geschäfte gehen sehr gut wieder dieses Jahr, und überhaupt ist hier ein ganz anderes Leben als in Deutschland, da man hier nicht so unterjocht ist als wie draußen. Ich würde um keinen Preis mehr nach Deutschland gehen, heißt das nun draußen bleiben, da ich mich hier sehr glücklich fühle . . . Bis nächstes Frühjahr werde ich für mich selbst ein Geschäft anfangen, wenn ich einen geschickten Platz hier in Philadelphia bekomme, im andern Falle werde ich ins Land gehen, wo es bereits noch besser für einen Barbier ist, denn in der Stadt; überhaupt ist nicht viel Unterschied in den Geschäften in ganz Nordamerika. Steinenbronner habe ich auch schon mehrere getroffen, komme aber nicht viel mit ihnen zusammen, da ich die ganze Woche bis Sonntag Abend arbeite, wo ich dann Gelegenheit habe, mich mit anderen Dingen zu amüsieren . . .“

Nun, Karl Kammerer hat es geschafft, er hatte sich durchgerungen und in Philadelphia einen bleibenden Wohnsitz in 722 New Market Street erworben. Ob er aber das „Barber“-Handwerk weiterhin betrieb oder sein angeleitetes Gewerbe des Rotgerbers ausübte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, denn anlässlich der Teilung nach dem Tode seiner Mutter wird er unter dem Namen „Carl Kammerer, Rothgerber in Philadelphia“ unter den Erben genannt.

### Christian Friedrich Adelhelm

geboren am 26. November 1843, Sohn des Webers Christoph Friedrich Adelhelm, hielt sich 1869 in A m e r i k a in Burlington P. des Moins County Iowa auf. Ob er förmlich ausgewandert oder nur nach Nordamerika „gereist“ ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

In einem Brief vom 14. Januar 1869 an seinen Onkel und an seine Tante berichtete er über seine Verhältnisse:

„ . . . Was mich betrifft, so kann ich Euch keine schlechte Nachricht geben, denn es geht mir immer gut. Ich wünschte zwar, Euch, wenn auch nur für kurze Zeit, zu sehen, allein für immer in Deutschland zu bleiben, hätte ich durchaus keine Lust, denn ich käme draußen nie so weit als hier. Der ärmste Mann kann hier sich sein gutes Fortkommen verschaffen, wenn er nur fleißig und sparsam ist. Auch bin ich hier dem Übelstand nicht ausgesetzt, meine schönste Zeit dem Soldatenleben zu opfern, wie die jungen Burschen in Deutschland. Ich habe mir in dieser Zeit bis 800 Dollar erspart und hoffe nächstes Jahr für mich ein eigenes Geschäft zu gründen. Ich bin nicht in der Nähe von meiner Mutter und meinen Geschwistern, wohl aber nicht weit von meinem Onkel und meiner Tante. Dieselben haben zusammen ein Geschäft und sie würden wohl mit keinem der Reichsten in ihrem Vaterorte tauschen. Ihre Weinberge liefern Ihnen den besten Wein in der Gegend. Sollte eines



oder das andere von Euch Lust haben, hierher zu kommen, so schreibt es. Es würde mich freuen, Eines von Euch zu sehen und ich bin versichert, daß es keines von Euch bereuen würde.“

### J o h a n n e s B r u c k e r

geboren den 29. Januar 1827, Sohn des Friedrich Brucker, gewesenen Bauers und der Rosine geb. Nollenberger. Die erste Ehefrau starb am 13. Dezember 1861.

Johannes Bruker (auch Brucker geschrieben) wanderte am 10. April 1866 nach A m e r i k a aus. Er ließ jedoch seine 6 Kinder: Friedrich, geboren am 25. Januar 1851, Christian, geboren am 25. Januar 1852, Carl, geboren am 16. August 1853, Friederike, geboren am 31. Oktober 1857, Rosine, geboren am 1. Januar 1860 und Christine, geboren am 13. Dezember 1861, in der Heimat zurück.

Zum Zwecke der Auswanderung hatte er am 12. März 1866 an den Gemeinderat von Ottmarsheim folgendes Bittgesuch eingereicht:

„Ich der Unterzeichnete Johannes Bruker, Bürger und Witwer dahier, habe an den Werthen Gemeinderath dahier die Bitte gestellt, es möchten mir zu meiner Auswanderung nach Amerika die nöthigen Urkunden ausgefolgt werden. Da ich aber 6 unversorgte Kinder hinterlasse, mit welchen ich jedoch beabsichtige, daß sie später, wenn sie besser herangewachsen sein werden, zu mir kommen sollen, so bestimme ich hiemit, daß diesen meinen Kindern der 3. Theil von meinem Vermögen mit wahrem Eigenthum zugetheilt werden solle, was in einem Anschlag von 1530 Gulden besteht . . . Von meinem übrigen Vermögen brauche ich zu meiner Auswanderung 450 Gulden, der Rest meines Vermögens von 2610 Gulden bleibt sodann wie bisher in pflegschaftlicher Verwaltung . . .“

Und am 9. April 1866 wurde dem Gemeinerat noch folgendes weitere Schreiben vorgelegt:

„Vor meiner Abreise von hier nach Amerika bestimme ich, daß meinen Kindern unter allen Umständen die Hälfte meines Vermögens mit wahrem Eigenthum zugetheilt werden soll und dieses Vermögen soll solange hier bleiben, als die Kinder auch hier ihren Aufenthalt haben, und erst dann, wann meine Kinder zu mir nach Amerika kommen, darf dieses Vermögen ihnen nach Verhältnis ausgefolgt werden.

Kraft meiner Unterschrift

T. Johannes Bruker“

So hatte der Witwer seine Verhältnisse zu Hause geordnet und seine Überfahrt nach Amerika angetreten. Die ersten Briefe aus Amerika in die Heimat sind nicht mehr erhalten, jedoch gibt uns ein Brief Aufschluß, den der Pfleger und Vetter, Gemeindepfleger Adelhelm, am 12. Januar 1869 an ihn sandte. In diesem Brief heißt es u. a.:

„Mein lieber Bruker! Sein Schreiben vom 20. Dezember vorigen Jahres habe ich gestern Abend erhalten und ich säume nicht, Ihm sogleich darauf folgendes zu antworten: Ich habe im Sommer 1867 ein Schreiben von Ihm erhalten, in welchem Er mir anzeigte, daß er gesonnen sei aufs Spätjahr zu Heurathen und sodann ein Pachtgut zu übernehmen, zu diesem Zweck brauche Er Geld. Ich soll Ihm auf Martini 1867 Geld besorgen. Auf dieses Schreiben habe ich Ihm sogleich geschrieben, daß es keinen Anstand habe, Er solle mir nur eine sichere Adresse schicken. Auf dieses mein Schreiben habe ich inzwischen keine Nachricht mehr von ihm erhalten, was mich inzwischen of gewundert hat, und ich dachte in letzter Zeit, Er müsse gestorben

sein, weil so gar keine Nachricht mehr von Ihm komme . . . Seine Kinder haben schon vielfältig nach ihrem Vater sich erkundigt bei mir, ob er nicht geschrieben habe. Sein Friz reiste am 18. Juli vorigen Jahres nach Amerika ab, ich gab ihm Seinen letzten mir geschriebenen Brief mit, um Ihn aufsuchen zu können. Ich habe ihn vor seiner Abreise gut gekleidet und gehörig mit Reisegeld versehen und ihn nach Bietigheim begleitet, wo er mit Freunden abgereist ist, eine Nachricht von ihm habe ich bis jetzt nicht erhalten.

Christian und Carl haben ausgelernt. Christian ist von der Käferei abgegangen nach  $\frac{1}{4}$  Jahr und ließ sich nicht mehr bewegen solche auszulernen, und hat die Bäckerei in Marbach erlernt, und hat sich da recht gut betragen, er ist seit einigen Monathen in Stuttgart als Bäckerknecht. Carl, der auch am 1. November vorigen Jahres ausgelernt hat, habe ich vor 14 Tagen auch zu einem bekannten Mezger nach Stuttgart als Mezgerknecht gethan, dieser ist stark, nur ist er nicht so brav wie der Christian. Ich werde ihnen nun Sein Schreiben mittheilen, und wann sie Lust nach Amerika haben, so werde ich sie gut abschicken. Die Mädlen sind noch in ihren alten Kosthäusern, die zwei größeren bei Christoph Luithlen und die kleine Christine bei Johann Riegers, sie sind alle drei wohl auf und gerathen, ich denke, ich wolle sie bis sie aus der Schule sind, da laßen.

Die Güterpreise sind hier durch die Kriegsunruhen vor einigen Jahren sehr gesunken, haben sich aber im vorigen Jahre wieder gehoben. Im vergangen Jahr hats bei uns viel Wein, Obst und Frucht gegeben, und die Verhältnisse stehen im Allgemeinen gut. Mit seinen Gütern haben wir einen Verkauf vorgenommen und diejenige, welche gut bezahlt wurden, sind genehmigt worden, ein Theil ist noch unverkauft, welche wir dieß Frühjahr, wenn die Preise gut werden, vollends verkaufen. Daß das Haus an Thimotheus Eisele vor 2000 Gulden verkauft worden ist, habe ich Ihm soviel ich glaube schon geschrieben. Ebenso habe ich geschrieben, daß Eisele gestorben ist und Alles vertheilt wurde.

Neues hat es hier gerade nicht viel gegeben, einige besondere Fälle ausgenommen, z. B. Schulmeister Kammerer ist vor einem Jahr schon in Hessigheim in den Neckar gefallen und in Heilbronn wurde er herausgezogen, Schuhmacher Hekel und der Schneider Hannes sind dieß Spätjahr gestorben . . .“

Offenbar war dieser Brief vom 12. Januar nicht an die Adresse gelangt, denn am 11. April 1869 schrieb Johannes Bruker folgenden Brief, der uns einen interessanten Einblick gewährt in das Bangen des Ausgewanderten um Nachrichten aus der Heimat:

„Geehrter Herr Vetter. Ich habe Ihnen geschrieben den 20. Dezember, Sie möchten mir 300 Dollars schicken und mir auch Nachricht geben, wie es mit meinen Kindern geht, nun kaum 14 Tage später lese Ich in der Zeitung die Auswanderungsliste von Württemberg und siehe da steht auch Friedrich Bruker aus Ottmarsheim OA. Marbach. Ich war sehr überrascht darüber, da Ich auch nicht eine Silbe davon wußte und überzeugt war, daß Sie meinen letzten Brief noch nicht erhalten haben konnten. Nun ging ich nach Cincinatti zum deutschen Einwanderungsverein und ließ nach Neuyorg schreiben im Kastlegarten, wo ich ihm meine Adresse angeben ließ. Ich erhielt darauf die Antwort sein Name sei auf der Liste aber weiter nicht, ich bin nun seither schon 4 Mal in Cincinatti gewesen, aber ich habe noch so wenig erfahren können, als das erste mal, worüber ich sehr beunruhigt bin. Ich erwarte auch immer eine Nachricht von Ihnen aber umsonst. Nun kam Ich am 25. März wieder nach Curenati (muß wohl Cincinatti heißen) in der Absicht durch Konsul Ade heraus schreiben zu laßen und begegnete einem Kramer aus Winzerhausen, der mich gut kannte, der sagt mir gleich Ich seie schon seit 14 Tagen aufgerufen in der Zeitung, Ich solle zum Konsul Ade kommen. Nun ging Ich zu Ade und erhielt den Wechsel von Siebenhundert Gulden ausbezahlt, den sie mir schickten, aber eine weitere Auskunft konnte mir Ade auch nicht geben. Da nun die Adreße die Sie Ade angegeben haben nicht richtig war nämlich es hieß an Johannes Bruker in Peter Korth und

solte heißen bei Peter Korth, so nehme Ich an Sie haben nur Mir geschrieben, aber da die Adresse Falsch war, so konnte Ich den Brief nicht erhalten. Ich bitte Sie nun dringend, wenn Sie meinen Brief erhalten haben, so geben sie mir sogleich Nachricht, denn Ich ängstige mich Tag und Nacht namentlich wegen meinem Friedrich, ob Ihm kein Unglück zugestoßen . . .

Da ich Ihnen in meinem vorigen Brief geschrieben habe, meine Buben sollen alle drei kommen, so bitte Ich sie, wann sie kommen wollen, so geben mir doch genaue Nachricht darüber, wenn sie draußen Abreisen und mit welchem Schiff, damit ich beyläufig die zeit weiß, wenn sie ankommen und mich erkundigen kann. Sollte es schon so weit seyn, daß sie draußen abreisen wollten, ehe sie mir schreiben und wieder Antwort erhalten könnten, so geben Sie ihnen die Adreße Jakob Bauer EstFront Street 99 Cencinati. Dieses ist ein gutes Gasthaus, der Eigenthümer ist aus Gruppenbach, das Haus ist nahe am Bahnhof und von da aus erhalte Ich auch sogleich Nachricht von ihrer Ankunft . . . "

In einem Brief aus Newport vom 11. Juli 1869 schilderte er die Wiedersehensfreude mit seinen beiden Buben:

" . . . Ich habe immer im Sinne gehabt, Ich wolle mir ein Stück Land Pachten und Ökonomie betreiben und habe Ihnen deswegen mehrmals geschrieben Sie möchten mir Geld schicken aber niemals eine Antwort erhalten.

. . . Da es nun zu spät um Ökonomie anzufangen, so kaufte Ich mir Pferde und Wagen und fahre nun in der Stadt, was es zu fahren gibt, wo ich mit zwei Pferden täglich 7 Dollar verdiene. Als Ich nun letzthin auf dem Markt war, um ein Pferd zu kaufen, da kam Ich von Ungefähr an einem Bahnhof vorbei, wo gerade der Zug anhielt und die Passagiere ausstiegen. Ich blieb einen Augenblick stehen, betrachtete gleichgültig die Passagiere und siehe, da kamen auch meine beiden Söhne Carl und Christian heraus. Wer kann meine Freude beschreiben und meine Gefühle, da Ich sie nach mehr als dreijähriger Trennung zum erstenmal wieder an die Brust drückte? Und welche Freude meine Frau hatte, als wir miteinander nach Hause kamen und sie die rüstigen Burschen sahe, kann Ich Ihnen ebenfalls nichtbeschreiben. Nun die beiden Carl und Christian habe ich hier, aber wie es mit meinem Fritz steht, das macht mir Tag und Nach Sorge und Angst. Ich habe erst vor einigen Wochen wieder in der Zeitung einen Aufruf an ihn ergehen laßen, er solle seinen Aufenthalt schreiben, aber ohne Erfolg . . . "

Aus Daiton Ky schilderte er in einem Brief vom 1. September 1870 die Stimmung in Amerika wie folgt:

" . . . Die Stimmung der Hiesigen Deutschen ist wirklich bey dem Gegenwärtigen Kriege sehr gespannt und Ängstlich wartet man auf eine Entscheidung, möge sie zum Heile Deutschlands ausfallen. Der Patriotismus ist hier groß für Deutschland, nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den Englischamerikanern. Meine Söhne sind sehr froh, daß sie hier sind, wo sie sicher sind, nicht mit dem Zündnadelgewehr beehrt zu werden, sie finden es hier beßer, da gegenwärtig jeder per Woche 7 Dollar verdient und erhält Kost . . . Wirklich (ist) es hier nicht besonders gut, namentlich macht der Deutsch-Französische Krieg sich sehr fühlbar, indem seitdem die Lebensmittel und Kleidungsstoffe bereits um ein Drittel aufgeschlagen haben und der Seehandel fast ganz darnieder liegt, was besonders auf die Städte großen Einfluß hat . . . " Und auf der Rückseite seines Briefes fügte er noch folgendes an: „Soeben als Ich meinen Brief vollendet erhielten wir die erfreuliche Nachricht, daß die Deutschen einen Glänzenden Sieg über die Franzosen erfochten haben, welches einen ungeheuren Jubel in Cincinatti und Umgegend hervorgerufen hat, von den Höhen um die Stadt donnern die Kanonen und Tausende von Fahnen in den Deutschen und Amerikanischen Farben wehen über den Straßen und alle Vereine und Bruderschaften durchziehen mit Musik die Straßen und aus Hunderttausenden von Kehlen erschallt donnerndes Hurrah für Deutschland. Wer diese Begeisterung für

die deutsche Sache mit ansieht, auch sogar von Englischamerikanern, dem muß es ein ganz besonderes Gefühl das Herz erfüllen . . . "

Ein Brief aus Kansas City vom 15. April 1872 berichtete ausführlich über das weitere Schicksal des Johannes Bruker und seiner Söhne. Auch gewährt dieser Brief Einblicke in das damalige wirtschaftliche Leben Amerikas. So schrieb er u. a.:

„Ich habe mir gleich anfangs, als wir hierher kamen, einige Kühe angeschafft, wovon wir die Milch in die Stadt verkauften und als dann der Karl von mir fortging, kaufte ich mir noch 4 mehr und betrieb seither das Milchgeschäft, welches sich auch gut bezahlt, da die Milch hier teuer ist. 1 Gallon kostet 40 Cent, 1 Gallon ist ungefähr  $7\frac{1}{2}$  Württemberg. Schoppen, und das Futter ist billig: 1 Centner Heu kostet 30 bis 40 Cent, jedoch füttere ich meistens Welschkorn und Kleie. Was am meisten Milch gibt und sehr fett macht, was von besonderem Vorteil ist, da man in der Stadt die Kühe, wenn sie nicht mehr soviel Milch geben, verkauft und wieder Frische melkende kauft, weil man gewöhnlich für eine fette wieder eine Frische kriegt ohne Geld zuzulegen.“

Nun schilderte er noch die landschaftlichen Schönheiten der Gegend am Rande des Urwaldes mit seinen Baumriesen, unterbrochen von „herrlichen Farmen“.

„Was die Lebensbedürfnisse anbetrifft, so sind sie theilweise sehr billig, namentlich Fleisch. Das Wild ist im Herbst, sobald man es auf der Eisenbahn transportieren kann und den Winter über sehr billig. Das Pfund Büffelschenken kostet grün 3 bis 4 Cent, ebenso Hirsche und Rehe und wildes Geflügel vom Schwan und Trutthahn bis zu der Wachtel sind täglich zu Tausenden in den Verkaufsläden ausgehängt, Präriehühner, Hasen und Wilde Enten habe ich schon Hunderte geschossen ohne 200 Schritte von meinem Hause wegzugehen. Überhaupt kann man an allem wahrnehmen, daß die Kultur hier noch nicht gar lange festen Fuß gefaßt hat, aber auch daß sie mit Riesenschritten voran schreitet. Viehherden von Tausenden von Stück Vieh passieren täglich die Stadt und gehen nach Osten. Ebenso passieren ganze Karawanen von langen Wagenreihen mit Auswanderern Hier durch die oft mehrere Meilen von Osten kommen, um in den Westlichen Wildnißen sich niederzulassen . . . "

Am 5. Januar 1875 schrieb Johannes Bruker aus Kansas City:

Wir wollen miteinander, Ich und der Karl und Christian ein Stück Land kaufen und wollen die Farmerey treiben. Ich werde dann mein Milchgeschäft aufgeben und mein Haus verpachten. Der Karl ist ohnehin schon lange für die Farmerey eingenommen gewesen . . . "

Wie bereits aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, waren die 3 Söhne dem Vater nach Amerika nachgefolgt. Friedrich im Juli 1868, Christian und Karl am 9. Mai 1869. Johannes Bruker hielt sich am Ende seines Lebens in Kansas City, Staat Missouri auf und soll daselbst vor 1877 gestorben sein.

## Die Ottmarsheimer am Werktag und am Feiertag

Von Emil U n k a u f

Bis zum ersten Weltkrieg gingen nur wenige Männer a u s w ä r t s z u r A r b e i t ; aber auch sie hatten Landwirtschaft dabei. Bis 1914 zu Fuß, dann

mit dem Fahrrad und Motorrad (Moped!) scheuten sie den Weg zur Arbeitsstelle in Besigheim und Bietigheim nicht und blieben ihrem Dorf treu. Die Verdienstmöglichkeiten bei den landwirtschaftlichen Betrieben am Ort und auf dem Liebensteiner Hof waren von der Jahreszeit und dem Wetter abhängig. Es klingt wie eine Sage, wenn einem erzählt wird, daß bis zum ersten Weltkrieg für das Schneiden von einem Morgen Getreide mit Haberreden und Sichel ein Akkordlohn von 12 Mark, einem Laib Brot und genügend Most bezahlt wurde.

Die ältere Schuljugend sowie Frauen und Mädchen verdienten sich ein Taschengeld beim Rübenverziehen, Brockeles- und Hopfenzopfen. Besonders letzteres war eine beliebte Tätigkeit. Sie fand bei trockener Witterung auf dem Acker, bei Regenwetter in der Scheune oder in der Stube statt. Gesang und Scherz machten diese Arbeit kurzweilig. An den Spätherbstabenden saßen die Familie und gute Bekannte oft bis nach Mitternacht in der warmen Stube beim Welschkornschelfen und Tabakeinfädeln. Über die Notzeit (Krieg und Inflation) wurden aus dem Welschkornstroh Hausschuhe und Vorleger gebastelt.

Mehr wie heute war der **Kirwesontag** Treffpunkt für Verwandte und Bekannte sowie der Geschäftswelt aus den umliegenden Ortschaften. Die Kirwe dauerte zwei bis drei Tage. Am Montag feierten die Ortsansässigen in den Gaststätten mit Tanz, gutem Essen und Trinken. Jahrelang hatte auch die Schuljugend ihr Vergnügen: Der Müller von Kirchheim führte sie am Kirwesontag mit seinem Lkw spazieren. Dies bereitete ihnen mehr Vergnügen wie heutzutage ein Omnibus-Ausflug.



Festkutsche von Adolf Bruker beim 75jährigen Jubiläum des Liederkranzes Ottmarsheim am 12. Juli 1931.

Fünfzehn Minuten vor Schulbeginn läuteten „Großschüler“ die Schulglocke. Das Emporziehenlassen vom Glockenseil machte Spaß und belohnte die Arbeit. Der Versuch, das Schulglockenläuten einzustellen, wurde 1925 durch einen Gemeinderatsbeschluß verhindert. In der gleichen Sitzung beschloß das Kollegium die Wiedereinführung der Postfuhrn nach Besigheim. Von nun an fuhr Adolf Brucker täglich zum Bahnhof, morgens mit dem Planwagen, abends mit der Postkutsche. „Adolf“ war aber nicht nur Beförderer von Personen, Post und Frachtgut, sondern auch Besorger der verschiedensten Aufträge und Wünsche, kurz ein „Mädchen für alles“!

Vorausschauende Männer erkannten frühzeitig die Bedeutung des Genossenschaftswesens und gründeten 1888 die Darlehenskasse und 1892 die Molkerei. Letztere war die erste in der Umgebung. Einen Teil der erzeugten Butter transportierte Frau Marie Kurz auf einem zweirädrigen Handkarren wöchentlich einmal nach Ludwigsburg. Sie nahm auch Pakete und Post für die dort dienenden Ottmarsheimer Soldaten mit.

Ein reges Vereinsleben sorgte für Abwechslung. Ihre Feiern waren immer gut besucht. An Jubiläumsfesten und besonders den folgenden Kinderfesten beteiligte sich die ganze Einwohnerschaft. „Die Ottmarsheimer verstehen zu feiern“ hieß es in den Nachbargemeinden.

Des gleich großen Interesses erfreuten sich auch die Schulfeste, Herbstlaternenumzüge, das Weihnachts- und Maisingen der Schuljugend.

Ottmarsheims Höhenlage in einer schützenden Mulde abseits des starken Verkehrs und der fruchtbare Boden förderten bei dem fleißigen Menschenlag die Bildung eines ausgeprägten Heimat- und Zusammengehörigkeitsgefühls und den Stolz auf ihr Dorf. Dazu kamen ausgezeichnete Gaststätten, die viele Fremde anlockten, und tüchtige Landwirte. Besonders erwähnt seien Adlerwirt Hermann und Rosenwirt Schneider.

Was heute mit hohen Kosten und staatlicher Unterstützung durchgeführt wird, machten sie durch eigene Initiative: Sie vergrößerten ihre Parzellen durch Tausch und Kauf in der klaren Erkenntnis, daß große Grundstücke die Arbeit erleichtern und den Ertrag steigern.

Adlerwirt Christian Friedrich Hermann (1799–1891) war ein Pionier der Landwirtschaft. Es gibt kein Gebiet, in dem er nicht Neuerungen einführte oder mindestens Versuche anstellte. Und dies ohne Fachschulbildung! Nur der Besuch der Ottmarsheimer zweiklassigen Volksschule wurde ihm möglich gemacht.

Durch den frühen Tod seines Vaters wurde er schon in jungen Jahren zur Selbständigkeit gezwungen. Die Liebe zur Landwirtschaft, hohe Begabung und ein unbeugsamer Wille machten ihn zu einem Bahnbrecher für neue Methoden in der Viehzucht, dem Wein-, Obst- und Hopfenbau und in der Bienezucht. Staunend beobachteten Besucher, daß Hermann die Häckselmaschine in den „Ruhestand“ versetzt hatte und lang fütterte. Sein Vieh bewegte sich, männliche und weibliche Tiere beieinander, frei im Stall und in einem Auslauf. Den Stall führte er als Tiefstall. Das Schneiden der Reben

und der Obstbäume sowie die Zucht besserer Sorten waren ihm ein ständiges Anliegen. Der bedeutendste Fortschritt gelang ihm im Hopfenbau durch die Einführung der Drahtanlage. Besonders diese Erfindung machte ihn weit über die nähere Umgebung hinaus bekannt. Laufende Berichte und Abhandlungen in Fachzeitschriften trugen seinen Namen bis nach Österreich. Sein Betrieb wurde zu einem „Wallfahrtsort“ lern- und wißbegieriger Landwirte. Ottmarsheims Pferdebesitzer hatten einen willkommenen Nebenverdienst als „Taxifahrer“ zum Bahnhof nach Besigheim. Der „Adler“ stand in Blüte.

Bei den Neukonstruktionen und Verbesserungen an landwirtschaftlichen Geräten zog Hermann seinen Nachbarn Schmied Ehrenfeld zu Rate, der viel zur Verwirklichung beitrug.

Daß Hermann dem Gemeinderat angehörte, ist eine Selbstverständlichkeit. Fast wäre er auch in den Landtag eingezogen.

Seine hervorragenden Leistungen wurden durch zahlreiche Urkunden, Geldpreise, Medaillen und sonstige Ehrungen anerkannt. Er wurde sogar einmal an Königs Tafel eingeladen. Da er keinen geeigneten Anzug hatte, ließ er vom Schneider an seinem schwarzen Mantel die Ecken einschlagen. Dem Bedauern eines Besuchers, es sei doch schade, daß er nicht in Hohenheim habe studieren können, erwiderte er: „Hohenheim kommt zu mir, um zu lernen.“

Diese Bemerkung war wohl der Anlaß, Ottmarsheim auch als „Kleinhohenheim“ zu benennen.

Der einzige einheimische Ehrenbürger ist Christian Heckel, mit dem Hausnamen Schollen-Heckel. Ein Menschenalter lang formte er das kommunale Leben Ottmarsheims mit als Gemeinderat und Bürgermeister-Stellvertreter, Waldmeister, Fleischbeschauer, Rechner der Darlehenskasse, Akziser (staatlicher Steuereinnahmer). An seinem 90. Geburtstag, dem 12. 8. 1930, wurde Christian Heckel in Würdigung seiner Verdienste das Ehrenbürgerrecht erteilt.

Als Rentner konnte man ihn häufig strammen, aufrechten Ganges und in vorbildlicher Kleidung durch das Dorf spazierengehen sehen. Er starb am 22. 5. 1931.

Das 1. Ehrenbürgerrecht wurde dem Ludwigsburger Jagdpächter Heinrich Härlin am 12. Februar 1903 verliehen. Härlin fühlte sich nicht nur als Pächter einer Jagd, sondern auch als Freund der Einwohner, besonders der Kinder. Wenn er nach Ottmarsheim kam, hatte er seine Taschen mit Süßigkeiten gefüllt. An Weihnachten bekamen die Kleinsten ein Geschenk. Als Krönung seiner Freigebigkeit stiftete er die Kinderschule, die seinen Namen trug. Härlin starb am 12. Februar 1921. Seine Kinderschule wird zur Zeit durch einen Neubau ersetzt.

Originale und Sonderlinge brachten früher weitaus mehr wie heute Abwechslung und Unterhaltung in das ruhige dörfliche Leben. Die Erinnerung an sie blieb über Generationen wach. Originelle Aussprüche wurden zu geflügelten Worten.

O t t e n b a c h e r war der letzte selbständige Maurer des Dorfes. Das Schreiben von Rechnungen war ihm ein Greuel. (Das soll auch heute noch vorkommen). Eine überlieferte hat gelautet: Hemstall (Hühnerstall) gefieselt (geweißelt), für 3 Pfennich Gäps (Gips) und ohne Käs gefeschbert . . . .

P f f a r r v e r w e s e r M ü l l e r versah damals einige Zeit die Pfarrstelle. Er hatte eine große Vorliebe für Handwerk und Technik. Diese war so groß, daß er einmal bei handwerklicher Arbeit in einem Nachbarhaus die von ihm angesetzte Hochzeit vergessen hatte und erst durch das Glockenläuten darauf aufmerksam wurde. Die Predigt sei aber trotzdem gut gewesen, wird betont.

Der Pfarrverweser arbeitete zusammen mit Ottenbacher an der Kirchenmauer. Als sich die beiden über die Fortführung der Maurersarbeit nicht einig wurden, erklärte Ottenbacher: „Dr Gscheidst gibt nach. I halt jetzt mei Maul, Herr Pfarrer!“

Ottenbacher erwartete von seinen Landsleuten, daß er bei jedem Bau, auch wenn er von auswärtigen Meistern durchgeführt wurde, Arbeit fand. Der Bauherr, der dafür nicht sorgte, konnte auf seine künftige Arbeit bei Reparaturen nicht mehr rechnen.

Er ließ während der Kartoffelernte einmal einen Sack mit Kartoffeln im „Rodsee“ stehen. In der folgenden Nacht regnete es. Seine Frau weckte ihn: „Fritz, es regnet, die Kartoffeln werden naß.“ Fritz stand auf und trug den Sack nach Hause.

N a f z g e r hatte eine kleine Landwirtschaft und mußte als Tagelöhner dazuverdienen. Seinem häufigen Arbeitgeber Schneider fiel eines Tages auf, daß er seinen ihm zustehenden Schoppen Most nicht trank und fragte nach dem Grund. „I trenk koan. I han a so guets Maul. Mei Weib hat heit Wurstspätzle gmacht“, lautete die Erklärung.

Wenn er abends vom Taglohn nach Hause kam, rief er seinem Weib von unten: „Hanne, komm ra ond gib dr Kuah ei!“ (Er zeigte, wer Herr im Hause ist).

### Alte Ottmarsheimer erzählen . . .

Bei der Inspektion (Schulprüfung) der ABC-Schützen durch den Dekan, den damaligen Bezirksschulrat, wollte dieser zum Abschluß das Lied von einem Vogel hören. (Kuckuck . . .) Ein Mädchen zeigte an. „So ist's recht. Sing's uns vor!“ – „Krab, Krab, dei Häusle brennt“, fing es schüchtern zu singen an.

\*

Die riesige Ottmarsheimer Schulhausbühne diente öfters als Getreidespeicher, zum letztenmal im Winter 1926/27.

Als der Haber und Weizen nach Weihnachten vom Bauer G. Luithle abtransportiert und die unter morschen Brettern gehamsterten Vorräte von den Mäusen aufgefressen waren, suchten diese einen Stock tiefer



nach Freßbarem. Sie hatten Pech, denn hier wohnten zwei Junggesellen. Einladend öffneten diese die Tür zur leeren Küche. An der Wand warteten Schrubber und Besen. Die beiden Nimrode machten sich einen Spaß daraus, die erlegten Nager auf den Küchenboden zu reihen. Wieviel Mäuse erlegt wurden, ist nicht mehr genau bekannt. Die gesamte Jagdbeute erreichte aber eine dreistellige Zahl.

\*

Der Herr Schultheiß sollte über eine dörfliche Angelegenheit dem Oberamt Bericht erstatten. A m t s d i e n e r S c h w a n d n e r wurde beauftragt, Erkundigungen darüber einzuholen. Sein nachfolgender Bericht klang dem Ortsoberrhaupt aber unglaublich und er meinte: „Schwandner, sie lügen.“

„Desmol net, Herr Schultheiß“, verteidigte sich dieser.

\*

Um die Jahrhundertwende gab der Büttel durch die Ortsschelle den Beschluß des Gemeinderats bekannt: „Das Schießen in der Neujahrsnacht ist verboten. Zuwiderhandelnde werden bestraft.“ Um diesen Beschluß zu überwachen, versammelten sich die Gemeinderäte mit ihrem Vorsitzenden zur vormitternächtlichen Neujahrsstunde im Ratssaal. Während sie noch sprachen, wo die einzelnen Gemeinderäte Posten beziehen sollen, spannten „böse Buben“ einen Prügel mit einem Strick vor den Rathauseingang. Bis die Gemeindevertreter aus ihrem „Gefängnis“ befreit waren, hatte die beliebte Neujahrsschießerei ihr Ende erreicht.

\*

Der Ortsarzt Dr. Mayer in Mundelsheim verschrieb einmal einer Patientin keine Arznei. Als diese ihn verwundert darauf aufmerksam machte, meinte er: „Liebe Frau, wenn ich Ihnen Arznei verschreibe, haben Sie Ihre Erkältung in 7 Tagen los, verschreibe ich keine, so dauert sie eine Woche.“

\*

Wenn S c h u h m a c h e r H e k e l und S c h n e i d e r N i c k e l sich im Wirtshaus trafen (Kopfbedeckung: ein rundes besticktes Großvaterkäppi), zeigten sie sich immer sehr seßhaft. Denn der Wein schmeckte gut, und schöne Volkslieder gab es gar viele. Daß eine kräftige Gardinenpredigt der Ehehälfte bei der Heimkehr auf die Stimmung keine Rücksicht nahm, verdroß sie. Der Schalk Hekel sann auf Abhilfe. Als er wieder einmal bei regnerischem Wetter spät nach Hause kam und „stürmisch“ empfangen wurde, setzte er sich unter seinen aufgespannten Regenschirm an den Tisch.

Erstauntes Schweigen seiner „besseren Hälfte“. Schließlich: „Du bisch wohl net recht bache?“ – „I will bloß warte, bis des Gwitter vorbei isch!“

Ein kluges Eheweib lernt daraus. Bei der nächsten Spätheimkehr spielte sie die Beleidigte und schwieg. Aber wie oft im Leben: Das gefiel ihm auch nicht. – Er ging an die Kommode und öffnete eine Schublade. Weiterhin Schweigen. Er öffnete die nächste, wieder eine . . . Endlich: „Was suechs denn?“ – „Dei Maul!“ (eigentlich „Goschê“). Der eheliche Friede war wieder hergestellt.

Schuhmacher Hekel war von zierlicher Gestalt. Mit über 80 Jahren bestieg er die längste Leiter, um Kirschen zu pflücken, die Jüngere hängen ließen. Er ist der erste Ottmarsheimer, dem durch den Rundfunk zum 90. Geburtstag gratuliert wurde.

\*

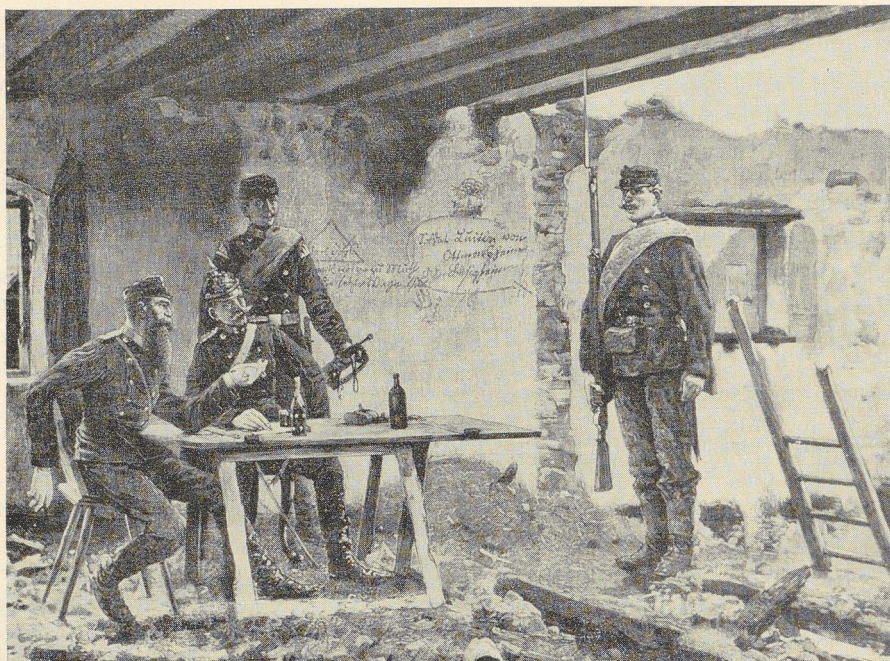
Beim Metzger Metzger saß einmal eine Runde ausgelassener junger Männer. Der Wein schmeckte, die Unterhaltung wurde entsprechend lebhafter. Zu mitternächtlicher Stunde bewegte sie das Gebiß der Wiederkäuer. Die Meinungen, wie dieses beschaffen ist, gingen auseinander. Die einen behaupteten, Kühe hätten oben, andere, sie hätten unten, wieder andere, sie hätten oben und unten Schneidezähne. Ein Anwesender wurde gehänselt, seine Kuh sei schon so alt, daß sie überhaupt keine Zähne mehr habe. Es wurde gewettet. Der Gehänselte verschwand und brachte nach kurzer Zeit seine „beleidigte“ Kuh an den hinteren Eingang des Gasthauses. Ihr Maul brachte Klärung. – Wer mußte die Wette bezahlen?

## „Soldat Luitl von Ottmarsheim“

Von Willi Müller

Auf eine gleichermaßen ungewöhnliche wie reizvolle Art ist Ottmarsheim im „Bildersaal Deutscher Geschichte“ verewigt. Das ist ein vierbändiges Werk, das am Ende des letzten Jahrhunderts herauskam. Es wurde in Stuttgart gedruckt, hat über 500 Abbildungen und einen etwa den gleichen Raum einnehmenden Text. Eine Seite vor der berühmt gewordenen Zeichnung von A. v. Werner „Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles am 18. Januar 1871“ begegnet uns eine Abbildung mit der Unterschrift „Vor Paris nichts Neues. Nach einem Gemälde von C. Röchling“. Man sieht in das Innere eines zerschossenen Hauses. An der Wand der Hausruine lassen sich einige Inschriften und Zeichnungen erkennen. Vom Hornisten halb verdeckt ist ein Spruch, der ergänzt wohl sagen dürfte: O wie wohl ist dem zu Mut, der die letzte Wache tut. Darüber steht der Name: Karl Joos. Rechts davon jedoch erscheint in der Art einer Karikatur der Kopf eines Kriegers mit der württembergischen Militärmütze, und darunter stehen die Worte: „Soldat Luitl von Ottmarsheim/O.A. Besigheim.“ Ein Selbstbildnis von Luitl, oder der Spaß eines anderen? Wir wissen es nicht. Eine Erfindung des Malers, der die kahlen Wände beleben wollte, oder realistische Wiedergabe einer damals existenten Situation? Man möchte an das letztere glauben.

Den Soldaten Luitl von Ottmarsheim hat es tatsächlich gegeben. Er war Teilnehmer des Krieges von 1870/71. Zwar gibt es noch heute eine ganze Reihe von Familien mit Namen Luitl in unserem Ort, direkte Nachfahren des Soldaten jedoch nicht; ein Enkel lebte in Bad Cann-



statt. An Fritz Luitle, so hieß der Veteran, erinnert man sich noch heute lebhaft. Er war mit irdischen Gütern nicht besonders gesegnet, wohnte einst im letzten Häuschen des Dorfes an der Straße nach Ilsfeld und führte den Beinamen „Geesludl“, was „Gänse-Luitle“ zu schreiben wäre. Der Name ist vom Amt des einstigen Kriegers abgeleitet, der im Dienste der Gemeinde Gänsehirte war.

Unser Bild stellt demnach wohl eine Szene aus der Situation der ersten Vorpostenkette der Belagerer von Paris dar. Die Abbildung wäre für uns und unsere Zeit fast belanglos, ließe sich nicht nachweisen, daß das zugrunde liegende Original von Röchling mit bemerkenswerter Realistik angelegt ist, die uns in unsere engere Heimat verweist.

Da steht vor einem bärtigen Offizier eines württembergischen Regiments – in der letzten eigenen Felduniform unseres Landes vor der von Preußen bestimmten Vereinheitlichung im Reichsgebiet – und neben einem Unteroffizier und einem Hornisten, dem Nachrichtenübermittler des alten Heeres und Vorläufer des Telefonisten und Telegrafisten, ein strammer Gemeiner und erstattet die im gegebenen Falle übliche Meldung: „Auf Posten nichts Neues.“ Im Text zu diesem Bild heißt es nämlich: „Der Kampf war den Truppen willkommene Abwechslung in dem langweiligen und doch so schwierigen Belagerungsdienst, konnten doch die Vorposten manchmal wochenlang nichts Neues von Paris melden . . . Gewöhnlich lagen die Krieger neun Tage hinter der Linie in Ortschaften, die den feindlichen Geschützen nicht ausgesetzt waren, um dann drei Tage vorn zu stehen, den ersten derselben im

Vorpostendienste, den zweiten in der ersten Verteidigungsstellung, den dritten im Rückhalt."

Nun, der „Geesludl“ war dabei gewesen. Von ihm wird in seinem Heimatdorf noch heute berichtet, obwohl er schon über ein halbes Jahrhundert unter dem Boden ist. Er ist in die Erinnerung als Held eingegangen. Er sei bei seinem Tode, so wird erzählt, mit allen militärischen Ehren, mit Fahnen und Ehrensalven und unter großer Beteiligung begraben worden, denn er sei ein hochdekoriertes Soldat und Veteran gewesen, der in einem Gefecht einmal das Leben eines Offiziers gerettet habe, obwohl er selber an der Schulter verwundet gewesen sei. Er sei als Veteran sogar einmal Gast des Königs in Stuttgart gewesen.

So geben das Bild der Szene vor Paris und das Andenken an einen braven Soldaten, der vor bald einem Jahrhundert seine Pflicht tat, einen hübschen Zusammenklang, der es wert ist, festgehalten zu werden.

## II. Kornwestheim im späten Mittelalter\*

Von Willi A. Boelcke

### 1. Bevölkerung und Wirtschaft

Da bis zu Beginn der Neuzeit keine Einwohnerzählungen vorgenommen wurden, können wir auch nicht erwarten, daß die schriftlichen Quellen genaue Einwohnerzahlen für das Mittelalter nennen. Auch für diese Zeit sind wir daher auf Schätzungen oder Überschlagsrechnungen angewiesen, um eine ungefähre Vorstellung von der Größe des Dorfes zu erhalten. Immerhin kann häufig von bekannten Faktoren ausgegangen werden, aus denen dann auf Grund allgemeiner Erfahrungswerte die Zahl der Einwohner zu errechnen ist. Überliefert wird nicht selten die Anzahl der Häuser und Herdstätten, die der Steuerzahler, der Waffenfähigen sowie der männlichen Bürger, alles Größenangaben, die uns auf die wirkliche Zahl der Einwohner mit großer Sicherheit hinführen.

Aus der relativ vielschichtigen Überlieferung, die für die Mitte des 14. Jahrhunderts vorliegt, ist zu schließen, daß Kornwestheim um diese Zeit aus etwa 45 Häusern bestand. Dieser Anzahl der Häuser entsprachen ungefähr 250 bis 300 Einwohner. Da die Pestumzüge des 14. Jahrhunderts zahlreiche Dorfbewohner hinweggerafft haben dürften, ist damit zu rechnen, daß die Einwohnerzahl im 13./14. Jahrhundert die 300 Seelen nicht nur erreicht, sondern zeitweilig sicher überstiegen hatte. Ein Dorf mit etwa 300 Bewohnern war aber unter damaligen Verhältnissen schon über den Rahmen einer rein bäuerlichen Siedlung hinausgewachsen.

Obzwar die Landwirtschaft bis ins 19. Jahrhundert die Haupteinnahmequelle der Kornwestheimer darstellte, wurden doch schon frühzeitig Handwerker und Gewerbetreibende ansässig, die das herstellten und handelten, was der Bauer nicht produzieren konnte oder wollte, aber unbedingt benötigte. Daß ausgerechnet ein Weber der am frühesten für Kornwestheim nachweisbare Dorfhandwerker ist, hängt freilich von den Zufällen der Überlieferung ab. Eine Urkunde von 1294 erwähnt des „Webers lant“<sup>1</sup>. Familiennamen begannen sich um diese Zeit erst langsam im Dorfe durchzusetzen, und wer nicht gerade Bauer war, den pflegte man zur besseren Unterscheidung nach der Erwerbstätigkeit zu benennen, der er oder

---

\* Mit dem folgenden Aufsatz wird der in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft XVII, 1965, S. 7–35, abgedruckte Artikel „Kornwestheim von der Römerzeit bis ins Mittelalter“ fortgesetzt.

<sup>1</sup> Eßling. Urkundenbuch, I, S. 108.



Abb. 1. Der alte Ortskern im Luftbild.

seine Vorfahren nachgingen. So lassen sich im Mittelalter aus den frühen Familiennamen noch häufig Beruf und Erwerb des Namensträgers erraten.

Als älteste Dorfhandwerker gelten Schmiede und Müller, deren Vorhandensein in Kornwestheim zwar für das frühe Mittelalter vermutet werden darf, aber erst im 14./15. Jahrhundert aus den Quellen nachzuweisen ist. Ein h(einricus) mollitor, also der Kornwestheimer Müller, begegnet uns erstmals im Jahre 1304<sup>2</sup>. Die Ausdehnung, die der Getreidebau im hohen Mittelalter erfuhr, machte ferner frühzeitig eine zweite Mühle notwendig. Das Bebenhäuser Lagerbuch von 1356 bezeugt erstmals eine obere und eine untere Mühle, die beide östlich des Dorfes lagen und von der Strömung des Gänsbaches betrieben wurden. Beide waren bestimmt nur mit einem Mahlgang und bestenfalls noch mit einem Gerbgang zum Schälen des Dinkels ausgestattet. Es wird vermutet, die obere Mühle sei die älteste<sup>3</sup>, wofür sicher ihre Ortsnähe spräche. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war allerdings nur noch die ortsf fernere, unterhalb des Klingenbrunnens errichtete untere Mühle in Betrieb. 1391 sind noch zwei Müller vorhanden, die um ein „nachgelt“ von ihrer Herrschaft geschätzt wurden<sup>4</sup>.

Auch alles Brot wurde von den Kornwestheimern schon im Mittelalter nicht mehr selber gebacken. Die Vögtin von Schlettstadt hatte 1391 dem Grafen von Württemberg ebenfalls zwei „offen huser“, d. h. zwei Backhäuser, verkauft<sup>5</sup>, in denen die Dorfbewohner ihr Brot abbacken ließen. Selbstverständlich erhielt jene Kornwestheimer Bauernfamilie, die die Bedienung des Backofens besorgte und für diesen der Herrschaft zinst, den bekannten Namen „Brodbeck“<sup>6</sup>.

Daß Kornwestheim seine eigenen Hufschmiede hatte, die ebenfalls die Pflugeisen schärften, wird erst aus den Quellen des 15. Jahrhunderts ersichtlich. Da aber im Dorf nicht wenig Pferde gehalten wurden, war schon vom Mittelalter an für zwei Schmiede und deren Gesellen reichlich zu tun. Beide waren für lange Zeit neben dem Müller die am besten verdienenden Handwerker des Dorfes, was sie freilich nicht hinderte, häufig miteinander im Streit zu leben. Auch für zwei Wagner und einen Sattler gab es das ganze Jahr über genug zu schaffen, zumal alle größeren Kornwestheimer Bauern einen Fuhrbetrieb unterhielten und auf gute Wagen und einwandfreies Pferdegeschirr besonderen Wert legten.

Von den Bauhandwerkern ist uns zuerst ein Zimmermann (1422) bezeugt. Es ist möglich, daß es auch schon einen Maurer gab, und vor allem kam man nicht ohne den Schreiner aus. Am zahlreichsten waren

---

<sup>2</sup> Spitallagerbuch Nr. 1, StA Eßlingen.

<sup>3</sup> Vgl. Chr. Nicol Baron de Merx, Die Hof- und Eigenmarken, Berufszeichen und Wappen im alten Kornwestheim nebst Kornwestheimer Hofgeschichten, Markgröningen 1948, Manuskript.

<sup>4</sup> Württ. Regesten, Nr. 7842 u. 7843.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Württ. Reg., Nr. 7843 u. Eßling. Urkundenbuch, II, S. 405 (1405), Gebrüder Hans und Kunz Brotbeck.

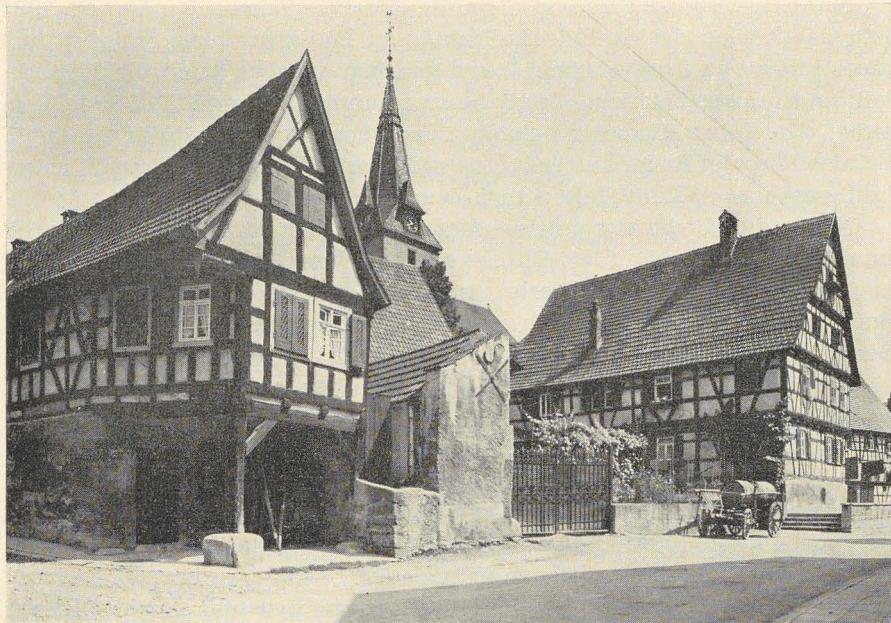


Abb. 2. Alte Schmiede.

neben den Lebensmittelhandwerkern, den Bäckern und Metzgern, stets die Schuster und Schneider. Der erste Vertreter des Schuhmacherhandwerks wird 1356 genannt<sup>7</sup>. Seit Ende des 15. Jahrhunderts gab es für drei bis vier Schuhmacher genügend Arbeit und Brot, da neben der Flickerei auch die Neufertigung von Schuhen einiges einbrachte. Wie sehr der Schuhmacher damals im Ansehen stand, beweist uns der Kornwestheimer Schuhmacher Klein-Hans (Minner), der im Jahre 1474 als Dorfrichter fungierte und im Jahr darauf sogar das Schultheißenamt übernahm<sup>8</sup>. Sein Sohn, der einer schönen Witwe im Walde nachgestellt und sie dort vergewaltigt hatte, machte freilich dem Namen seines Vaters wenig Ehre<sup>9</sup>. Schuster und Schneider waren Jahrhunderte hindurch gleich zahlreich vorhanden. 1481 erfahren wir von einem Schnider Hansen und der Barbara Schniderin<sup>10</sup>, was aber nicht unbedingt bedeuten muß, daß wir in jener Barbara die älteste nachweisbare Vertreterin des Kornwestheimer „Damenschneiderhandwerks“ vor uns haben.

Nicht ganz so gut wie die Bäcker verdienten zu damaliger Zeit die Metzger, deren es zu Beginn des 16. Jahrhunderts vier oder fünf gab. Hausschlachtungen und ein nicht unbedeutender Viehhandel sicherten ihnen zwar zusätzliche Einnahmen.

<sup>7</sup> h(einricus) sutor. A 461/67, Nr. 297.

<sup>8</sup> Spitallagerbuch Nr. 28, StA Eßlingen; A 539, Nr. 65, HStA Stuttgart.

<sup>9</sup> Gerichtsbuch von Cannstatt, StA Stuttgart.

<sup>10</sup> A 474, Nr. 1153, HStA Stuttgart.



Nicht zu vergessen ist vor allem die Kornwestheimer B a d e r e i. 1394 ließ der Kaplan der St.-Erhards-Pfründe zu Eßlingen einem Heinrich Fuß eine Hofstatt zu Kornwestheim<sup>11</sup> und gab ihm offenbar damit die Möglichkeit, in Kornwestheim eine Badstube zu errichten. Im Jahre 1419 bildete sie sicher schon eine allgemein bekannte und gern frequentierte Einrichtung<sup>12</sup>. Seitdem war der Bader aus dem Orte nicht mehr hinwegzudenken. Wiederholt wird er in spätmittelalterlichen Zeugnissen genannt<sup>13</sup>.

Neben der Kirche war gewissermaßen die Badstube zu einer Art Mittelpunkt des Dorfes geworden. Dort wurden nicht nur Haare „balbiert“, Blutegel angesetzt und mit mancherlei erschreckendem Eisenzeug Zähne gezogen und Adern geschöpft, sondern man konnte zumindest in den städtischen Badstuben auch mannigfaltig erfrischende Bäder nehmen, wobei die Vorzüge weiblicher Bedienung die männliche Zufriedenheit wohl noch förderte. Freilich wird es in Kornwestheim nicht so gewesen sein. Doch daran war vielleicht mehr die Kleinheit des Ortes als die strenge Sittlichkeit der Bewohner „schuld“. Daß schon damals manches nicht so war, wie es eigentlich sein sollte, davon zeugen einige frühe Sittenprozesse wie auch die Namen der unehelichen Mütter, die stets in Spiegelschrift in das spätere evangelische Kirchenbuch eingetragen wurden.

Als zu Beginn der Neuzeit die mittelalterliche Badstube mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutung einbüßte, entwickelte sich allmählich die S c h a n k w i r t s c h a f t zum neuen Zentrum dörflicher Geselligkeit. Seit dem 16. Jahrhundert vermochte ein halbes Dutzend Schankwirte in Kornwestheim ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Auch schien das Herbergsgeschäft recht vielversprechend gewesen zu sein, wenn man bedenkt, daß sich wohl seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert für Durchreisende und Marktbesucher in zwei Herbergen Übernachtungsmöglichkeiten anboten.

Indem in Kornwestheim schon seit dem späten Mittelalter regelmäßig ein K o r n - u n d V i e h m a r k t abgehalten wurde, erhielt das gesamte wirtschaftliche Leben des Dorfes einen nachhaltigen Auftrieb. Ein Kornwestheimer Marktprivileg ist nicht überliefert, aber schon die Tatsache, daß Kornwestheim nachweislich im 16. Jahrhundert offiziell die Bezeichnung „Marktflecken“ führte, deutet darauf hin, daß der Markt keineswegs eine illegitime Einrichtung war. Die Einrichtung von Getreidemärkten war Ende des 15. Jahrhunderts vom Landesherrn ausdrücklich begrüßt und gefördert worden<sup>14</sup>. Der Kornwestheimer Markt dürfte aber etwas älter sein und

---

<sup>11</sup> Eßlingen. Urkundenbuch, II, S. 348.

<sup>12</sup> Stuttgarter Urkundenbuch, S. 108.

<sup>13</sup> Hans Bader (1474), Hans Fuß, Bader (1555 u. 1559).

<sup>14</sup> In der ersten württembergischen Landesordnung von 1495 heißt es, daß es an vielen Orten an Kornmärkten mangle und daher die Amtleute Wochenmärkte an geeigneten Orten einrichten sollen. A. L. Reyscher, Vollständige historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Tübingen 1828-51, Bd. 12, Nr. 4.

könnte infolge seines guten Gedeihens entsprechenden landesherrlichen Maßnahmen eher als Vorbild gedient haben. Die Erwähnung des Marktes geschieht zuerst im Cannstatter Lagerbuch von 1473/74<sup>15</sup> aus Anlaß der Aufzählung der Häuser, welche an den Marktplatz grenzten, der jedoch außerhalb des frühmittelalterlichen Siedlungskerns lag. Offenbar gehörte er zur „Vorstadt“, die sich an die Altsiedlung anschloß.

Der Markt förderte überdies das Kornwestheimer Schank- und Herbergsgewerbe. Die über 5000 Liter Wein, die Jahr für Jahr in Kornwestheim ausgeschenkt wurden, löschten gewiß an den Markttagen den größten Durst. Auch für die verschiedenen anderen Handwerker des Dorfes bedeutete der Markt eine gewisse Belebung ihres Geschäftes. Dennoch besaß das Kornwestheimer Dorfhandwerk lediglich lokale Bedeutung und sah seine eigentliche Aufgabe darin, den örtlichen Bedarf an den notwendigsten gewerblichen Erzeugnissen zu decken. Das galt nicht minder von der Weberei und Spinnerei, die noch bis in die Neuzeit hinein meist in den Wintermonaten betrieben wurden.

Nicht das Gewerbe, sondern die Landwirtschaft verschafften Kornwestheim Ansehen und Namen. Lediglich der Feldbau lieferte so reiche Überschüsse, daß sich Kornwestheim für die nahe und weite Umgebung zum Zentrum des Getreidehandels entwickelte. Mangelte es in Eßlingen oder Stuttgart an Getreide, so kamen die Kaufleute und Bäcker zu allererst nach Kornwestheim, in der Hoffnung, hier Getreide zu bekommen, und meist wurden sie in ihrer Hoffnung nicht getäuscht. Kaum ein württembergisches Dorf besaß im späten Mittelalter so zahlreiche leistungsstarke Landwirtschaftsbetriebe wie Kornwestheim. Von den grundherrlich gebundenen Höfen und Lehen waren zwei über 200 Morgen groß; der Umfang von je vier Betrieben lag zwischen 150 und 200 bzw. 100 und 150 Morgen. Auch die elf Wirtschaften zwischen 50 und 100 Morgen stellten im allgemeinen recht gesunde Familienbetriebe dar. Überschüsse lieferten auch die sieben Wirtschaften zwischen 25 und 50 Morgen, während die acht Lehen bis zu 25 Morgen nicht viel mehr als den Eigenbedarf erzeugten.

Freilich hatten die Krisenzeiten des 14. und 15. Jahrhunderts auch dem Kornwestheimer Bauern einiges zu schaffen gemacht und zum Ruin so mancher einst wohlhabenden Bauernfamilie geführt. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verschwand die Familie Holzapfel aus dem Dorfe, nachdem sie bereits 1391 mit einer kaum mehr zu tilgenden Schuld von über 146 Pfund Hellern belastet war<sup>16</sup>. Auch die Familie Knoll wurde offenbar vom Strudel wirtschaftlichen Ruins erfaßt, obwohl sie im 14. Jahrhundert noch die reichste Familie des Dorfes war und ihr die ertragreichsten und größten Herrenhöfe zur Bewirtschaftung anvertraut worden waren. Nicht anders erging es den Kundigmanns, Öttingers und wie sonst die bedeutenden Maierfamilien des 14. Jahrhunderts alle hießen. Das Eßlin-

<sup>15</sup> HStA Stuttgart.

<sup>16</sup> Wie Anm. 4.

ger Spitallagerbuch von 1304 erwähnt erstmals einige Kornwestheimer Hofmaier, nennt einen Henricus villicus, einen Arnoldus villicus, einen Conradus villicus usw. Doch das Maierrecht, das einem Pachtverhältnis glich, überdauerte nicht die Agrarkrise des 15. Jahrhunderts und mußte besseren bäuerlichen Besitzrechten Platz machen. Schließlich kam die Einführung des Träger-Systems vor 1500 in ihren Auswirkungen einer Bodenreform gleich, da nunmehr jeder einst geschlossene Herrenhof unter eine beliebige Anzahl selbstwirtschaftender Bauern aufgeteilt werden konnte. Der „Träger“ verbürgte sich und sorgte für die ordnungsgemäße Ablieferung der Gülten an die betreffenden Grundherren.

Obwohl ein Drittel der Ackerfläche infolge der damals betriebenen zellengebundenen Dreifelderwirtschaft<sup>17</sup> Jahr für Jahr brach lag, war die Menge des jährlich in Kornwestheim geernteten Getreides beträchtlich. Nach dem Steuerkataster von 1525<sup>18</sup> beliefen sich die Einnahmen des Klosters Bebenhausen in Kornwestheim auf jährlich 1500 Scheffel Frucht. Davon entfielen rund 110 Scheffel auf Naturalgefälle, die die Klostergüter jährlich abzuliefern hatten, während 1390 Scheffel als Zehnt anfielen. Die durchschnittliche Zehntleistung Kornwestheims entsprach einer jährlichen Getreideernte von rund 14 000 Scheffeln, die, in modernen Maßeinheiten ausgedrückt, grob gerechnet 25 000 Zentner Getreide ausmachen würden. Aus bäuerlichen Ertragsberechnungen dieser Zeit wissen wir, daß durchschnittlich ein knappes Drittel des Bruttofeldertrages zum Verkauf auf dem Markt zur Verfügung stand<sup>19</sup>. So ist durchaus denkbar, daß Kornwestheims Landwirtschaft im späten Mittelalter nach guten Erntejahren an 8000 Zentner Getreide auf dem Markt zum Verkauf anbot. Häufige Mißernten machten allerdings oft einen Strich durch die Rechnung, was dennoch nicht ausschloß, daß Kornwestheim immer noch mehr Getreide erzeugte als viele Dörfer der Umgebung. Schließlich erhielt das Dorf Westheim gerade wegen seines Kornreichtums Mitte des 15. Jahrhunderts die von den anderen zahlreichen Dörfern gleichen Namens unterscheidende Vorsilbe „Korn“, um fortan im allgemeinen Sprachgebrauch „Kornwestheim“ zu heißen.

Schon im 14. Jahrhundert machte sich das Bedürfnis bemerkbar, unser Westheim von den anderen Orten gleichen Namens zu unterscheiden. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde daher verschiedentlich von Schwaben-Westheim gesprochen. Die Bebenhäuser Mönche nannten es 1417 Westheim im Glemsgau. Endlich im Jahre 1472 taucht erstmals in einer schriftlichen Quelle württembergischer Provenienz der Name „Kornwestheim“ auf, um sich fortan allgemein durchzusetzen<sup>20</sup>. Zwei Jahre danach begegnet uns der Name „Kornwesten“ im Lagerbuch des Katharinen-Spitals

<sup>17</sup> Vgl. W. Müller, Die Feldbewirtschaftung in alter Zeit, in: Hie gut Württemberg, 4. Jg., S. 63.

<sup>18</sup> A 54, St. Nr. 30, HStA Stuttgart.

<sup>19</sup> Vgl. W. A. Boelcke, Bäuerlicher Wohlstand in Württemberg Ende des 16. Jahrhunderts, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 176, 1964, S. 263.

<sup>20</sup> Württ. Regesten, Nr. 2148.

zu Eßlingen<sup>21</sup>. Als im Jahre 1478 das Kloster Bebenhausen eine Urkunde über den Kornwestheimer Zehnten aufsetzte, wird ebenfalls von „Westhain, genannt Kornwestheim“ gesprochen<sup>22</sup>. Da jedoch in den gräflich württembergischen Registern des ausgehenden 15. Jahrhunderts weiterhin die mundartliche Namensform „Westhain“ gebraucht wurde, möchte man meinen, daß der Ortsname „Kornwestheim“ in Eßlingen aufkam und in die dortige Kanzleisprache zuerst Eingang fand.

Die anderen Zweige der Landwirtschaft traten gegenüber dem Getreidebau merklich in den Hintergrund. Der Mangel an Wiesen und Weiden zwang zur Einschränkung der Rinderhaltung. Durch Gemeindeordnung war festgesetzt worden, daß nicht mehr als 160 Stück Rindvieh im ganzen Dorf gehalten werden durften, die gerade den Eigenbedarf an Milch und Butter deckten<sup>23</sup>. Einige Überschüsse warf vielleicht die Schweinemast ab. Auch der Geflügelhaltung kam einige Bedeutung zu, wenn man berücksichtigt, daß das ganze Dorf um 1340 insgesamt 83 Hühner und 4 Gänse und im Jahre 1473 zusammen 100 Sommer- und Fastnachtshühner sowie 6 Gänse der Herrschaft Württemberg jährlich zu liefern hatte. Außer den Leibeigenen, die jährlich ihrer Leibherrschaft eine sog. Leibhenne reichen mußten, war jeder Besitzer einer Herdstätte verpflichtet, der Herrschaft Württemberg jedes Jahr zu Martini eine Rauchhenne zu zinsen. Die Zahl der in jedem Jahre abgelieferten Rauchhennen gibt daher Aufschluß über die Anzahl der im Dorf vorhandenen Haushalte.

Obwohl das Gebiet um Kornwestheim nie zu den bevorzugten Weinbau-gegenden Württembergs zählte, unterließen es dennoch nicht die Bewohner, auf dem Aldinger Berg im Südosten der Markung ihren Wein selbst zu ziehen. Die Existenz von Weingärten verrät uns erstmals das württembergische Urbar aus der Zeit um 1340<sup>24</sup>. Daß Kornwestheim auch eine eigene Kelter besaß, erfahren wir aus einer Urkunde von 1419<sup>25</sup>. Sie befand sich in der Nähe des Kirchhofs. Wenn man vom Zehntertrag ausgeht, scheinen die Kornwestheimer im 15./16. Jahrhundert in guten Jahren an die 60 000 Liter Wein auf ihren eigenen Weinbergen geerntet zu haben. In den Kellern der Bauern lagerten Fässer mit rotem und weißem Wein und einem nach eigenen Rezepten hergestellten Mischwein („Mischling“).

Das späte Mittelalter war freilich für Kornwestheim nicht eine Zeit gradlinigen Aufstieges. Über ein Jahrhundert blieb die Einwohnerzahl nahezu konstant; Krisenzeiten und Seuchendurchzüge rafften immer wieder den natürlichen Bevölkerungszuwachs hinweg, eine Zuwanderung blieb nahezu aus. Um 1474 zählte Kornwestheim rund 50 Häuser und Herdstätten und hatte sich somit gegenüber dem 14. Jahrhundert kaum vergrößert. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte es jedoch den An-

<sup>21</sup> Spitallagerbuch Nr. 28, StA Eßlingen.

<sup>22</sup> Württ. Regesten, Nr. 12574.

<sup>23</sup> A 335, Cannstatt, Büschel 3, HStA Stuttgart.

<sup>24</sup> Müller, Altwürtt. Urbare, S. 131.

<sup>25</sup> Stuttgarter Urkundenbuch, S. 108.

schein, als seien nun die schwersten Zeiten überwunden. Die Bevölkerungsentwicklung zeigte wieder einen leichten Auftrieb. Im Steuerkataster von 1525<sup>25a</sup> wurden 58 Häuser und Herdstätten in Anschlag gebracht. Von drei Personen wurde gesagt, daß sie kein Haus besäßen und von zehn, daß sie völlig mittellos daständen. Der im Bauernkriegsjahr angelegte Steuerkataster wies überhaupt so niedrige Vermögen nach, daß man fast meinen könnte, den Kornwestheimern ging es damals noch schlechter als im 15. Jahrhundert. Doch die rasche Aufwärtsentwicklung des Dorfes, die sogleich nach dem Bauernkrieg erkennbar wird, macht die Angaben des Katasters nicht gerade glaubwürdig. Im Jahre 1525 zählte Kornwestheim 71 Bürger, nach der ältesten überlieferten Bürgerliste von 1555<sup>26</sup> waren es 88 und die amtliche Bürgerzählung von 1598<sup>27</sup> nannte 103 Bürger und Einwohner. Die Einwohnerzahl (einschl. Frauen, Kinder und Dienstboten) stieg in diesem Zeitraum von etwa 400 auf 620. Das gesamte Steuervermögen des Dorfes war jedoch noch viel stärker, von 4372 auf rund 100 000 Gulden gewachsen<sup>28</sup>.

Wenn auch Kornwestheim das ganze Mittelalter hindurch als das wohlhabendste Dorf um Stuttgart galt, so machte es wenigstens nach außen hin nicht gerade den Eindruck von Wohlhabenheit oder gar Reichtum. Selbst die größeren Bauern lebten hier wie in den Nachbardörfern, obwohl sie mehr Golddukaten als ihre ärmeren Nachbarn im Beutel trugen. Auch die rege Bautätigkeit, die mit der Bevölkerungsvermehrung des 16. Jahrhunderts einherging und ein ganzes Seldner-Viertel entstehen ließ, machte das Ortsbild nicht ansehnlicher. **Stein- und Ziegelbauten** bildeten die **seltene Ausnahme**. Falls solche vorhanden waren, wurden sie in der schriftlichen Überlieferung ausdrücklich genannt. So standen schon 1391 auf dem Hof der „Frauen von Weiler“, auf dem späteren Mäules-Hof „zway ziegel huser“<sup>29</sup>. In den Lagerbüchern werden nur ganz vereinzelt „Steinhäuser“ erwähnt. Offenbar bestimmte das Fachwerkhaus mit Strohdach die dörfliche Bauweise. Etwas abseits von den älteren ansehnlichen Gehöften waren überdies – wie in allen württembergischen Dörfern – die sogenannten „gestelzten Einhäuser“ errichtet worden, in denen sich Wohnung, Stall und Scheuer unter einem Dach befanden. Es waren die Behausungen der Dorftagelöhner, der sog. Seldner, also der Zwergbauern, die auf Nebenerwerb angewiesen waren, aber auch der Dorfhandwerker, die nebenbei eine kleine Ackerwirtschaft zu betreiben pflegten.

Mißbilligend stellte der Cannstatter Vogt nach einer Besichtigung Kornwestheims in einem Beschwerdeschreiben an den Herzog vom 20. Mai 1566 fest, daß in Kornwestheim, „in einem furnemen Flecken sollicher Heuser mit

<sup>25a</sup> Anm. 18.

<sup>26</sup> StA Kornwestheim.

<sup>27</sup> A 4, Büschel 5, HStA Stuttgart.

<sup>28</sup> Vgl. W. A. Boelcke, Zur Entwicklung des bäuerlichen Kreditwesens in Württemberg vom späten Mittelalter bis Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 176, S. 344 u. a.

<sup>29</sup> Wie Anm. 4.

Stro gedeckt“ zu viel seien<sup>30</sup>. Seine Beschwerde drang nicht durch. Mit Erfolg wußten sich die Kornwestheimer damals den baupolizeilichen Einwänden der Oberbehörde zu widersetzen. Der Vogt war zu weit gegangen, als er an einem Gerichtstag unter Androhung von zehn Gulden Strafe gebot, alle Kornwestheimer Häuser und Scheuern seien innerhalb von zwei Monaten mit Ziegeln zu bedecken.

## 2. Gemeindeverfassung und kirchliche Verhältnisse

Die ländliche Gemeindeverfassung reicht zwar in einzelnen Anfängen bis ins frühe Mittelalter zurück, wird aber für Kornwestheim erst vom 14. Jahrhundert an greifbar und überdies in nur recht vagen Umrissen, obwohl sie zu jener Zeit bereits voll ausgebildet war. An der Spitze des Dorfes stand der scultetus, der S c h u l t h e i ß, der erstmals in einer Urkunde von 1340 bezeugt wird<sup>31</sup>. Doch von nun an läßt sich die Reihenfolge der Kornwestheimer Schultheißen ihrem Namen nach bis in neueste Zeit beinahe lückenlos verfolgen.

Wesentlich schwieriger ist es, sich ein genaues Bild von den Funktionen des Schultheißen zu machen. Im allgemeinen wird er charakterisiert durch seine Doppelfunktion als Vertrauensmann der Herrschaft und zugleich Repräsentant der Dorfgemeinde. Bei seiner Bestallung hatte zwar die württembergische Dorf- und Landesherrschaft ein Wort mitgeredet, doch geschah seine Ernennung oder Wahl stets in Gegenwart der Gemeinde und oftmals auf Lebenszeit. So amtierte beispielsweise der Schultheiß Bertold Schefler wahrscheinlich über vier Jahrzehnte<sup>32</sup>. Nicht minder lange waltete im 16. Jahrhundert der Schultheiß Philipp Hannemann seines Amtes, aus dessen Familie übrigens verschiedene Kornwestheimer Schultheißen stammten<sup>33</sup>.

Sicher führte der Schultheiß den V o r s i t z i m D o r f g e r i c h t, obwohl ihm noch bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Untervogt zur Seite stand bzw. von der Herrschaft übergeordnet war. Zwischen 1350 und 1356 wird ein scultetus Cunradus genannt<sup>34</sup> und gleichzeitig „Hainricus der vogt“ erwähnt. Kurz darauf übernahm ein „Kleinkonrat“ das Schultheißenamt, wurde aber zugleich als Vogt bezeichnet. In einer Urkunde von 1365 heißt es: Conradus dictus Kleinkonrat advocatus ac etiam schulth. et scabini ville in Westhain“<sup>35</sup>. Offensichtlich waren Vogtei und Schultheißenamt erstmals personell vereint, was schließlich zum Verschwinden der Untervogtei

<sup>30</sup> A 335, Cannstatt, Büschel 3, HStA Stuttgart.

<sup>31</sup> EBlinger Urkundenbuch, I, S. 347. Arnold des Schultheißen sel. Sohn von Kornwestheim.

<sup>32</sup> 1402–1440 bezeugt.

<sup>33</sup> So Hans Hannemann (1474).

<sup>34</sup> Spitallagerbuch Nr. 3 (1350), StA EBlingen u. A 461/67, Nr. 297, HStA Stuttgart.

<sup>35</sup> A 474, Nr. 1139, HStA Stuttgart.

fürhte, da sie sich seitdem nicht mehr nachweisen läßt. Eine Urkunde von 1374 nennt als Zeugen Cunrat Wilde, Schultheiß zu Westheim, Hanncz Wegener, Richter zu Westheim, Hans Knoll ebenfalls Richter<sup>36</sup>. Von scabini, von Schöffen, ist nun bezeichnenderweise nicht mehr die Rede, dagegen erfahren wir von der Existenz zweier Dorfrichter. Die Richter, wahrscheinlich insgesamt sechs, hatten die Schöffen oder Geschworenen ersetzt.

Überwachende und kontrollierende Aufgaben mancherlei Art, verbunden vielfach mit richterlichen und sonstigen polizeilichen Befugnissen, übte ferner ein weiteres Kollegium aus, das nach der Zahl der Mitwirkenden benannt wurde. Dieses bestand neben dem Dorfgericht und war reines Gemeindeorgan. Das Spitallagerbuch von 1474 erwähnte neben dem Richter und Schuhmacher „Clain Hanß“ einen Joß Knoll, von dem gesagt wurde, er sei „sächsser, einer von der Gemainde“. Im Gegensatz zu anderen Dörfern, in denen sich das *Gemeindekollegium*, der „*Gemeinderat*“, aus nur vier Vertretern zusammensetzte, waren es in Kornwestheim offensichtlich sechs.

Kornwestheim hatte sich somit schon im Mittelalter zu einer Gemeinde im rechtlichen Sinne entwickelt. Die Tatsache, daß in den mittelalterlichen Urkunden außer von Schultheiß, Vogt und Gericht auch ausdrücklich von der Gemeinde gesprochen wird, unterstreicht den Prozeß der Gemeindebildung. In einer der letzten lateinisch abgefaßten Urkunden heißt es beispielsweise: „scultetus totaque communitas ville Westen dicte Kornwesten“<sup>37</sup>.

Aus dem Gemeindeausschuß, der sich hinter dem sechsköpfigen Gemeindekollegium verbarg, entstand dann im 16. Jahrhundert, den städtischen Verhältnissen nachgebildet, der sog. *Rat*. Für ihn war schließlich auf Gemeindegeldern eine besondere Tagungsstätte errichtet worden, das „*Rathaus*“. Dort residierte ebenfalls der Schultheiß und tagte das Dorfgericht. Mitte des 16. Jahrhunderts wird erstmals das Kornwestheimer „*rathaus*“ in den schriftlichen Zeugnissen genannt<sup>38</sup>, doch ist nicht ausgeschlossen, daß es wesentlich älter ist als seine schriftliche Ersterwähnung. Von der vollen Rechtsfähigkeit der Gemeinde zeugten schließlich die mannigfaltigen Rechtsgeschäfte, die sie tätigte. So wurde beispielsweise Getreide auf Gemeindegeldern oder meist gegen Darlehen aufgekauft, um es zu speichern und in Notjahren an die Armen zu verteilen. Wem die Gläubiger bereits die Schlinge um den Hals legten, der durfte damals nicht selten hoffen, daß ihm die Gemeinde in letzter Minute aus der Verlegenheit half.

Der Schultheiß, dem man mit Ehrerbietung zu begegnen hatte, wurde für seine mannigfaltigen Aufgaben sowohl von der Gemeinde als auch von der Herrschaft honoriert. Doch zum standesgemäßen Unterhalt einer Familie reichten seine bescheidenen Einkünfte keineswegs aus. So bekam er im 15./16. Jahrhundert von der Herrschaft Württemberg von jedem Pfund des von

---

<sup>36</sup> Württ. Regesten, Nr. 7841. Ebenso 1402 Schultheiß u. zwei Richter.

<sup>37</sup> A 474, Nr. 1153 (1481), HStA Stuttgart.

<sup>38</sup> Kornwestheimer Gerichts-(Urteil-)Buch 1556–1628, StA Kornwestheim.

ihm einkassierten Umgelds, der Getränkesteuer, einen Schilling, und außerdem sollten 200 Pfund (Heller) seines Vermögens unbesteuert bleiben. Heutzutage gäbe es sicherlich keine Bürgermeister mehr, wenn deren hauptsächlichste Entschädigung in einem Steuerfreibetrag bestände.

Die **R e c h t s f ä h i g k e i t** der mittelalterlichen Gemeinde ging niemals soweit, daß sie aus eigener Machtvollkommenheit Strafgerichtsbarkeit ausüben konnte. In allen Kornwestheim betreffenden Lagerbüchern wurde immer wieder betont, daß „der stab“ (Gerichtsstab), Zwing, Bann, alle Gewalt und das Gericht einzig und allein der Herrschaft Württemberg gehören. Nur in Vertretung des württembergischen Amtsvogtes durfte der Schultheiß in Strafdelikten Recht erkennen. Über Verbrechen (schwere Frevel) hatte allerdings nicht das Dorfgericht zu befinden, sondern allein das Vogtgericht bzw. seit dem 15. Jahrhundert das Gericht der zuständigen Amtsstadt Cannstatt<sup>39</sup>. In Kornwestheim selbst wurde lediglich über sogenannte **B a g a t e l l s a c h e n** verhandelt und geurteilt<sup>40</sup>, wobei allerdings die vereinbarten Strafgeelder überwiegend der Herrschaft zuflossen. Lediglich die Rechtsgeschäfte der freiwilligen bürgerlichen Gerichtsbarkeit waren Sache des Schultheißengerichts. Auf die Besonderheiten des seit dem 16. Jahrhundert nachweisbaren sog. Untergang-Gerichts, das sich mit Grenz- und Marksetzungsstreitigkeiten zu befassen hatte, wie des Inventur- und Waisen-Gerichts sei hier nur am Rande verwiesen.

In älterer Zeit stand das Dorf mit seinen Einrichtungen unter der unmittelbaren **A u f s i c h t u n d G e w a l t** des **G l e m s g a u g r a f e n** und seiner Beamten. Nachdem im 14. Jahrhundert der Glemsgau der Herrschaft Württemberg einverleibt worden war, schob sich die Ämterverfassung mit ihren Mittelbehörden zwischen Dorf und gräfliche Oberbehörden. Im 14. Jahrhundert bildete Kornwestheim mit Möglingen, Eglöshausen, Pflugfelden und einigen anderen benachbarten Ortschaften das Amt Asperg. Vom 15. bis 18. Jahrhundert unterstand Kornwestheim dem **A m t e C a n n s t a t t** und seinem **V o g t** bzw. **A m t m a n n**.

Die Entwicklung der **k i r c h l i c h e n V e r h ä l t n i s s e**, die hier ebenfalls zu betrachten sind, verlief während des Mittelalters nicht selten unabhängig und unbeeinflusst vom weltlichen Geschehen. Zu drei Vierteln hatte im 14. Jahrhundert das Zisterzienser-Kloster **B e b e n h a u s e n** das Kirchenpatronat und den großen Zehnten inne. Vom kleinen Zehnten kamen drei Viertel der Kirche (capella) zugute<sup>41</sup>. Das restliche Viertel des kleinen Zehnten, ebensoviel des Mesner-Zehnten sowie „daz viertayl“ des großen (Laien-) Zehnten vereinnahmte die Herrschaft Württemberg<sup>42</sup>. Dem **P f a r r e r** als **rector ecclesie** verblieben genug Einkünfte aus mehreren **P f r ü n d e n**, die von einem Vikar verwaltet wurden, dem seinerseits der Pfarrin-

<sup>39</sup> Urphedbuch von Cannstatt 1484–1584 u. Cannstatter Gerichtsprotokoll 1532–1549, StA Stuttgart.

<sup>40</sup> Wie Anm. 38.

<sup>41</sup> A 461/67, Nr. 297, HStA Stuttgart.

<sup>42</sup> Müller, Altwürttembergische Urbare, S. 130.



haber eine feste Pension zahlte. Da ist zuerst das Pfründgut des Kirchenheiligen St. Martin zu nennen, zu dem Grundbesitz gehörte, dem aber in der Hauptsache regelmäßige Gefälle und sonstige Einkünfte (Kirchenstrafen) zuflossen<sup>43</sup>. Nicht unbeachtliche Einnahmen brachte der Widumshof dem Pfarrer ein, und schließlich waren auch die der Marienfründe nicht ohne Bedeutung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Pfarrer noch überdies über einiges Land verfügte. Immerhin wird berichtet, daß der „pfaf von Westhain“ um 1340 anderthalb Morgen Weingarten in Neckarrems bewirtschaftete<sup>44</sup>.



Abb. 3. Der Widumshof.

Wenn auch von den verschiedenen Einnahmen der Kirche allerlei sachliche Ausgaben – ganz abgesehen von der baulichen Erhaltung der Kirche – zu bestreiten waren, so war dennoch der Kornwestheimer Pfarrer materiell nicht schlecht gestellt, was sich schon daran zeigte, daß der Besitz der Kornwestheimer Pfarrei recht begehrt war. Das galt nicht minder für die Zeit nach der Reformation<sup>45</sup>. So war es vielleicht nicht ver-

<sup>43</sup> Geistl. Verwaltung Cannstatt, Nr. 738 (1540), HStA Stuttgart. Vgl. auch Kerner, Beschreibung des Herzoglich Württembergischen Marktfleckens Kornwestheim, Ludwigsburg 1787, Manuskript, S. 126 b–132 b.

<sup>44</sup> Müller, Altwürttembergische Urbare, S. 199.

<sup>45</sup> Nach 1800 belief sich die Jahreseinnahme der Kornwestheimer Pfarrei auf über 1500 Gulden jährlich. Sie war damit die reichste im gesamten Dekanat Ludwigsburg. Die meisten Pfarren verfügten nicht einmal über die Hälfte ihrer Einnahmen. C. L. Neubert, Pfarrbuch oder die Pfarreien Württembergs, Ulm 1820, S. 17.

wunderlich, daß in Kornwestheim mancher bedeutende Mann der Kirche wirkte oder zu Beginn seiner Laufbahn tätig war. 1347 wird Magister Werner von Horwe (Horb) genannt<sup>46</sup>, der als Domvikar 1381 in Speyer verstarb.

Das 1365 vom Vogt und Schultheißen Klein-Konrat sowie von den Kornwestheimer Schöffen dem Marienaltar gewidmete Hofgut von rund 100 Morgen<sup>47</sup> kam allein der Fr ü h m e s s e zugute und wurde vom Fr ü h m e s s e n e r genutzt, der übrigens in den spätmittelalterlichen Urkunden wiederholt als wichtiger Urkundenzeuge entgegtritt<sup>48</sup>. Von der später erfolgten Inkorporation der Pfarrei in das Kloster Bebenhausen wurde das Frühmeßgut übrigens nicht betroffen.

Das Patronat, auch Kirchensatz genannt, das aus dem Präsentationsrecht für eine Pfründe bestand und zum Bezug einer Jahresabgabe aus deren Einkünften berechnete, bildete für Bebenhausen lediglich die Vorstufe zur Inkorporation der gesamten Kirche. Freilich unterlag eine solche der Genehmigung des Bischofs bzw. des Papstes, doch bediente man sich zuweilen auch unlauterer Mittel, um sie bei höchster Stelle durchzusetzen. Dagegen erwiesen sich gewöhnlich die betreffenden Pfarrer als machtlos, auch wenn sie häufig die Inkorporation anzufechten suchten. Meist jedoch sanken sie zu schlecht besoldeten Vikaren des Klosters herab, während alle darüber hinausgehenden Einkünfte der Pfarrei in die Klosterkasse wanderten.

Kornwestheim war vor Pflugfelden<sup>49</sup> die letzte Pfarrei, die sich das Kloster Bebenhausen einverleibte. Die Inkorporation wurde im Jahre 1402 vollzogen, gleichzeitig mit den Pfarrkirchen zu Altdorf und Kirchentellinsfurt. Als Begründung wurde geltend gemacht, die Einkünfte aller drei Kirchen würden zusammen genommen nicht 36 Scheffel Korn im Jahre übersteigen<sup>50</sup>. Mit dieser Rechtfertigung läßt sich allerdings die Tatsache, daß allein der Kornwestheimer Widumshof dem Pfarrer bisher 38½ Scheffel Frucht jährlich zu zinsen hatte, nicht recht in Einklang bringen.

Die Inkorporation konnte nicht verhindert werden, und der Kornwestheimer Pfarrer, bisher wohlhabender rector ecclesiae, wurde zum besoldeten Pfarrverweser, zum vicarius perpetuus. Am 27. Januar 1402 verzichtete Ulrich Bugkenhofer, seit 1401 ständiger Vikar zu Kornwestheim, auf die Pfarrei, worauf der Bebenhäuser Abt von ihr Besitz ergriff<sup>51</sup>. Offenbar hatte das Kloster schon von vornherein die Absicht verfolgt, Bugkenhofer lediglich als Vikar und nicht mehr als Pfarrer zu präsentieren. Dieser schien sich mit der getroffenen Veränderung um so mehr abgefunden zu haben, weil

<sup>46</sup> Württ. Regesten, Nr. 7831.

<sup>47</sup> A 474, Nr. 1139, HStA Stuttgart. Vgl. auch Regesta Episcop. Constant., Nr. 5930 (1365) u. 5935 (1366).

<sup>48</sup> Ebd., Nr. 7709 (1402), Heinrich Renz, Frühmesser zu Kornwestheim. Heinrich Froemesser, Spitallagerbuch Nr. 5 (1402), StA Eßlingen.

<sup>49</sup> Regesta Episcop. Constant., Nr. 7754.

<sup>50</sup> Ebd., Nr. 7709.

<sup>51</sup> Ebd.

ihm die Einkünfte des Widumshofes nach wie vor belassen wurden. Die Festsetzung der Besoldung des Kornwestheimers Vikars (plebanus) erfolgte erst nach Bugkenhofers Tod im Jahr 1416<sup>52</sup>, als ihm Georgius gen. Stolz von Eßlingen im Amte folgte. Im Jahr darauf verlieh sodann erstmals das Kloster Bebenhausen den Widumshof und beanspruchte fortan auch dessen Einkünfte<sup>53</sup>. Die Steuerfreiheit, die das Kloster für einen Kornwestheimer Hof 1418 eintauschte, bezog sich lediglich auf den Kloster- oder Zehnthof<sup>54</sup>; der Widumshof war ohnehin steuerfrei.

Der Anteil der Kirchengemeinde an der Kirchenverwaltung beschränkte sich wohl nur auf die Mitwirkung bei der Wahl des *Mesners*. Dieser hatte dem Pfarrer bei Ausübung seiner Amtspflichten inner- und außerhalb der Kirche behilflich zu sein, war vor allem Zeuge seiner amtlichen Handlungen und zuweilen nebenbei als Schulmeister und Schreiber tätig. Die Bezeichnung *Schulmeister* ist zwar erst für die Zeit nach der Reformation belegt, doch ist nicht anzunehmen, daß in katholischer Zeit überhaupt kein Schul- und Religionsunterricht erteilt wurde. Freilich war dazu wohl weniger der Mesner als der Kaplan der Frühmesse geeignet. Es wäre auch grundsätzlich falsch, sich den mittelalterlichen Bauern und vor allem den Kornwestheimer als gänzlich ungebildeten Analphabeten vorzustellen. Im 15./16. Jahrhundert war es geradezu zur Tradition geworden, daß die reichsten Kornwestheimer Bauern ihre Söhne auf die Landesuniversität Tübingen schickten. 1493 studierten dort zwei Schäffer, 1494 ein Rebstock, 1496 ein Minner, 1517 ein Rauleder, 1518 ein Johannes Hannemann, 1540 wiederum ein Schäffer und 1541 ein Stahel aus Kornwestheim<sup>55</sup>. In den Matrikeln der älteren Universität Heidelberg finden sich allerdings keine Kornwestheimer Bauernsöhne. Dagegen wurden nicht wenige, ob leibeigen oder nicht, in den Priesterstand aufgenommen. So wird 1453 ein „priester Georg Stock von Westheim“ erwähnt<sup>56</sup>, vielleicht ein Sohn oder Enkel des 1402 genannten Kornwestheimer Richters und Bauern Hans Stock.

1453 war endlich dem zielbewußten *Erwerbsstreben* des Klosters *Bebenhausen* ein weiterer Erfolg beschieden. Es tauschte seinen Anteil am großen Zehnten zu Waiblingen, der sich auf jährlich 20 Scheffel Frucht belief, und dazu zwei Pfund fünf Schilling Heller Zins gegen das „mesen ampt zu Westheim“ von Graf Ulrich von Württemberg ein<sup>57</sup>. Der Tausch erwies sich für das Kloster als recht vorteilhaft, beliefen sich doch die Einnahmen des Mesneramtes in gewöhnlichen Jahren auf 40 Scheffel Frucht. Ferner war nun das Kloster berechtigt, das *Mesneramt* zu besetzen,

<sup>52</sup> A 474, Nr. 1145, HStA Stuttgart; u. a. ein Drittel des kleinen Kornwestheimer Zehnten.

<sup>53</sup> A 474, Nr. 1146, HStA Stuttgart.

<sup>54</sup> Württ. Regesten, Nr. 9166.

<sup>55</sup> Die Matrikeln der Universität Tübingen, hrsg. von H. Hermelink, Stuttgart 1906, Bd. I, S. 98, 99, 111 ff.

<sup>56</sup> Regesta Episcop. Constant., Nr. 11 751.

<sup>57</sup> Württ. Regesten, Nr. 14 359.

damit – wie es heißt – „kirch und armen lut“ zu Westheim zum besten versehen würden. Andererseits waren Kornwestheims Einwohner verpflichtet, Garben und Brot dem Mesner zum Unterhalte zu reichen und sollten ihm ferner behilflich sein, „zuo dem Wetter zuo luten“ (läuten).

Mit dem Erwerb des lukrativen Mesneramts war das Kloster Bebenhausen noch nicht am Ziel seiner Bemühungen. Noch befand sich ein Viertel des großen Kornwestheimer Zehnten in württembergischen Händen. Es war für das Kloster nicht leicht, auch dieses Viertel in seinen Besitz zu bringen. Im Jahre 1478 gelang es ihm endlich, gegen beträchtliche eigene Liegenschaften vom Grafen von Württemberg das „viertail an dem zehenden zu Westhain genannt Kornwesthain“ jedoch mit Ausnahme des gezehnten Roggenstrohs einzutauschen<sup>58</sup>. Den Vorteil aus diesem Tausch zog freilich nicht die Kornwestheimer Pfarrkirche, sondern allein das Kloster, das nunmehr die volle Zehntherrschaft über die Parochie Kornwestheim ausübte.

Die Stiftung einer ansehnlichen Pfründe für die neugeschaffene St. Ottilien-Kaplanei im April 1482<sup>59</sup> so unmittelbar an der Schwelle zum Reformationszeitalter wird sicherlich von katholischer Seite anders als von evangelischer gedeutet und beurteilt werden. Man kann in dieser Stiftung ein Zeichen unverminderter, uneingeschränkter Gläubigkeit und enger Verbundenheit mit der alten Kirche sehen, zugleich aber annehmen, daß hiermit bereits die Verhältnisse überspannt wurden und eine Reform über kurz oder lang unvermeidlich war. Der Text der Stiftungsurkunde wie die Tatsache, daß Schultheiß und Gemeinde 30 Morgen Land und sonstige Einkünfte der Pfründe überließen, erwecken freilich nicht den Anschein, als könnte in Kornwestheim bereits „reformatorisches Ketzertum“ Fuß gefaßt haben.

Somit standen seit Ende des 15. Jahrhunderts dem Pfarrer zwei Kaplane zur Seite. Der eine war der Frühmesner des Marienaltars<sup>60</sup>, dem anderen hatte das Kloster Bebenhausen die erst 1482 „zum Heil des Erlösers, der Gottesmutter Maria und der Jungfrau Ottilie“ gestiftete Pfründe verliehen. Die Pflichten eines Kaplans des St.-Ottilien-Altars oblagen um 1500 einem Ulricus Glaser<sup>61</sup>, der wahrscheinlich auch als Schulmeister tätig war. Bezeichnenderweise ist nicht das heute noch erhaltene Frühmeßhaus, sondern das Pfründhaus der St.-Ottilien-Stiftung, das sich an die südliche Kirchhofsmauer anlehnte, als erstes Kornwestheimer Schulhaus nach der Reformation bezeugt.

An der Schaffung der Ottilien-Pfründe besaß sicher der damalige Pfarrer der Kornwestheimer Parochialkirche, Jakob Bömler von Magstadt (plebanus moderni memorate occliesie in Westen), einigen Anteil. Sein Eifer im Sammeln von Kollekten hatte gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß

<sup>58</sup> Württ. Regesten, Nr. 12 574.

<sup>59</sup> A 474, Nr. 1153 u. 1154, HStA Stuttgart. Vgl. auch Geistl. Verwaltung Cannstatt, Nr. 738 (1540), später sog. Gabler-Lehn.

<sup>60</sup> A 474, Nr. 1151 (1481), HStA Stuttgart.

<sup>61</sup> Ebd., Nr. 1156.

Kornwestheim wenige Jahrzehnte nach seinem Tode eine neue Kirche erhielt. Sicher war das Grund genug, sein fast lebensgroßes Grabbildnis an auffallender Stelle an der Südfassade der Kirche anzubringen. Es ist außerdem das älteste Bildnis, das wir von einem Kornwestheimer besitzen und daher um so bedauerlicher, wenn es heute, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, dem völligen Verfall preisgegeben wird.



Abb. 4. Das Grabbildnis Jakob Bömlers.

Als letzter katholischer Pfarrer folgte auf Bömler der Magister Nikolaus Rinker, welcher, mit einem Jahreseinkommen von 60 Pfd. Hellern besoldet, von 1500–1535 seines schweren Amtes waltete<sup>62</sup>. In seine Zeit fiel zunächst der Neubaude der Kirche, die trotz mancher späteren Veränderungen in ihrer spätgotischen Gestalt bis heute erhalten blieb<sup>63</sup>. Als Bauherr trat das Kloster Bebenhausen in Erscheinung, wenn auch das Württemberger neben dem Bebenhäuser Wappen über einem der Eingänge angebracht worden war. Den durch seine originelle Formgebung auffallenden Kirchbau schuf

<sup>62</sup> Vgl. G. Hess, Die Reformation in Kornwestheim, in: Hie gut Württemberg, 1. Jg., S. 20.

<sup>63</sup> Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, 1859, S. 241.

Baumeister H a n s U l m e r (von Landau), welcher schon zuvor seine architektonische Gestaltungskraft am Neubau der Dorfkirchen von Aldingen und Oßweil bewiesen hatte<sup>64</sup>.

Der Kirchbau, mit dem 1516 begonnen wurde, konnte nach achtjähriger Bauzeit, noch im Jahre vor dem Bauernkrieg, beendet werden. In Bebenhausen und vielleicht auch in Kornwestheim hatte man aufgeatmet und



Abb. 5. Die alte Dorfkirche (St.-Martins-Kirche).

<sup>64</sup> H. Koepf, Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben, in: Zeitschr. f. Württ. Landesgeschichte. 1958, S. 56, 66 u. 69 (dort Kirchengrundriß).

fühlte sich erleichtert, als Herzog Ulrich im Jahre 1519 flüchtig außer Landes ging, denn unter habsburgischer Herrschaft konnte eben nicht nur der Kirchbau vollendet werden, sondern wurde vor allem die drohende Reformation aufgehalten. Der Große Bauernkrieg schien spurlos an Kornwestheim vorübergegangen zu sein.

Doch 1534 wechselte die Szene schlagartig, nachdem Herzog Ulrich plötzlich zurückgekehrt war, nunmehr entschlossen, in seinem Lande die Reformation einzuführen. Ende Januar 1535 wurde der Kornwestheimer Pfarrer Nikolaus Rinker, ein aufrechter Mann, der dem Herzog nicht unbekannt war, inhaftiert und tauchte seitdem nie mehr auf. An seine Stelle trat im Mai 1535 ein Johannes Faber aus Frankenbach (bei Heilbronn), in dem wir den ersten evangelischen Pfarrer Kornwestheim vor uns haben. Wie aber die Kornwestheimer den Glaubenswechsel aufnahmen, darüber gibt uns kein Zeugnis Auskunft. Ohne Zweifel begann mit der Reformation ein neues Zeitalter in der Geschichte Kornwestheims. Ob allerdings die Zeitgenossen dieses sogleich als einen radikalen Umbruch empfanden, bleibt fraglich.

# Zur Geschichte der Ludwigsburger Alleen

Von Gislinde G a e s e

Im Jahre 1704 legte Herzog Eberhard Ludwig den Grundstein zum Schloß Ludwigsburg. Die wald- und seenreiche Umgebung war schon im 17. Jahrhundert Jagdgebiet der württembergischen Herzöge. Der Erlachhof diente ihnen als Absteigequartier. Als die Wohngebäude des Hofes für die zahlreichen Jagdgäste nicht mehr ausreichten, ließ Eberhard Ludwig die Erlachhofgebäude abreißen. An ihrer Stelle sollte ein geräumiges, repräsentatives Quartier, ein Jagdschloß, errichtet werden.

Als Eberhard Ludwig im Jahre 1733 starb, war aus dem ursprünglich geplanten kleinen Jagdschloß eine großartige Schloßanlage geworden, die sich im Rechteck um einen Innenhof zog. Im Norden schloß sich der Favorite-Wald mit dem um 1715 erbauten Lustschlößchen Favorita an, im Süden führte vom Neuen Hauptbau eine Treppe in den herzoglichen Lustgarten. Im Westen erweiterte sich die Schloßanlage zu einer im Zwei-Platz-System gebauten Stadt. J. F. Nette (gest. 1714) und der Italiener D. G. Frisoni (er wirkte von 1715 bis 1729 in Ludwigsburg) hatten die Entwürfe geliefert. Unter ihrer Leitung waren Schloß und Stadt entstanden.

In die Schloß- und Stadtanlage waren doppelreihige Alleen eingeplant. Der sogenannte Legersche Plan aus dem Jahre 1726, der vermutlich nach einem Entwurf Frisonis<sup>1</sup> von Leger als Wunschplan ohne Rücksicht auf die Geländeform verfertigt wurde, gibt uns einen Eindruck davon (Abb. 1).

In der Hauptachse der Schloßanlage ist nach Süden hin eine Allee gedacht, die über die Stadtmauer hinaus in die Umgebung führen soll. Sie wird außerhalb der Stadtmauer von einer Querallee durchschnitten. Die Ost-West-Achse, die Schloß- und Stadtkomplex von der südlichen Gartenanlage trennt, wird durch eine Allee betont. Eine weitere Allee begrenzt die Schloßanlage im Osten, während im Westen zur Stadt hin nur eine Baumreihe entlang den Häusern der Vorderen Schloßstraße eingezeichnet ist. Auch die Stadt wird von Alleen durchzogen. So verbindet zum Beispiel eine Allee, die vom Schloß zum Holzmarkt führt, Stadt- und Schloßanlage miteinander, eine andere die zwei Plätze. Schloß und Stadt werden von einer die Stadtmauer entlang führenden Allee umschlossen.

<sup>1</sup> Paul Keller: „Stadtplanung von Ludwigsburg“, Schwäbische Heimat, Mai 1959.



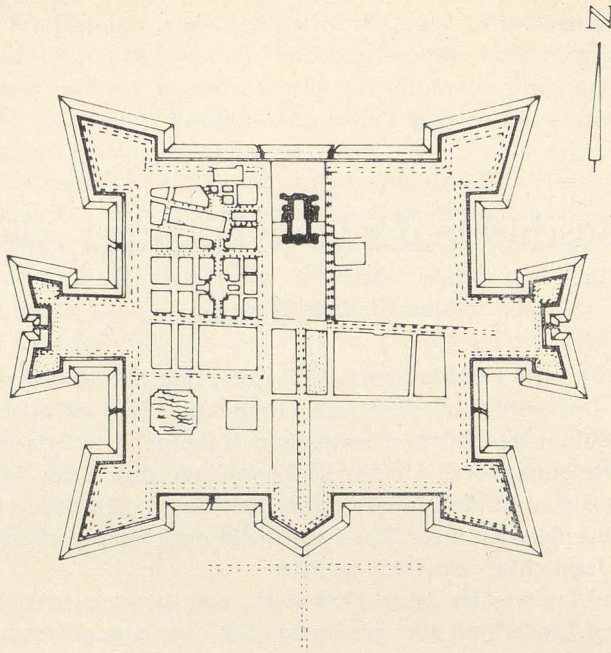


Abb. 1. Zeichnung nach dem Legerschen Plan von 1776.

Der Legersche Plan ist sicher nicht der einzige Entwurf der Anlage. Sie nahm überhaupt nicht aus einer einheitlichen künstlerischen Konzeption heraus Gestalt an, sondern entwickelte sich erst im Laufe einer langen Bauzeit aus dem ursprünglich geplanten Jagdschloß zu diesem Ausmaß. Dabei wurde die Planung durch die ungünstige Geländeform beeinflusst und durch Launen und Einfälle des Herzogs immer wieder verändert. Leider sind keine anderen Pläne mehr erhalten.

Wann erfahren wir aber zum ersten Mal etwas über eine bestehende Allee? Ein Dekret des Herzogs vom 17. Januar 1716<sup>2</sup> verbietet die Benutzung der Alleen. Ein Bauer aus Oßweil hatte einige Linden umgefahren und damit das Verbot ausgelöst. Leider erfahren wir nichts über Lage und Aussehen der Alleen. Aber wir wissen, daß also um 1715/16 bereits Alleen bestanden. Sicher handelt es sich dabei um verhältnismäßig junge Bäume, denn mit einem Fuhrwerk kann man nicht so ohne weiteres kräftig entwickelte Lindenbäume umfahren.

Im Jahre 1726 verzeichnet das Ludwigsburger Oberamt im Befehlbuch<sup>3</sup> eine Anfrage des Lustgärtners Wolf, „wie er sich zu den Notwendigkeiten der Alleen und Lustgärten zu verhalten habe“. Aber auch hieraus erfahren wir nichts über Lage und Aussehen der Alleen.

<sup>2</sup> RKA Protokolle der Baudeputation.

<sup>3</sup> OAA, A 304 Band 20

Ein unbekannter Autor berichtet in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgendes über die Entstehung einer Allee<sup>4</sup>: „Die erste und älteste Allée, dormalen die dike Allée genannt, ist diejenige, welche gleich oberhalb des herzoglichen Lustgartens anfangt und nunmehr bis in den sogenannten Salon hinreicht, so daß man in dem Corps de Logis des alten und des neuen Schlosses, wenn man die beide mittleren Thüren, oder auch nur die Fenster eröffnet, vorwärts durch den Salon hindurch – und ruckwärts durch die Favorite hindurch – wenigstens eine halbe Stunde weit sehen kann. Die untere Allée wurde schon A... (Datum unleserlich!) von Srino<sup>5</sup> angelegt und zwar von den schönsten Linden Bäumen; und hatte gleich anfangs eine Viertelstunde in der Länge.“

Die erste Allee wurde also in der Nord-Süd-Achse der Schloßanlage angepflanzt. Sie wird noch in der Oberamtsbeschreibung vom

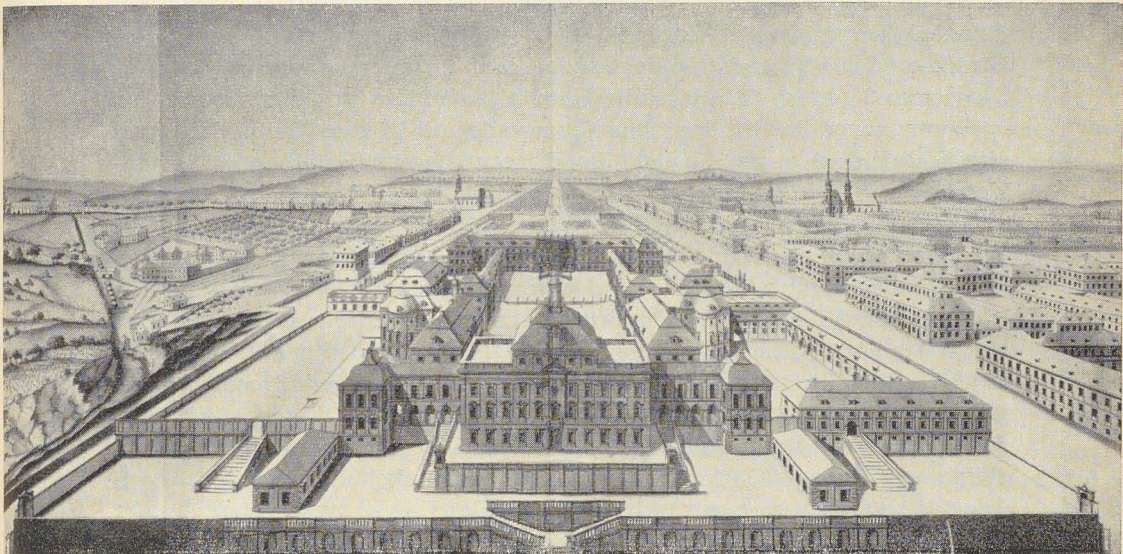


Abb. 2. Schloß und Stadt von Norden, Idealriß von P. Frisoni nach 1731.

Jahre 1859 „dicke Allee“ genannt. Den Namen Königsallee erhielt sie erst in unserem Jahrhundert. Nach unserem Bericht wurde der untere Teil also unter Eberhard Ludwig angelegt, denn dieser ließ die ersten Alleen anpflanzen, und diese Allee soll die erste und älteste sein. Das genaue Datum ist leider unleserlich. Der obere Teil, so muß man dem Schriftstück entnehmen, soll erst später zu Ende geführt worden sein. Dies muß aber noch unter Eberhard Ludwig geschehen sein, denn wir wissen, daß er am Ende der

<sup>4</sup> Chronikartige Darstellung von einem unbekanntem Verfasser (Heimatmuseum Ludwigsburg).

<sup>5</sup> Carolo Srino ist im Neuen württembergischen Dienerbuch von Pfeilsticker nicht verzeichnet.

dicken Allee das „grand cabinet de verdure“<sup>6</sup> anlegen ließ und damit die Schloßanlage gegen Süden abschloß.

Das „grand cabinet de verdure“, später nannte man es „Grüne Bettlade“, war ein aus beschnittenen Linden und Hainbuchen gebildeter Saal, in dem der Herzog im Sommer Zelte aufschlagen ließ, um schöne Sommernächte dort zu verbringen. Von den Fenstern aus, die in die grünen Wände eingesnitten waren, genoß man einen weiten Blick ins Land hinaus, an schönen Tagen über die Stuttgarter Berge hinweg bis zur Alb.

In dem Schriftstück wird auch über die Entstehung der Allee an der Schloßstraße – Stuttgarter Straße berichtet. Es heißt darin: „Die Allée von der Abend Seite des Schlosses bis zu dem Stuttgarter Thor durch die ganze Carl Stadt hinauf, gegen einer halben Stunde lang, wurde A 1753 von Srino Carolo angelegt.“ Mit diesem Entstehungsdatum muß sich der Verfasser geirrt haben.

Im Jahre 1729 verkaufte Johann August von Phull sein Haus, die spätere Kanzeikaserne, an der Ecke der heutigen Wilhelmstraße – Stuttgarter Straße an den Kirchenrat. In der Lagebeschreibung des Hauses im Kaufvertrag<sup>7</sup> vom 26. März 1729 wird die Hauptallee an der Straße erwähnt. Also muß zumindest ein Teil der Allee, die parallel zur Königsallee verläuft und den Schloßbezirk gegen die Stadt hin abgrenzt, bereits im Jahre 1729 bestanden haben.

Auch in der Ost-West-Achse der Schloßanlage, entlang der Schorndorfer Straße, ließ Eberhard Ludwig eine Allee anlegen. Von ihrer Existenz erfahren wir aus einer Schenkungsurkunde<sup>8</sup> des Herzogs an Frisoni aus dem Jahre 1730. Frisoni erhielt  $5\frac{3}{4}$  Morgen Gartenland „an der Allee und Strasse gegen den Fuchshof“. Diesen müssen wir uns an der Ecke Neckar-/Schorndorfer Straße gelegen denken<sup>9</sup>. Frisonis Garten grenzte an das Palais des Barons von Schütz, dessen Front zur Schorndorfer Straße hin lag. Also zog sich eine Allee von Westen nach Osten am Schützschen Palais und Frisonis Garten vorbei in Richtung Fuchshof. Wie weit sie gen Westen reichte, wissen wir nicht.

Schon Eberhard Ludwig plante Alleen, die aus der Stadt in die Umgebung hinausführen sollten. Zwischen 1720 und 1730 entstand eine Allee von Ludwigsburg nach Kornwestheim. Dazu wurden Kornwestheimer Bürgern Grundstücke entzogen. 1747 war sie bereits wieder abgegangen. Zwei Kornwestheimer Bürger, deren Eltern in den zwanziger Jahren einen „Weingarth“ hatten opfern müssen, richteten im Januar 1747 ein Bittschreiben<sup>10</sup> an den Herzog, in dem sie baten, ihnen den „Weingarth“ wieder zum Kauf zu überlassen, da er jetzt „eine verfallene Wüstin“ sei und un-

<sup>6</sup> C. Belschner: Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten; O. Paret: 250 Jahre Ludwigsburg.

<sup>7</sup> KRA

<sup>8</sup> ORA A 206/3377.

<sup>9</sup> Lagebeschreibung des Fuchshofes nach einem Plan von Dr. Gerhard Heß, veröffentlicht in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1957.

<sup>10</sup> RKA A 249/1505.

genutzt daliege. Ob diese Allee denselben Verlauf hatte wie die spätere Chaussee nach Stuttgart, können wir aus dem Schreiben nicht erfahren.

Herzog Eberhard Ludwig hatte Ludwigsburg zu seiner alleinigen Residenz erklärt, nach seinem Tode wurden Hof und Kanzleien wieder nach Stuttgart verlegt. Aus der Zeit zwischen 1733 und 1744 läßt sich über die Anlage von Alleen nichts berichten. Erst Herzog Karl Eugen, der im Jahre 1744 die Regierung übernahm, griff wieder entscheidend in das Schicksal der Stadt ein.

Er erweiterte sie nach Süden hin durch die Karlsstadt, ließ Straßen und Plätze bepflastern und Schloß- und Stadtanlage von einer Mauer umgeben. Die Gartenanlage, die im Süden mit dem schon unter Eberhard Ludwig angelegten Salonwald abschloß, wurde nach neuesten französischen Gartenplänen umgestaltet. Die bereits bestehenden Alleen wurden erweitert und neue angelegt. Seit dem Jahre 1756 war Herr von Schack, ein hervorragender Kenner französischer Gartenanlagen, Garteninspektor.

Bereits am 25. Mai des Jahres 1745, ein knappes Jahr nach seinem Regierungsantritt, erließ Herzog Karl Eugen ein Dekret<sup>11</sup> zum Schutze der jungen Linden an der Straße nach Stuttgart. Es heißt darin: „Demnach Wir gnädigst wollen, daß die auf Unseren gnädigsten Befehl auf die Strasse von hier nach Stuttgart zur künftigen Zierde ausgesetzten jungen Lindenbäume bestens conservirt und mithin um zu verhüten, damit sie von muthwilligen Leuthen nicht ausgerissen = verderbt = oder sonsten violirt und in ihrem Wachstum gehindert werden möchten, dergleichen Boßheit nicht nur auf das schärfste unter der Strafe des Hand abhauens verboten = sondern auch zu jedermann der diese Strasse passirt Wissenschaft und Verwarnung durch hin und wieder auf zu richtende Posten und gewöhnlicher maßen daran zu affigirende Bleche, worauf das Verbott und die Strafe sich abgedruckt und respee (respect?) gemahet finde, noch weiteres Kundt gemacht werden solle.“

Die Beschädigung der Alleenbäume bedeutete also ein großes Verbrechen, das fast wie ein Mord bewertet wurde. Auf welche Allee bezieht sich nun dieses Dekret? Es ist zu vermuten, daß es sich auf die Alleenbäume an der Straße von Ludwigsburg nach Kornwestheim bezieht.

Im Jahre 1738 nämlich war unter der Leitung von Hauptmann Leger mit dem Bau einer Landstraße von Ludwigsburg nach Stuttgart begonnen worden. Im Jahre 1745 führte sie bereits bis nach Kornwestheim. Herzog Karl Eugen ließ sie 1750/51<sup>12</sup> bis nach Stuttgart durchziehen und ausbauen.

Im Frühjahr des Jahres 1745 erhielt der Orangeriegärtner J. G. Hemmerling vom Herzog die Ordre<sup>13</sup>, an der Straße von Ludwigsburg nach Stuttgart versuchsweise eine Strecke weit Bäume anzupflanzen. In einem Bericht<sup>13</sup> an den Herzog vom September desselben Jahres fordert der Gärtner Lindenbäume „für die allbereits angefangene Allee von Ludwigsburg nach Stutt-

<sup>11</sup> ORA A 206/3405.

<sup>12</sup> Ludwigsburger Chronik 1704–1775, unbekannter Verfasser.

<sup>13</sup> RKA A 249/1504.

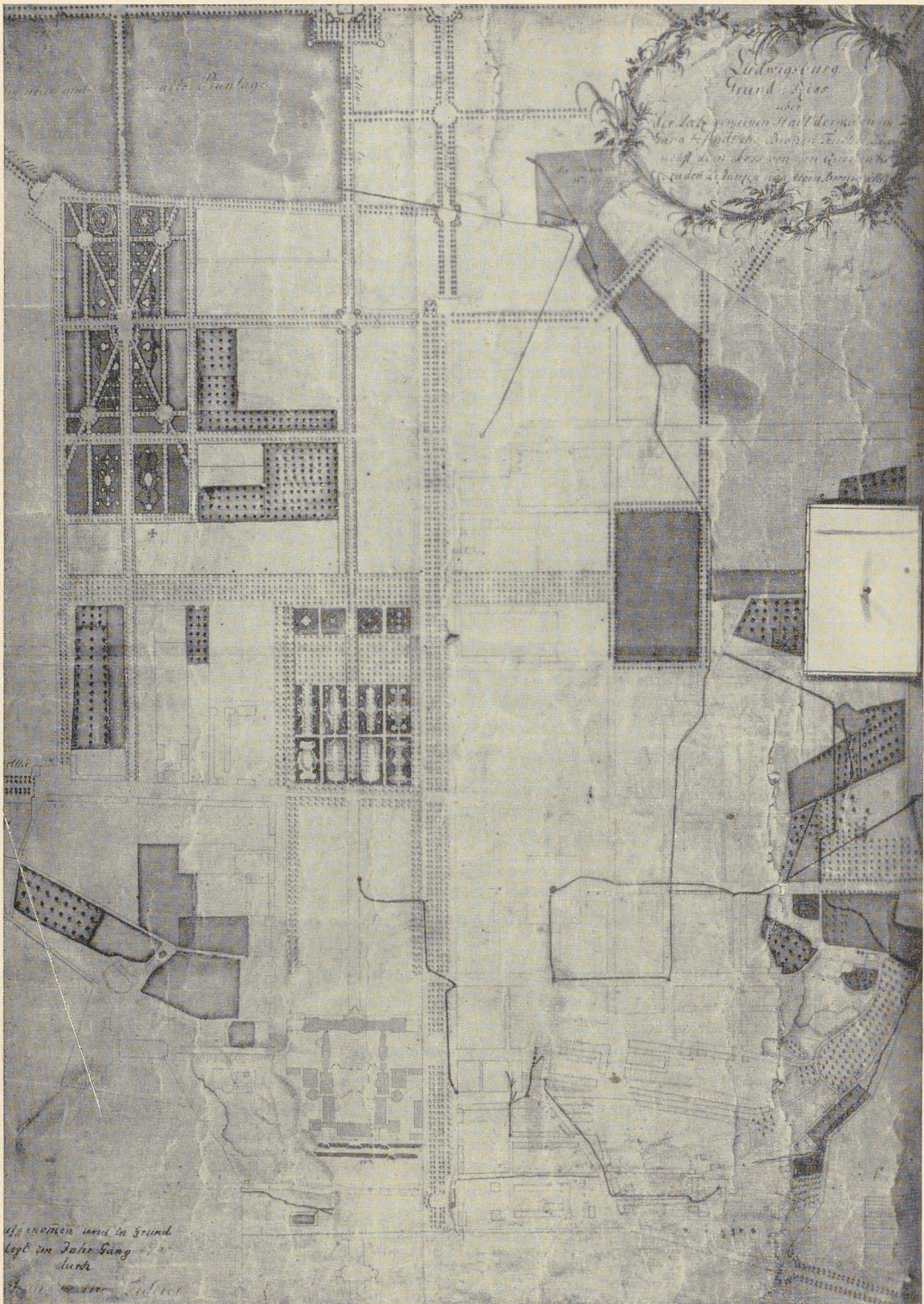


Abb. 3. Stadtplan zwischen 1780 und 1785 (Jahreszahl nicht mit Bestimmtheit lesbar) von Federer (Federerscher Riß). (Süden oben!)

gart“ an. Die Durchführung der Allee bis Stuttgart war sicher geplant, ist aber nicht gelungen. Hinter Zuffenhausen hörte sie auf<sup>14</sup>.

Die nach französischem Muster angelegte Gartenanlage im Süden wurde durch zahlreiche Alleen aufgegliedert (vgl. Federerscher Riß Abb. 3).

Einige Ludwigsburger und Kornwestheimer Bürger mußten dafür Gartenland opfern<sup>15</sup>. So heißt es zum Beispiel in einer Bittschrift des Johann Wilhelm Beutenmüller an den Herzog vom 18. Januar 1758: „Euer Hochfürstliche Durchlaucht hat es gnädigst gefallen, schon in Ao: 1753 ein Stück von meinem an der Stuttgarter Straße beseßenen Graß- Baum- und Küchinentens zu der gegen der mittleren Quer-Allée gerichteten Planierungsarbeit ziehen ... zu lassen.“ 1756 sei der restliche Teil des Gartens zum fürstlichen Eigentum gezogen worden. Er bittet nun um Vergütung des Verlusts.

In einem Bericht des Rats und Vogts von Ludwigsburg an den Herzog erfahren wir Näheres über die Lage des Gartens: „Euer Hochfürstliche Durchlaucht gnädigstem Decret zu unterthänigster Folge, haben wir J. W. Beutenmüllers, ohnfern dem neuen Fürstlichen Orange-Garten, zwischen der Stuttgarter Straße und der neuen mittleren Haupt Allée hinziehenden Graß-Baum und Küchinentens von 3 Morgen  $12\frac{3}{4}$  Ruthen mit Einschluß des ihm allschon ab 1754 zu ersagter Haupt Allée entgangenen Platzes ... in Aestimation genommen.“

Wo befand sich der Beutenmüllersche Garten? Die neue Orangerie wurde um 1750<sup>16</sup> auf dem Gelände zwischen der heutigen Alleen- und Mathildensstraße angelegt<sup>17</sup>. Der Garten lag also an der Stuttgarter Straße in Höhe der neuen Orangerie. Einen Teil des Gartens mußte J. W. Beutenmüller schon 1753/54 zu der Anlage der mittleren Querallee oder – wie es im Bericht des Ludwigsburger Vogts heißt – zu der „neuen mittleren Hauptallee“ abgeben.

Um welche Allee handelt es sich hier? Im allgemeinen wird in den Akten die Allee an der Schloßstraße–Stuttgarter Straße als „Hauptallee“ bezeichnet. Um diese kann es sich aber hier nicht handeln, denn es ist von einer Querallee die Rede. Nehmen wir den Federerschen Riß zu Hilfe, so können wir sagen, mit der mittleren Querallee ist wohl die sich von Ost nach West gegen den Feuersee hinziehende *S e c h s f a c h e A l l e e* gemeint. Diese Allee, so kann man dieser Quelle nach mit einiger Sicherheit annehmen, wurde 1753/54 angelegt und dazu ein Teil des Beutenmüllerschen Gartens verwendet. Das restliche, 1756 abgetretene Gartenstück diente wahrscheinlich zur übrigen Gartenanlage.

Aber nicht nur J. W. Beutenmüller mußte seinen Garten zur Anlage der Sechsfachen Allee opfern. In einem Aestimationsprotokoll vom Juli 1759 lesen wir von den Vergütungsansprüchen des Handelsmanns Brentano, des

<sup>14</sup> RKA A 249/1554.

<sup>15</sup> RKA A 249/1453.

<sup>16</sup> C. Belschner.

<sup>17</sup> Stadtplan von 1792 J. B. E. Stoll, Heimatmuseum, Ludwigsburger Geschichtsbl. Heft XVI.

Schneiders Sigmann und der Erben des Apothekers Bischoff (gest. 1756). Diesen hatte der Entzug seines Gartens besonders hart getroffen, denn er hatte darin seltene und wertvolle Kräuter gepflanzt zur Verwendung in seiner Apotheke.

Die Sechsfache Allee sollte nicht die einzige Allee der südlichen Gartenanlage bleiben. In einem Schreiben<sup>18</sup> des Ludwigsburger Stadtvogts an den Herzog vom Februar 1759 ist von einer „vor einigen Jahren angelegten, geebneten Quer Allée nach dem Lerchenholz“ die Rede. Hofmedikus Breyer mußte dazu seinen Garten abtreten. Das Lerchenholz ist auf dem Federerschen Riß nicht eingezeichnet. Wir müssen es uns ungefähr an der Stelle der mit einem Blumenkranz umrahmten Aufschrift des Risses denken.

Es handelt sich also um eine der beiden Queralleen, die südlich der Sechsfachen Allee eingezeichnet sind, entweder um die Allee, die am Stuttgarter Tor vorbeizieht, die heutige Friedrichstraße, oder um die südlich der Stadtmauer liegende heutige Hartensteinallee–Paulinenstraße. Da der Stadtvogt von einer geebneten Allee spricht, wird es sich wohl um dieselbe handeln, von der Oberamtman Kerner schreibt<sup>19</sup>:

„Von dem Salon läuft gleich vor dem Stuttgarter Thor eine Zwerch-Allée gegen das ehemalige Lerchenholzwäldchen, welche sich rechter Hand an der Chaussée mit einem Rondell endigt. Weilen die Gegend wo diese Allée verläuft eine sehr große Tiefe hatte, so wurde nicht nur allein die Chaussée, sondern auch erwähnte Allée aufgeschüttet und mit dem Stuttgarter Thor parallel gemacht.“

Beide Alleen endigen nach dem Barttruffschen Plan im Lerchenholz in einem Rondell (Abb. 4).

Eine andere Allee, die zum Lerchenholz hin verlief, zog sich entlang der Solitüdestraße. Sie entstand vor 1760, denn in einem Bittschreiben des Chirurgus J. M. Dobelmann vom 15. März 1760 ist sie, also schon einige Jahre bestehend, erwähnt. Seiner Beschreibung nach zog sie sich „über den See Thamm (am Feuersee) gegen das Lerchenholz“<sup>20</sup>.

Von einer vierfachen Allee „von dem kleinen Lustgärtle bis an das Stuttgarter Thor“ erfahren wir aus einem Schreiben des Garteninspektors Kammerherr von Schack an das Forstamt Leonberg vom 12. März 1761<sup>20</sup>. Welche Allee hier gemeint ist, läßt sich nur vage bestimmen. Eine Längsallee kann es nicht sein, denn die einzige, die zum Stuttgarter Tor führt, ist die Allee an der Stuttgarter Straße, und diese wurde bereits unter Herzog Eberhard Ludwig angepflanzt. Aus dem Schreiben geht aber hervor, daß die Allee im Jahre 1761 neu angelegt wurde. Es muß sich also um eine der Queralleen handeln. Dem Federerschen Riß nach könnte es nur die bereits erwähnte Allee entlang der heutigen Friedrichstraße sein. Dann ist mit dem

<sup>18</sup> RKA A 249/1453.

<sup>19</sup> BVA A 27 a/4, Q 6 Jan. 1776.

<sup>20</sup> RKA A 249/1450.

herzoglichen Lustgärtle der an der östlichen Stadtmauer gelegene, durch Heckenwege aufgegliederte Garten gemeint. Die Anlage dieser Allee war also dann ursprünglich nur bis zum Stuttgarter Tor geplant, wenn die Vermutung richtig ist.

Durch ein anderes Schreiben<sup>20</sup> des Herrn von Schack aus demselben Jahr erfahren wir von einer neuen Lindenallee „auf dem Sallon auf der Warth“.

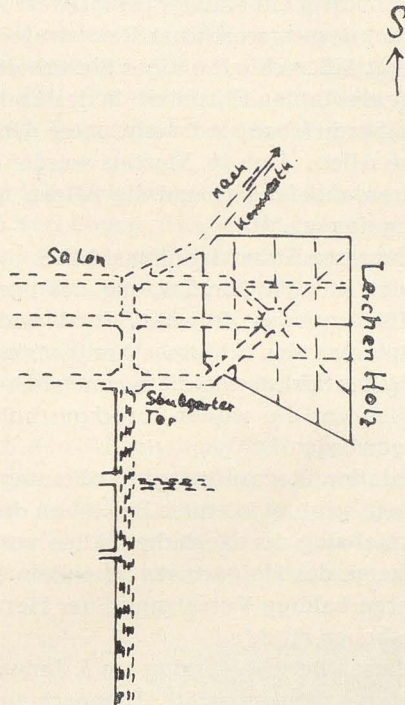


Abb. 4. Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1773 von J. Barttruff,

Damit ist sicher die den Salonwald südlich begrenzende Allee, die heutige Königinallee, gemeint.

Selbst das Zucht- und Arbeitshaus mußte Gelände zur Anlage von Alleen abgeben. In einem Dekret<sup>21</sup> des Herzogs vom April 1762 sichert der Herzog dem Leiter eine Vergütung zu. Zu welchen Alleen die Grundstücke verwendet wurden, geht aus dem Dekret nicht hervor. Das Gelände des Zucht- und Arbeitshauses grenzte im Süden an die Sechsfache, im Osten an die Porzellan-Allee, im Norden an die Schorndorfer Straße, im Westen an die Allee an der heutigen Fasanenstraße.

Halten wir uns noch einmal den Federerschen Riß vor Augen! Er zeigt uns nach Süden hin ein ausgedehntes System von Alleen, die in den fünfziger Jahren angelegt wurden und von denen in den Akten nur noch Spuren zu finden sind.

<sup>21</sup> RKA A 249/1455.



Herzog Karl Eugens Sorge galt aber nicht nur der Neuanlage von Alleen, sondern er ließ auch die bereits vorhandenen fortsetzen und ergänzen. Um das Jahr 1760 ordnete er „eine Recroutirung aller Plantagen und Alleen“ an<sup>22</sup>. Hofrat Hirschmann leitete die Aktion. Dabei wurde auch die sogenannte Hauptallee an der Schloßstraße–Stuttgarter Straße vervollständigt. Wie wir gesehen haben, bestand an der Stuttgarter Straße schon unter Eberhard Ludwig ein Teil der Hauptallee. Wann ihr nördlicher Teil, zwischen Schloß und dessen westlicher Randstraße, der Vorderen Schloßstraße, entstanden ist, läßt sich mit einiger Sicherheit bestimmen.

In der erwähnten Chronik<sup>12</sup>, in der Ereignisse aus der Zeit zwischen 1704 und 1775 beschrieben sind, steht unter dem Jahr 1761 folgende kleine Notiz über eine Allee: „Den 16. Martins wurden die Weinberg hinter dem Schloß zu planiren angefangen, und die Alleen in der vorderen Stras herunter zu sezen angefangen.“<sup>23</sup>

Die „vordere Stras“ ist offensichtlich die (Vordere) Schloßstraße. Danach wurde also mit der Anpflanzung des nördlichen Teils der Hauptallee im Jahre 1761 begonnen. Obwohl Schloß- und Stadtanlage von vornherein von der Hauptachse des Schlosses her konzipiert waren, hatte man die Randbebauung des Schlosses nicht symmetrisch dazu angelegt. So war die Anlage einer Allee vor die weiter zurückgeschobene (Vordere) Schloßstraße notwendig geworden<sup>24</sup>.

Der mit der „Recroutirung“ der Plantagen und Alleen beauftragte Hofrat Hirschmann schreibt in einem Bericht an den Herzog vom 24. Dezember 1763: „Zur Fortsetzung der vierfachen Allée vor dem Schloß über die Planie sind nach Anzeige des Hofgärtners Scheidlein 130 Stück Linden à 32 Schuh hoch nötig, deren baldige Versetzung Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst anbefohlen haben möchte.“

Auf diesen Bericht hin ging am 5. Januar 1764 ein Befehl an das Forstamt Kirchheim, in dem es heißt: „Demnach zu continuirender vierfachen Allee vor dem Schloß zu Ludwigsburg über der Planie an großen 32 füssigen Linden 130 Stück erfordert werden, also befehlen wir gnädigst hier mit an Euch Ihr wollet die Erforderung an den gnädigst Euch anvertrauten Oberforst in der obgemeldeten qualitas ausführen.“<sup>20</sup>

Unter der Planie versteht man heute noch das Gelände des einstigen Tälesbachbettes, das Herzog Karl Eugen im Jahre 1745 auf 1746<sup>25</sup> zuschütten und ebnen ließ, um eine Verbindung zum Favoriteschloß zu erhalten. Sie zieht sich an der Nordseite des Fürstenbaues von Ost nach West hin. Hier handelt es sich also wieder um den nördlichen Teil der Hauptallee, deren Anfang sich über die Planie zieht. Von der Stadt aus gesehen liegt sie vor dem Schloß.

<sup>22</sup> RKA A 249/1450.

<sup>23</sup> In der Chronik werden einige Male Alleen erwähnt, allerdings ist deren Lagebeschreibung so unklar, daß sie für die Untersuchungen nicht herangezogen wurden.

<sup>24</sup> Hermann Stroebel: Ludwigsburg – Die Stadt Eberhard Ludwigs.

<sup>25</sup> O. Paret: Ludwigsburg und das Land um den Asperg.

Damit rundet sich das Bild über die Entstehung der Allee an der Westseite des Schlosses ab. 1761 wurde mit der Anlage begonnen und 1763/64 wurde sie fortgeführt. Ursprünglich war sie als vierfache Allee geplant und angelegt, die fünfte Reihe wurde wohl erst später gepflanzt. Möglicherweise war sie auch nur zu Beginn vierfach und wurde im weiteren Verlauf sogar sechsfach, denn in einem anderen Bericht<sup>20</sup> des Hofrats vom 22. Februar 1764 beschreibt er sie als „sechsfache Allee vor dem Schloss“.

Das könnte aber auch, da es sich um die Abschrift eines Schreibers handelt, ein Schreibfehler sein. Im Federerschen Riß ist die Hauptallee zu Beginn vierfach, nach dem Rondell auf der Planie wird sie aber bald fünffach. Im Jahre 1817 war sie, das wissen wir ganz sicher aus den Akten des Finanzarchivs, f ü n f f a c h.

Auch die schon unter Eberhard Ludwig angelegte Allee an der Schorndorfer Straße ließ Karl Eugen „recroutiren“. Sie wurde nicht nur ergänzt, sondern auch v e r b r e i t e r t. Laut herzoglichem Befehl<sup>26</sup> vom 16. Januar 1761 mußten drei Ludwigsburger Bürger, Philipp Netten, David Schneider und Gottfried Spannagel, ihre Häuser „ex opposito der Herzoglichen Porcellain fabrique . . . zu deren Alleen“ abtreten. Die Porzellanfabrik befand sich seit 1760 in dem ehemaligen Schützschen Palais (Schorndorfer Straße 42).

Welche Bedeutung kommt nun den Alleen innerhalb des Schloß- und Stadtsystems zu? Die Garten- und Alleenanlagen stehen in enger architektonischer Verbindung mit Schloß und Stadt. Die Hauptachse des Schlosses ist beherrschend für das ganze System. Sie reicht im Norden bis zum Schloß Favorite, im Süden bis zur Grünen Bettlade und wird durch eine Allee be-



Abb. 5. Dicke Allee, heute Königsallee, von Süden.

<sup>26</sup> BVA A 27a/4.

tont, die von der Schorndorfer Straße über die Stadtmauer hinaus bis zu dem erhöhten, in die Landschaft hinausweisenden Aussichtspunkt der Grünen Bettlade führt (Abb. 5).

Die Betonung der über den Schloßbezirk hinausgeführten Hauptachse durch eine Wasserstraße oder Allee ist ein Charakteristikum des Barock- und Rokokogartens. Ein Parallelbeispiel zur Königsallee oder dicken Allee der Ludwigsburger Anlage bildet die Mittelachse vom Herrenhauser Garten des Herzogs Johann Friedrich und vom Nymphenburger Garten des Kurfürsten von Bayern<sup>27</sup>.

Ebenso wie durch die Nord-Süd-Achse erfährt die Anlage eine eindeutige Aufgliederung durch eine Allee in der Ost-West-Achse. Diese Allee war wohl nie ganz durchgeführt. Nach dem Legerschen Plan sollte ja auch der Blick auf das Schloß freigehalten werden.

Ein kleines Problem gibt uns die Allee auf, die den gesamten Stadtbezirk Alt-Ludwigsburg und Karlsstadt von Schloß und südlicher Gartenanlage trennt und nördliches und südliches Stadttor miteinander verbindet.

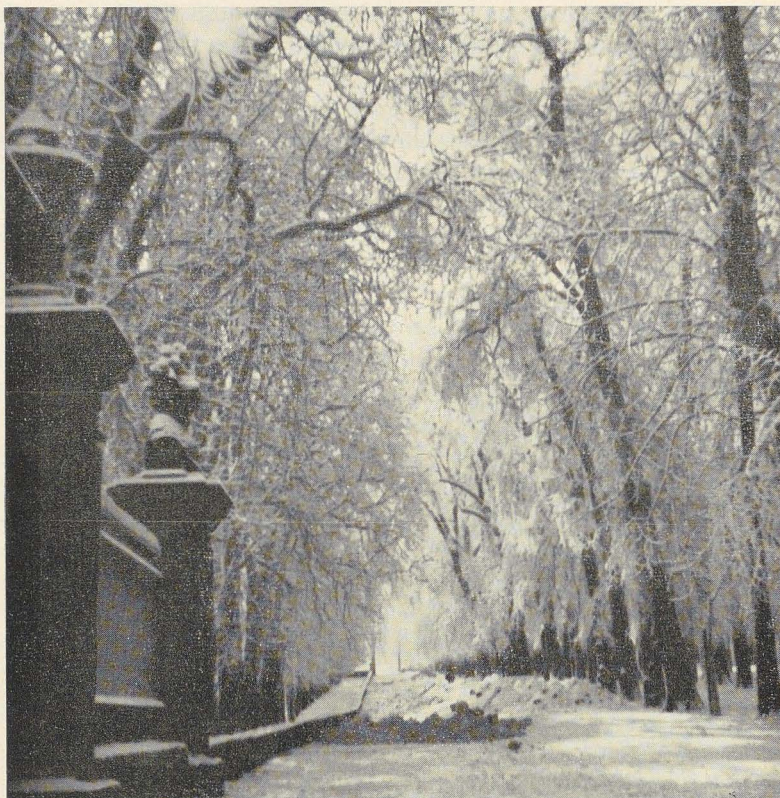


Abb. 6. Allee an der Westseite des Schlosses im Winter.

<sup>27</sup> P. O. Rave: Gärten der Barockzeit.

Warum liegt das Schloß zur Stadt hin nicht offen? Dies ist, wenn wir es mit anderen Anlagen der Barockzeit vergleichen, verwunderlich, denn das Schloß als Brennpunkt des fürstlichen Willens lag überallhin sichtbar, meist etwas erhöht da. Von hier aus liefen die Achsen wie Fäden in die Landschaft hinaus.

Aber auch diese – Schloß und Stadt trennende – Allee hat eine streng durchdachte Funktion. Einmal war die Allee als symmetrische Gegenachse zur östlichen Randstraße notwendig geworden, wie wir bereits gesehen haben; zum anderen führte die ungünstige Geländeform zu ihrer Anlage. Das Schloß hat keine beherrschende Lage, denn es liegt tiefer als die Stadt. Von hier aus gesehen kann also seine mächtige Anlage nicht zur Geltung kommen. Dazu kommt noch, daß die bereits von Nette angelegten Randstraßen eine Ausdehnung des Schloßbaues in die Breite von vornherein unmöglich machten. So erhielt das Schloß seine Schauseiten nach Norden und Süden und die wenig repräsentative Westseite zur Stadt hin wurde hinter einer breiten Allee verborgen (Abb. 6).

Durch ihre Weiterführung bis zum Stuttgarter Tor als Parallele zur Mittelallee erhält die Gesamtanlage eine besondere Längenbetonung. Die übrigen Alleen gliedern die südliche Gartenanlage im Rechtecksystem auf. In ihrer Höhe und Kühle erinnern die Alleen an gotische Kirchen, in ihrer Gradlinigkeit an die weiten Galerien und Gänge der Barockschlösser. Mit Schloß und Stadt bildeten sie die Kulisse zu dem prächtigen Schauspiel der Hofhaltung Eberhard Ludwigs und Karl Eugens.

### **Beschaffung von Gelände und Bäumen, Finanzierung**

Als die Alleen fertig waren, dachten weder der Herzog noch die Hofleute und zahlreichen Hofgäste daran, mit wieviel Schwierigkeiten, Mühen und finanziellen Opfern die Anlage verbunden war. Im Sommer spendeten die Alleen Schatten und führten die herzoglichen Kutschen zu Lustfahrten und Jagden – im Winter zu Schlittenpartien ins Land hinaus. Justinus Kerner schreibt in seinem Bilderbuch: „Das prachtvolle Schloß mit seinen weiten Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem Favoriteschloßchen, die schattenreichen Alleen von Linden- und Kastanienbäumen, die in weiten Reihen auf die Stadt zuliefen und in der Stadt selbst die schönsten Schattengänge voll Blüten und Duft bildeten, der große weite Marktplatz mit seinen Arkaden waren oft Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten, Zeugen von Festen, die, gedenkt man ihrer in jetziger Zeit, einem nur wie bunte Träume erscheinen.“

Werfen wir nun aber noch einmal einen Blick zurück in die Zeit der Entstehung. Die Alleen waren in die Stadt- und Gartenanlagen mit strenger Berechnung eingeplant. Dabei hatte man keinerlei Rücksicht auf die Besitzer

des Geländes genommen. Bürger der Stadt mußten ihre Häuser abbrechen, Bauern ihre fruchtbaren Äcker und Weinberge abtreten, wenn diese in der Linie einer geplanten Allee lagen.

Eine Beschwerde der Vormundschaft des Karl Schertel von Burtenbach zu Geisingen vom 27. Mai 1761 gibt uns einen Eindruck von der rücksichtslosen Art, in der manchmal dabei vorgegangen wurde.<sup>28</sup> Im März dieses Jahres, so wird berichtet, erschienen zwei Bürger und zwei Gärtnergesellen von Ludwigsburg mit ungefähr 40 bis 50 Mann ohne vorherige Absprache und Anmeldung auf den Burtenbachschen Feldern und begannen dort eine Allee zu setzen. (Es handelt sich um die Ewigkeitsallee.) Sie entzogen nicht nur Gelände zur Alleeanlage, sondern verwüsteten durch ihre Arbeit und die Lindenfuhrwerke die bereits besäten umliegenden Felder. Außerdem fällten sie ohne Erlaubnis aus dem Geisinger Herrschaftswald 24 Eichen und zwei Aspen. Auf die Beschwerde hin sicherte der Herzog, der von der Aktion nichts gewußt haben wollte, dem Besitzer eine Abfindungssumme zu. Bei der Anlage der Ewigkeitsallee wurde auch den Herren von Kniestedt zu Heutingsheim Gelände entzogen. Diese waren über die Rücksichtslosigkeit des Herzogs so erbost, daß sie „wegen Verwüstung ihres Ritterguths“ Klage<sup>29</sup> beim Reichshofrat Sr. Majestät in Wien einreichten.

Nach 1780 ließ die Landschaft eine Renovation durchführen, um vom Herzog Vergütungen für den seit 1704 enteigneten Boden erzwingen. Aus den Berichten darüber erfahren wir, daß vielen der ehemaligen Besitzer nicht nur durch den Entzug des Bodens zu Alleeanlagen Schaden entstanden war, sondern auch durch die weit in die Felder hineinreichenden Wurzeln der Bäume und durch den breiten Schatten, den sie warfen. In einem Bericht<sup>30</sup> der Kommune Eglosheim heißt es darüber: „Bei dem vorgenommenen oberamtlichen Augenschein und Mass zeigte sich, dass den Nebenliegern im Ganzen 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Felds verderbt worden, weshalb sie sich der geringsten Vergütung nicht zu erfreuen haben, sondern noch Steuer und Gült aus solchem Platz abtragen müssen.“ Die Renovation scheint aber nie zu einem rechten Abschluß gekommen zu sein<sup>16</sup>; mancher der Geschädigten wird sein Geld nie erhalten haben.

Beide Herzöge, Eberhard Ludwig wie Karl Eugen, erwarteten mit Ungeduld die Verwirklichung ihrer Pläne. Möglichst schnell sollten Schloß-, Stadt- und Gartenanlagen vollendet dastehen, um die repräsentative Kulisse zu einer barocken, absolutistischen Hofhaltung abzugeben. So warteten sie auch nicht die Zeit ab, bis junge Bäume zu mächtigen Alleebäumen herangewachsen waren, sondern ließen aus den umliegenden Forsten Bäume in bereits beträchtlicher Höhe ausgraben und nach Ludwigsburg bringen.

---

<sup>28</sup> Ludwigsburger Zeitung vom 25. 5. 1905, Aufsatz über Ludwigsburger Alleen von A. Marquart nach den Akten des Kgl. Archivs des Inneren.

<sup>29</sup> 24. Okt. 1761.

<sup>30</sup> RKA A 249/1561, Jan. 1796.

Unter der Regierung Karl Eugens in den fünfziger und sechziger Jahren wurden die umliegenden Forste von Linden, Kastanien und Hainbuchen ausgeplündert. Hofgärtner Böbert hatte den Auftrag, die Waldgebiete auf schön gewachsene Bäume dieser Art hin zu inspizieren. Die von ihm bezeichneten Bäume wurden mit einem großen Erdballen ausgegraben und durch Fron- – später nur noch durch Lohnfuhren – nach Ludwigsburg gefahren. Das Ausgraben besorgten meist Schellenwerker, so nannte man die Sträflinge.

Zwei Berichte des Kammerherrn von Gaisberg, Oberforstmeister von Kirchheim, an den Herzog aus den Jahren 1761 und 1762 gewähren uns einen Einblick in die Schwierigkeiten, die mit der Ausgrabung und Transportierung der Alleebäume verbunden waren. In dem Schreiben vom 3. Oktober 1761 berichtet der Oberforstmeister, von den 9000 angeforderten Linden seien bereits 2000 ausgegraben und zum Transport bereit. Er habe mit den Bauern aus dem Kirchheimer Amt, die seit Jahren die Lindenfuhren ausführten, darüber verhandelt. Diese weigerten sich aber, weil ihnen schon seit Jahren ihr Fuhrlohn ausstehe. So habe er also mit den Fuhrleuten W. L. Sick et Consorten von Nürtingen Verbindung aufgenommen. Diese wollten die Fuhre übernehmen, wenn die Bezahlung durch ein Dekret des Herzogs an die Kellerei Nürtingen gesichert werde. Aus der Forstkasse könne der Fuhrlohn unter keinen Umständen bezahlt werden, da das Oberforstamt ohnehin Schulden habe.

In dem darauffolgenden Dekret des Herzogs an das Nürtinger Oberamt vom 14. Dezember 1761 heißt es: „So hält man à parte herzoglicher Rentkammer von dem Diensteifer des Oberleutnant Fabers zu Nürtingen sich versichert, er werde sich möglichst beeifern, ratione der Bezahlung dieses Lindenfuhrlohns solche Mittel ausfindig zu machen . . . damit Serinissimi gnädigste Intention hiermit bestmöglichst zur Erfüllung gebracht werden möge.“ Wir sehen, daß der Herzog das Problem schnell löste. Er befahl der Oberamt Nürtingen, die Gelder zu beschaffen; auf welche Weise, blieb dem Oberamt überlassen.

Der zweite Bericht des Oberforstmeisters trägt das Datum 26. April 1762. Hier verteidigt er sich gegen eine Anschuldigung des mit der Alleeanlage beauftragten Herrn von Schack, das Kirchheimer Forstamt habe Linden von außerordentlich schlechter Beschaffenheit mit viel zu kleinen Ballen geliefert. Zu seiner Entschuldigung bringt er vor, von 9000 Linden könnten nicht alle gleich groß und schön sein. Inzwischen sei der Forst auch sehr ausgeraubt. Wie seine Amtsrechnungen zeigten, habe man ab 1740 bis jetzt von allerlei Gattungen Linden wohl gegen 45 000 abgegeben. Dabei seien diejenigen ausgenommen, die in den Forstrechnungen nicht aufgeführt wurden, weil der Fuhrlohn aus der „herzoglichen Chatouille“ bezahlt worden sei. Was die zu kleinen Ballen beträfe, so hätten die Fuhrleute die Erde heruntergeschlagen, weil die Fuhren sonst zu schwer und sperrig würden und sie des Verdienstes wegen möglichst viele Linden auf einem Fuhrwerk unterbringen wollten.

Daraufhin erließ der Herzog wieder ein Dekret, in dem er kurzerhand befahl, schlechte Lieferungen sollten nicht mehr angenommen werden, die Fuhrleute sollten keinen Lohn dafür erhalten, ja sogar für den Schaden haftbar gemacht werden.<sup>31</sup>

Es fehlte also nicht nur an Geld zur Bezahlung der Fuhren, sondern bald waren die Forste von Linden und Kastanien so ausgeraubt, daß die Forstämter den Anforderungen nicht mehr Folge leisten konnten. Zu jedem Alleebaum wurde dazuhin noch ein zweiter als „Baumstotzen“ gefällt, um den frischgepflanzten Bäumen Halt zu geben. Meist nahm man dazu Erlen oder Hainbuchen.

Trotz all diesen Schwierigkeiten und Opfern war im Jahre 1775, als Karl Eugen seinen Hof wieder nach Stuttgart zurückverlegte, die Stadt und ihre Umgebung von zahlreichen prächtigen Alleengängen durchzogen. Johann Kaspar Schiller, der Vater des Dichters, der unter Karl Eugen die Stelle eines Vorgesetzten der herzoglichen Hofgärtnerei und Forstschule innehatte und gewiß auch viele Bäume zu den Alleenanlagen abgeben mußte, schreibt einmal in einer ökonomischen Schrift<sup>32</sup>: „Dem niedern Landmann sind die Lustschlösser und Gärten der Fürsten verschlossen, so mögen die Fürsten ihn mit dem Anschauen und Genuss von 1000 Baumalleen entschädigen und die Enkel werden die Herrn dafür segnen.“

## I. Archivalische Quellen

### a) Württembergisches Staatsarchiv Ludwigsburg

BGDA	Bau- und Gartendirektion	KRA	Kirchenrat
BVA	Bauverwaltung	LBD	Landbaudepartement
FAA	Finanzarchiv	OAA	Oberamt Ludwigsburg
FKA	Kreisfinanzkammer	OFAA	Oberforstamt Ludwigsburg
KAA	Kameralamt	ORA	Oberrat
KDA	Krondomänen	RKA	Rentkammer

### b) Heimatmuseum Ludwigsburg

Abschrift einer chronikartigen Darstellung aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, unbekannter Verfasser.

Ludwigsburger Chronik 1704–1775, unbekannter Verfasser; bereits in: Hie gut Württemberg, Febr./April 1960, veröffentlicht.

## II. Literatur

### 1. Zur Geschichte von Schloß und Stadt

Kurzer Abriß der Geschichte und Topographie von Ludwigsburg als Wegweiser für Fremde, Ludwigsburg 1828.

Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, 1859.

<sup>31</sup> Dieser Fall ist nicht der einzige dieser Art. Er wurde als anschauliches Beispiel aus der Fülle der in den Akten enthaltenen Befehle und Gegenbefehle, Berichten der Forstämter und der mit der Alleenanlage beauftragten Leute ausgesucht.

<sup>32</sup> Ernst Müller: Der Herzog und das Genie.

**Belschner**, Christian, Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten, Ludwigsburg 1904.

**Paret**, Oskar, Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934.

**Paret**, Oskar, 250 Jahre Ludwigsburg, Festschrift, Ludwigsburg 1954.

**Fleischhauer**, Werner, Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958.

**Stroebel**, Hermann, Ludwigsburg – Die Stadt Eberhard Ludwigs, Ludwigsburg 1918.

**Weiß**, Karl, Schloß Ludwigsburg, Baugeschichtliche Abhandlung über die von Johann Friedrich Nette erbauten Teile, Inauguraldissertation, Stuttgart 1914.

**Baumgärtner**, Walter, Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses, Ein Beispiel staatlicher Bauwirtschaft im 18. Jahrhundert, Inauguraldissertation, Würzburg-Aumühle 1939.

Schwäbische Heimat, Mai 1959:

a) **Keller**, Paul, Stadtplanung von Ludwigsburg.

b) **Müller**, Ernst, Die Zwingburg des Absolutismus.

c) **Stammler**, Eugen, Die Geburt einer Stadt.

**Heß**, Gerhard, Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung, Ludwigsburger Geschichtsblätter 1957.

2. Allgemeine Darstellung

**Rave**, Paul Ortwin, Gärten der Barockzeit, Stuttgart 1951.

Dieser Aufsatz ist ein Abschnitt einer der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen vorgelegten Zulassungsarbeit. Im nächsten Heft wird ein weiterer Abschnitt über die Alleen außerhalb der Stadt folgen.





Friedrich Notter  
1854



Eduard Mörike  
1866

## Friedrich Notter und Eduard Mörike

Von Walter Hagen

Im Jahre 1885 erschien in Stuttgart ein kleines Buch mit dem Titel „Mörike und Notter“. Der Verfasser war der Oberst Julius Ernst von Günthert, geboren in Ludwigsburg am 20. Januar 1820. Während seiner Ulmer Zeit hatte er im Jahre 1861 Friedrich Theodor Vischer, der damals öfters in Ulm zu Besuch weilte, kennen gelernt und sich mit ihm angefreundet. Als Günthert dann im Jahre 1871 nach Stuttgart versetzt wurde, ist diese Freundschaft durch häufiges Zusammenkommen gefestigt worden. Vischer brachte ihn auch zu seinen alten Freunden Mörike und Notter, die den wesentlich jüngeren Landsmann ebenfalls ihrer Freundschaft würdigten. Es kamen also nicht selten damals vier Ludwigsburger zusammen und ergingen sich in regem Gedankenaustausch. Wie beglückt sich Günthert durch die Freundschaft mit diesen Männern fühlte, zeigt sich darin, daß er ihnen nach ihrem Hinscheiden ein schriftliches Gedenken widmete: 1885 das schon erwähnte Büchlein „Mörike und Notter“, dem sich 1889 ein Gedenkbuch für Friedrich Theodor Vischer anschloß.

In der erstgenannten Veröffentlichung gibt Günthert zunächst ein warmherzig gezeichnetes Lebensbild Eduard Mörikes, wobei er allerlei damals unbekanntes Material mitteilt. Zu Mörikes Begräbnis am Sonntag, dem 6. Juni 1875, war Günthert mit Notter zusammen im gleichen Wagen auf den Pragfriedhof hinausgefahren. Damit war sinnbildlich die Tatsache vorweggenommen, daß die beiden Männer sich jetzt besonders eng aneinander anschlossen. Eben deshalb konnte Günthert nach Notters Tod über diesen ausführlicher berichten als über den vorangegangenen Dichter, der oft genug

der Gegenstand des Gesprächs der beiden Zurückgebliebenen gewesen ist. Die Ausführlichkeit der Darstellung wird bei Günthert ergänzt durch Hinweise auf das, was Notter und Mörike im Innersten verband, so wenig sie in ihrer Qualität als Dichter vergleichbar sind. Notter ist sich seines **A b - s t a n d e s** gegenüber dem Größeren, aber auch seiner **Z u s a m m e n g e - h ö r i g k e i t** mit ihm **d e u t l i c h b e w u ß t** gewesen und hat sich darüber in folgendem Gedicht ausgesprochen:

### An Eduard Mörike

Nie war mir ein Geheimnis der Zwioklang uns'rer Naturen,  
Manche bedeuteten mich, niemals versöhn' er sich ganz.  
Wo du am Innigsten lebst, da könn' nicht ich dich begleiten,  
Wo mich's am tiefsten gefaßt, merkst aufs Leben du nicht.  
Laß sie! Sie kennen uns nicht, nicht achten sie, was mit der Seele  
Leise die Seele verknüpft, leise von ihr sie entfernt.  
Das wär' Menschenerziehung, der Musen geheiligtes Choramt,  
Die von dem Einen Akkord, wie er im Einzelnen tönt,  
Mählich zur Fülle der Leier die Saiten des Busens gewöhnen,  
Senkend die Fibern der Welt in die geweitete Brust: –  
Das nur wär' es, daß Gleiches gesellen sich dürfte dem Gleichen,  
Unverwandtschaft des Stoffs nähme die Freiheit der Wahl?  
Weil die Schmerzen ich berge, für welche dein Herz nicht den Klang hat,  
Hätt' ich nicht Freuden, die du, du nur fühlst mit mir?  
Weil uns ein Gott hat geschieden, so könnt' uns ein Gott nicht verbünden?  
Was das Geschick hat versäumt, könnte die Charis nicht tun?  
Bist ihr Zögling doch du; in deiner Empfindung Gesetzen  
Habe die Waltende ich, habe die Göttin erkannt.  
Sicher der Schönheit Grenzen erfaßt du, die schwebenden, fühlst,  
Wo nicht die Linien der Kunst dekt die lebend'ge Natur,  
Nimmer die mangelnde Zucht in dem schimmernden Reize entgeht dir,  
Armut, nicht des Gehalts hinter den Schätzen des Seins.  
Grazie suchst du der Wahrheit; des überhäuften Gedankens  
Unmaß stößt dich zurück, wie dich der falsche verletzt!  
Wie in dem leuchtenden Tau sich spiegelt der Reichtum der Sonne,  
Und ihr bescheiden Gefäß auch ihr vollkommenstes wird,  
Also willst du, daß Fülle vereinigt sei mit der Klarheit,  
Und als verkündende Form Einheit wähle der Geist.  
Wer mir Pfänder gereicht, wie du im männlichen Spruche  
Zart durchführenden Sinns eines geboten mir hast,  
Knüpfte ein Bündnis mit mir, das nimmer die Mören zerreißen,  
Winde die Hand aus der Hand oft auch verschiedener Weg.

(nach der Fassung bei Rud. Krauß „Friedrich Notters Gedichte in Auswahl“  
1893.)

Es ist heute noch reizvoll, das Entstehen dieser Freundschaft nachzuzeichnen, das die Moiren, die Schicksalsgöttinnen, nicht zerreißen konnten, wie Notter in seinem Gedicht zuversichtlich feststellte.

Die Quellen für diese Arbeit sind außer den genannten Büchern von Günther Notters Monographie „Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter“, die noch in dessen Todesjahr 1875 erschien, dazu Notters Tagebücher aus den Jahren 1838–1871 und Mörikes Schreibkalender. Für die Erlaubnis, diese allerdings nicht lückenlos erhaltenen Unterlagen verwerten zu dürfen, dankt der Verfasser dem Schiller-nationalmuseum in Marbach wärmstens.

Die gemeinsame Herkunft aus Ludwigsburg bildete zwischen Notter und Mörike kein solches Band, wie sich dies in Mörikes Beziehungen zu Strauß und Vischer zeigt. Der Grund hierfür ist rein äußerlicher Art: Friedrich Notter ist zwar am 22. April 1801 im Hause Wilhelmstraße 17 geboren, aber schon im Jahre darauf zogen seine Eltern, der Hauptmann Friedrich Jakob Notter mit seiner Frau Karoline geb. von Naso, und ihren zwei kleinen Kindern, nach Stuttgart. Erst im Jahre 1812 kam Friedrich Notter vom Gymnasium Heilbronn aus auf die inzwischen zur „Realschule“ erweiterten Lateinschule seiner Geburtsstadt, die er schon im Frühjahr 1814 wieder verließ, um nach Stuttgart überzusiedeln. So kurz dieser zweite und zugleich letzte Aufenthalt in Ludwigsburg für Notter war, er genügte doch, ihm die Erscheinung des drei Jahre jüngeren Eduard Mörike, der nicht einmal sein Klassenkamerad war, unvergeßlich einzuprägen. In dessen „ungewöhnlicher Schönheit und Zartheit“ sei der künftige Dichterberuf bereits angedeutet gewesen, wie auch seine Verträumtheit in die gleiche Richtung gewiesen habe. So berichtet Notter, daß ihr gemeinsamer, höchst prosaischer Lehrer einmal vor den „wie gewöhnlich sinnend und in sich selbst versenkt“ auf der Schulbank sitzenden Mörike hingetreten sei und ihn mit halb mitleidigem Spott gefragt habe: „Nun, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder 'nunter guckt?“

Als Eduard Mörike nach dem Tod seines Vaters 1817 für ein Jahr auf das Stuttgarter Gymnasium kam, fand zwischen ihm und Notter keine engere Berührung mehr statt, da dieser sich inzwischen an Paul Pfizer angeschlossen hatte. Sie sahen sich in Tübingen als Studenten wieder; Notter studierte dort von 1819 bis 1826, Mörike von 1822 bis 1826.

Auch dort hatte er mit ihm so gut wie keinen Umgang mehr, da Notter sich leidenschaftlich der Deutschen Burschenschaft angeschlossen hatte, während Mörike dem damaligen studentischen Treiben ablehnend, ja oft spöttisch gegenüberstand. Als Notter sein medizinisches Dokorexamen bestanden hatte, machte er zusammen mit einem Freunde, dem früh verstorbenen Karl Schmidlin (1805–1847), in der ersten Septemberwoche des Jahres 1827 einen mehrtägigen Besuch bei seinem Schwager, dem Präsidenten von Weishaar auf Schloß K ö n g e n a m N e c k a r. Bei einem Besuch im dortigen Pfarrhause traf Notter zu seiner freudigen Überraschung als Vikar Eduard Mörike, der seinerseits besonderes Interesse an Karl Schmidlin zeigte. Die drei jun-

gen Leute verstanden sich vorzüglich, so daß sie sogar eine kleine Theateraufführung im Saal des Schlosses planten. Mörike, der zunächst Feuer und Flamme dafür war, bat aber dann plötzlich, man möge davon Abstand nehmen, ohne seine Gründe zu nennen. Er befand sich damals in einer schweren inneren Krise. Da man ihm bei seinem Besuch im Schloß seine inneren Qualen deutlich anmerkte, wurde dieser Stimmungsumschwung ohne weiteres akzeptiert. Seit diesen gemeinsamen Tagen in Köngen behielt Notter stärkstes Interesse an Mörike, und als der Dichter dann öffentlich hervortrat, war Notter einer der ersten, der sich für ihn einsetzte. Mörike seinerseits war durchaus empfänglich für diese Bemühungen des Älteren, und so wurde eine Grundlage geschaffen, auf der dann viele Jahre später, als beide in Stuttgart ihren Wohnsitz hatten, eine gute und dauerhafte Altersfreundschaft entstanden ist.

Zunächst gingen die Wege der beiden rein äußerlich auseinander. Notter machte seine wissenschaftliche Reise, die ihn nach Berlin, Weimar und Wien führte. Vom Jahr 1829 an war er Redakteur in München und Augsburg. Dieser Tätigkeit schloß sich eine längere Reise nach Paris und Südfrankreich an. Erst im Herbst 1831 kehrte er wieder nach Stuttgart zurück. Dort war er vom Februar 1832 an erneut als Redakteur tätig, zunächst am „Hesperus“, einem Blatt des Verlages Cotta, das jedoch noch im gleichen Jahr sein Erscheinen einstellte. Im August 1832 war Mörikes Roman „Malerei und Nöten“ herausgekommen und hatte Notter aufs tiefste beeindruckt. Eine Gelegenheit, für dieses Werk einzutreten, ergab sich für Notter im April 1833 (Vischers Besprechung des Buches erschien erst 1839!), nachdem er Redakteur einer neuen Zeitschrift, des „Unpartheiischen“, geworden war. In drei Nummern gab er eine eingehende, z. T. auch kritische Würdigung des erstaunlichen Werkes, aus der wenigstens einige Sätze der Vergessenheit entrissen werden sollen: „Eine tiefe, aus dem Innersten heraus poetische Seele, ein feiner, mit der Phantasie aufs glücklichste verschmolzener Verstand frappieren, rühren, erquicken den Leser, und fordern ihn zum eigenen Nachdenken, zum Nachempfinden selbst erlebter Zustände auf. Das Buch gehört zu denjenigen, die man nicht in Einem Zuge fort, aber in langsamem Genuß mehrmals liest, ja woraus man einzelne Stellen immer und immer wieder lesen wird.“ Mit der Übersendung dieser Kritik an Mörike verband Notter die Aufforderung zur Mitarbeit an seiner neuen Zeitschrift. Dazu kam es allerdings nicht, zumal die Zeitschrift Ende September 1833 aufhörte.

Notter hatte auch sein Exemplar von Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen“ an Mörike nach Ochsenwang geliehen. Ob sich dieser mit dem vieldiskutierten Buch ernsthaft beschäftigt hat, wie Notter wohl hoffte, muß dahingestellt bleiben. Wir wissen nur, daß er den Band im September an die Frau seines Bruders Karl auf deren ausdrücklichen Wunsch weitergeliehen hat. Der nach Oberensingen gerichtete Begleitbrief geht mit keinem Wort auf den Inhalt des Buches ein, nicht einmal auf die Gedichte im Anhang. Mörike schreibt nur: „Dr. Notter in Stuttgart, welcher Anteil an Ab-

fassung der Briefe hat und an den die artige Dedikation von Pfizers Hand gerichtet ist, lieb mir's."

Am 1. Oktober besuchte Notter zusammen mit seinem väterlichen Freunde Gustav Schwab, der den Roman in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ besprochen hatte, den Meister des „Nolten“ im hochgelegenen Ochsenwang. Mörike berichtet darüber an seine Braut Luise Rau: „Sie waren sehr vergnügt in unseren engen Wänden und vollends draußen im Freien. Schwab tat wie ein Jüngling und schloß sich gar herzlich an mich.“

Das Jahr 1834 brachte für beide Männer den Beginn ihrer bürgerlichen Sesshaftigkeit, doch wie verschieden sah diese aus! Am 16. Juni dieses Jahres verheiratete sich Notter mit Charlotte, der Tochter des Generals von Theobald, an deren Seite er über sechzehn Jahre auf dem alten Familiengut, dem Bergheimer Hof, seinen schriftstellerischen und dichterischen Neigungen leben konnte. Etwas über einen Monat darnach, am 30. Juli, zog Mörike auf seiner ersten ständigen Pfarrstelle Cleversulzbach auf, wo er mit Mutter und Schwester zusammen lebte und den Versuch machte, seine dichterische Berufung mit den Anforderungen eines Amtes in Einklang zu bringen. Mit einem Begleitbrief vom 10. September 1838 traf aus dem Pfarrhause Cleversulzbach eine Sendung auf dem Bergheimer Hofe ein, die einen kostbaren Inhalt hatte: die lang erwartete Ausgabe der Gedichte von Mörike „als Merkmal seiner alten freundschaftlichen Zuneigung“. In einem ausführlichen Brief, an dem er vom 27. bis 30. September schrieb, bedankte sich Notter für diese herrliche Gabe und legte zwei eigene Gedichte bei. Anfang November bis Ende Dezember weilte Mörike in Stuttgart. In dieser Zeit besuchte ihn Notter wiederholt. Bei einem dieser Besuche kam die Unterhaltung bezeichnenderweise auf das Gespensewesen. Damit wurde ein Thema angeschlagen, das die beiden dann in ihren letzten Lebensjahren immer wieder erörterten und worin sie sich aufs beste verstanden. Sie waren beide später Leser, ja sogar im Jahre 1842 Mitarbeiter von Justinus Kerners Zeitschrift „Magikon“.

Bei einem Abendessen am 21. Dezember, zu dem Mörikes Freund Ludwig Bauer eingeladen hatte, waren außer Mörike und Notter noch die Ludwigsburger Hermann Hardegg und David Friedrich Strauß anwesend. Damals erst lernte Notter letzteren persönlich kennen, es kam jedoch nie zu einer engeren Fühlungnahme zwischen ihnen. Ludwig Bauer war es auch, der Notter die erwünschte Gelegenheit zu einer Darstellung des Dichters Eduard Mörike bot. Für den von Bauer herausgegebenen Sammelband „Schwaben wie es war und ist“, dessen Erscheinen sich bis zum Jahr 1842 verzögerte, arbeitete Notter im Sommer 1841 den Artikel „Die schwäbische Dichterschule“ aus, in dem er Darstellungen von Uhland, Kerner, Schwab, Karl Mayer, Mörike und Gustav Pfizer gab. Nach Reinhold Köstlins Abhandlung „Die schwäbische Dichterschule und Eduard Mörike“ in den Hallischen Jahrbüchern 1839 ist dies eine der ersten Gesamtwürdigungen des Dichters Mörike. Darin stellt Notter unter anderem fest, dieser sei unter den Genannten „vielleicht der am reichsten begabte Geist,

aus dem uns eine Fülle dichterischer Anschauung, eine lebenatmende Frische der Empfindung anweht". Doch nicht nur der lyrische Dichter wird gewürdigt, sondern auch seine „Virtuosität in der Prosa, die beinahe noch seine Gewandtheit in der Poesie überbietet“, und von der Notter erwartet, daß „das Publikum in dieser Beziehung über kurz oder lange noch das Vortrefflichste von ihm bekommen“ werde. Denn Mörike könne „mit Pindar sagen: noch viele goldene Pfeile trag' ich im Köcher“.

Mörike konnte mit dieser Rezension zufrieden sein, aber er war verärgert wegen der Art, wie Notter seinen Freund Karl Mayer kritisiert hatte. Er schreibt darüber an diesen: „Ich war aufs äußerste befremdet, daß ein Mann von so viel Geist und feinem Sinn wie dieser Notter, den ich persönlich sehr gut kenne, die Eigentümlichkeit Ihrer Poesie in solchem Grade mißverstehen konnte.“ Mörike hat Karl Mayer entschieden überschätzt, wenn man ihm auch zubilligen wird, daß Notters Kritik nicht in allen Punkten berechtigt war. Ob diese Verstimmung das gegenseitige Schweigen der nächsten Jahre veranlaßt hat, ist schwer zu sagen, da es bei Mörike und Notter auch genügend äußere Gründe dafür gab. Nicht der geringste war die große räumliche Entfernung, seitdem Mörike in Mergentheim ansässig geworden war. Notter seinerseits war durch das politische Geschehen des Jahres 1848 aus seinem – äußerlich gesehen – beschaulichen Leben herausgerissen worden und hatte sich in den Landtag wählen lassen. Infolge seiner jahrelangen politischen Tätigkeit sah er sich genötigt, in Stuttgart ein Zimmer zu mieten, so daß er, vollends nach dem Tode seiner Frau im November 1850, immer mehr dort seinen ständigen Wohnsitz hatte. In Stuttgart zog nun am 27. November 1851 Eduard Mörike mit der ihm tags zuvor in Mergentheim angetrauten Frau Margarethe geb. Speeth und seiner Schwester Klara im Erdgeschoß des Hauses Augustenstraße 14 ein.

Es wird Notter gewesen sein, der die Neuzugezogenen besucht und begrüßt haben wird. Über diese erste Zeit fehlen die Quellen; vor allem führte Notter vom Januar 1850 bis Juni 1866 kein Tagebuch. Im Jahr 1852 notierte sich Mörike in der Liste der ausgeliehenen Bücher „Notter: Grimm“, womit vermutlich die Grimmschen Volksmärchen gemeint sind, die er „als einen goldenen Schatz wahrhafter Poesie“ zu seinen „Lieblingsspeisen“ zählte.

Im Frühjahr 1853 hatte Mörike einige Gäste zu sich gebeten, um ihnen sein neuestes Werk, das „Stuttgarter Hutzelmannlein“, vorzulesen. Unter den Geladenen befanden sich der Rektor des Katharinenstifts, Karl Wolff, und selbstverständlich auch Notter. Der Dichter bemerkt etwas enttäuscht, daß nur diese beiden sich zu einem Urteil aufgefaßt hätten, das allerdings erfreulich gewesen sei. Als dann das „Hutzelmannlein“ im Mai des gleichen Jahres erschienen war, zeigte es Notter in der „Allgemeinen Zeitung“ rühmend an.

Wesentlich für die Beziehungen zwischen den Männern wurde die Tatsache, daß Notter sich im August 1854 wieder verheiratete, und zwar mit einer guten Bekannten Mörikes aus dessen Cleversulzbacher Zeit. Es war

dies die Witwe des einstigen Pfarrers Otto Schmidlin in Bürg bei Neuenstadt a. K., Karoline geb. Faber, der Mörrike im Herbst 1843 zusammen mit einem Koferneisen (Waffeleisen) das humorvolle Gedicht „Die Kofer spricht“ gewidmet hatte. Sein Glückwunschbrief vom 25. September 1854 für die Neuvermählten „zur Ankunft in der neugegründeten Heimat“ ist noch erhalten. Der Brief enthält auch Mitteilungen darüber, wie weit Mörrike mit der Korrektur des „Theokrit“ gekommen war, die er in Notters Abwesenheit zu besorgen hatte. Diesem war es gelungen, Mörrike zur Mitarbeit an einem gemeinsamen Buch zu veranlassen, das im Jahr darauf unter dem Titel „Theokritos, Bion und Moschos. Deutsch im Versmaße der Urschrift von Dr. E. Mörrike und F. Notter“ herauskam. Mörrike hatte die Übersetzungen von elf Gedichten Theokrits beigesteuert. Auch zur Mitarbeit an einem anderen Unternehmen hatte ihn Notter aufgefordert; diese „Blumen aus der Fremde“ kamen allerdings erst im Jahre 1862 heraus. Mörrike ist in dieser Sammlung ausländischer Poesien nur mit zwei Stücken vertreten, einer Übersetzung aus dem Englischen und, da er gerade nichts Passendes fand, mit „etwas eigenem Fremdartigem als Quid pro quo“.

Notters Fürsorge für Mörrike erstreckte sich auch auf andere Dinge. Als er sah, wie unglücklich sich Mörrike in der neuen Wohnung Hospitalstraße 36 fühlte und immer mehr unter dem Leben in der Stadt litt, bot er ihm eine Wohnung auf seinem Bergheimer Hof an. Klara Mörrike meinte, ihr Bruder würde dort wieder aufleben; doch Frau Margarethe Mörrike war gegen die Übersiedlung dorthin, und so unterblieb sie. Statt dessen zogen Mörrikes im Oktober 1854 in die Alleenstraße 9, wo von keinem Hausbewohner mehr „gebeethovelt“ wurde.

Immer mehr wurde die Nottersche Wohnung ein Mittelpunkt behaglicher Geselligkeit, der sich auch der scheue Mörrike nicht entziehen wollte. So steht in einem seiner Briefe vom Frühjahr 1855, er habe „in einer ganz guten Gesellschaft bei Notters“ seine Mozartnovelle vorgelesen. Unter den Gästen befanden sich u. a. Prälat Hauber, der Dichter I. G. Fischer und der Hofschauspieler Karl Grunert. Ein andermal las Mörrike bei Notters ein Manuskript seines neuen Freundes Paul Heyse vor; es war eine Verserzählung „Die Hochzeitsreise“, die nie veröffentlicht wurde. Mörrike war bei der Wiedergabe eigener und fremder Dichtungen unvergleichlich, er habe – nach Güntherts Bericht – gelesen „mit einem Minenspiel, einer Augensprache, Wortbetonung, die keine Feder, kein Wort nur annähernd zu bezeichnen vermag“.

Natürlich mußte sich Mörrike auch Notters Dichtungen vorlesen lassen. Das war nicht immer leicht für ihn, da er ja auch ein Urteil abgeben mußte. So las ihm Notter schon 1852 aus seinem Cyklus „Dantes Leben in Romanzen“ vor. Als diese neun Jahre später gedruckt vorlagen und von Mörrike selbst gelesen werden konnten, machten sie ihm doch einigen Eindruck, und in einem Brief an Herman Grimm vom 25. Oktober 1861 schreibt er über ihren Verfasser: „Er ist meines Erachtens ein wirklich dichterischer Geist von großer Tiefe, der sich in den Romanzen, bei mancher Unvollkom-

menheit der Form, auf keiner Seite verleugnet.“ Im Sommer 1862 trug Notter dem Freunde die zwei ersten Aufzüge seines Schmerzenskinds, des Schauspiels „Die Johanniter“, vor. Mörike erkannte sogleich, daß das Werk nicht eigentlich dramatisch sei, aber doch als „geistreiches Lesestück“ Geltung beanspruchen könne. Immerhin erschienen die „Johanniter“ im Jahr 1865 in Buchform und errangen später bei zweimaliger Aufführung im Stuttgarter Hoftheater einen Achtungserfolg. Die größten Vorbehalte ergaben sich für Mörike, als ihn Notter mit eigenen Gedichten vertraut machte. Dieser litt selbst unter der Unzulänglichkeit der meisten seiner dichterischen Erzeugnisse. Er sprach sich darüber im April 1867 mit Mörike aus und äußerte selbst allerlei Bedenken. Dieser konnte ihm ehrlicher Weise nicht helfen, sondern bestärkte ihn eher noch mehr „in dieser Stimmung, wenn auch mit glatten, freundlichen Worten“.

Notter ließ sich dadurch nicht abhalten, noch im gleichen Monat in einem Bericht für den Schwäbischen Merkur den Dichter Eduard Mörike wieder einmal höchst positiv zu würdigen. Den Anlaß bot eine Vorlesung, die Professor Julius Klaiber über Mörikes Gedichte gehalten hatte. Mörike hat ihm für diesen Artikel einen besonderen Dankesbesuch abgestattet. Daß Notter zu Lebzeiten nie einen Band eigener Gedichte drucken ließ, ist indirekt mit durch Mörike veranlaßt worden. Notter hatte ihm einen Manuskriptband zur Beurteilung übergeben. Bei der Rückgabe sagte ihm dieser, er halte die in antikem Vers gehaltenen Gedichte für am wenigsten gelungen. Einige Zeit darauf übergab Notter den Band Julius Klaiber, der nun gerade diese für die besten hielt. Dieses gegensätzliche Urteil genügte Notter, still legte er seinen Gedichtband in seinen Schreibtisch zurück.

Im Herbst 1867 zog Friedrich Theodor Vischer für ganz in Stuttgart auf. Er ist der eigentliche Stammgast bei Notters geworden und blieb es über Mörikes Tod hinaus. Das ist insofern verständlich, als Vischer von seiner Frau getrennt lebte und daher keine rechte Häuslichkeit hatte. Um so dankbarer war er für den Ersatz, den er bei dem Ehepaar Notter fand. Mörike war damals schon nach Lorch gezogen, von wo er nur zu gelegentlichen Besuchen nach Stuttgart kam bis zur endgültigen Rückkehr im November 1869.

In jene Zeit fällt nachstehendes Unternehmen, über das Notter in seinem Tagebuch unter dem 7. Juni 1869 berichtet: „Schöner Tag. – Um 10 Uhr mit Karoline, Fr. v. Hövel, Vischer und dem in Kannstatt zu uns stoßenden Auerbach nach Lorch zu Mörike gefahren. Wir essen im Bahnhof, wo Jener um 1 Uhr mit seiner Schwester sich einfindet und uns in seine Wohnung führt. Noch vorher war Champagner getrunken worden, und Mörike, Auerbach, Vischer hatten Brüderschaft mit mir gemacht. Ging von Mörike aus. Auerbach, der mir halb gefiel, halb misfiel, machte auf der Rückfahrt nach Stuttgart die feine und vollkommen richtige Bemerkung, was dem Mörike in seinen Gedichten bei Weitem am meisten gelinge, sei die Empfindung der Untreue der Liebe. Gewiß! von recht inniger Liebe zeugt kein einziges, aber sehr viele leihen der verlassenen, verrathenen, irgendwie mis-



handelten Liebe einen ungemein dichterischen Ausdruck. Um halb 12 Uhr wieder angelangt." Mörikes kurze Notiz darüber in seinem Schreibkalender enthält den bezeichnenden Zusatz: „Schlechte Nacht.“

Vom Februar 1870 bis August 1871 wohnte Mörike mit seiner Familie in N ü r t i n g e n. Notter hat ihn auch dort zweimal aufgesucht. Seit der Rückkehr nach Stuttgart entwickelten sich Mörikes häusliche Verhältnisse immer unerquicklicher. Obwohl er den Freunden gegenüber vieles beschwieg, war er für deren Besuche dankbar und schloß sich besonders herzlich an Notter an. Schon früher hatten sie sich oft und gerne, zum Schrecken Vischers, Geistergeschichten erzählt. Jetzt steht ein neuer Ernst dahinter, das Problem des Jenseits und des Fortlebens nach dem Tode beschäftigt sie. Beide vertieften sich in das Werk des Berner Professors Perty „Mystische Erscheinungen der menschlichen Natur“. Als Notter dann mit Professor Perty einen Briefwechsel begonnen hatte, übergab ihm Mörike für diesen eine Niederschrift jenes bekannten Geschehens in Mergentheim, das von größtem Einfluß war auf Mörikes Bindung an Margarethe Speeth, die später seine Frau wurde: er erwacht plötzlich an dem Gefühl, als wenn ihm kalte, schwere Tropfen ins Gesicht gespritzt würden. Als weiter nichts geschah, beruhigte er sich und schlief wieder ein. Andern Tags erzählte er in Gegenwart von Gretchen, was ihm widerfahren war. Erst später bekannte diese seiner Schwester Klara, sie habe in jener Nacht bei ihrem sterbenskranken Vater gewacht, habe dann in ihrem Zimmer in ungewöhnlich erhöhter Stimmung ihr Gebet verrichtet, in das sie außer ihren Angehörigen auch die Geschwister Mörike eingeschlossen habe. Zuletzt habe sie, was sie sonst nie tat, mit Weihwasser einige Tropfen in die Luft gesprengt, und zwar für jedes einzelne besonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war.

Notter hat Mörike stets bescheinigt, wie kritisch und keineswegs leichtgläubig er sich diesen Fragen gegenüber verhalten habe. Seine Anregung, sich darüber in einem Briefwechsel auszusprechen, den man veröffentlichen könnte, nahm Mörike zustimmend auf. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Einer solchen Stunde, die Fragen des Übersinnlichen gewidmet war, verdanken wir einen Bericht Mörikes über ein Erlebnis aus seiner Studentenzeit, das er als kostbaren Besitz hütete und nur den allernächsten Freunden anvertraute. Günthert, der auch anwesend war, überliefert uns Mörikes Erzählung in seinem Buch über Vischer (S. 191) wie folgt: „Es war in Tübingen im Stift. Mörike bewohnte mit einem vertrauten Jugendgenossen, Bruckmann, ein Zimmer. Beide waren zu Bette. Bruckmann schlief den Schlaf des Gerechten. Da öffnete sich die Türe. Eine Frau, sorgfältig in der Tracht des 16. Jahrhunderts gekleidet, tritt herein, nähert sich Bruckmann, beugt sich herab über den Schlummernden. Mörike blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erscheinung hin. Er hatte Zeit, eine lebhaftige Furcht, die ihn erfaßte, niederzukämpfen, sich zu vergewissern, daß er wache, nicht träume. Dann wendet er den Kopf unmutig der Wand zu, an welcher sein Bett stand; unwillig über

die durch jenes aufdringliche Phantom hervorgerufene augenblickliche Störung aller gesetzlichen Reihen der Natur und Vernunft. Bald aber schämte er sich vor sich selbst, daß er sich abgewendet, war er doch bei klarer Besinnung und jetzt frei von Angst und Bangen. Darum drehte er schnell den Kopf wieder herum und erblickte nun die Frau an seinem Bette, ein unendlich sanftes und edles Gesicht, das bleich aus dem weit in solches hineinragenden Spitzenhäubchen hervorschaut. Da habe ihn ein Gefühl selig und beruhigend ergriffen, ein Gefühl, wie er vordem und seither keines empfunden – ein Friede sei über ihn gekommen, den er, obgleich nun längst von den Stürmen verweht, niemals vergessen werde. Die Erscheinung sei darauf geschieden, wie sie sich nahte, schwebenden Schrittes, den Blick aus dem himmlischen Blau der Augen auf ihn gerichtet. –“

Man muß sich immer wieder klar machen, daß solche Geschichten zu Eduard Mörike gehören. Nie hatte er den leisesten Zweifel an der Realität dieses Geschehens. Er muß darin eine erneute Bestätigung seiner menschlichen und dichterischen Existenz erblickt haben, da das Vorkommnis zeitlich in den Winter 1824/25 anzusetzen sein wird, nach seinem durch das Wiederauftauchen der Peregrina in Tübingen erfolgten Zusammenbruch. In Notter hatte er einen stets aufnahmebereiten Zuhörer, der ihn verstand, da sich in dessen eigener Verwandtschaft im Jahre 1843 eine von vier Personen gesehene Erscheinung einer Toten ereignet hatte. Die Bitte Justinus Kerners um einen Bericht darüber hatte Notter mit Rücksicht auf seine Verwandten abgelehnt, die Sache selbst war aber einwandfrei verbürgt. In einem Brief, der von Spukgeschichten handelte, wurde Notter einmal von Mörike scherzhaft als „eigentlicher Mann vom Fach“ bezeichnet. Am 27. September 1872 heißt es in Mörikes Schreibkalender fast feierlich: „Notter zum Kaffee. Langes Gespräch mit ihm über die höchsten Fragen.“ Diesem Eintrag schließt sich derjenige vom 19. Februar 1873 würdig an: „Besuch von Notter. Vorlesung aus seiner neuen philosophischen Arbeit.“ Notter war damals Mitglied des ersten deutschen Reichstags und mußte bald nachher zu einer neuen Sitzungsperiode nach Berlin reisen. In der Zwischenzeit daheim beschäftigte er sich mit tiefgründigen philosophischen und theosophischen Fragen, und wenn er den Freund Mörike besuchte, wurde eingehend über solche Dinge gesprochen, nicht etwa über das politische Geschehen der Zeit.

Von diesem Werk Notters sind nur Bruchstücke aus dem Nachlaß bekannt geworden, die sein durchaus selbständiges Denken beweisen. Das gegenseitige Verstehen mit Mörike ist darin begründet, daß er wie dieser stark durch die Philosophie von Schelling beeinflusst war. Bei solchen Gesprächen wurde stets auch die Glaubensfrage berührt. Notter sagt darüber in seiner schwerfälligen Art: „Keinem Zweifel unterliegt Mörikes entschiedener Glaube an ein höchstes, uns, wenn es auch über unser Begreifen hinausgeht, nahestehendes Wesen, und ebenso an ein potenziertes oder wenigstens sich allmählich potenzierendes Dasein der Seele nach dem Tode.“ In diesem Punkt waren sich die beiden Männer durchaus einig.

Es kam der Herbst des Jahres 1873, den Mörike als „traurigster aller Landfahrer“ mit seiner Schwester in einem kleinen Landhause in Fellbach zubrachte. Notter trieb es bald dorthin, um nach dem Freund zu sehen. Lange saßen sie beieinander im Garten zu ausgiebigem Gespräch. Da Notter den Eindruck hatte, daß es in dem dürftigen Haushalt an allerlei Notwendigem fehle, nahm er beim nächsten Besuch seine Frau mit. Nicht lange darnach notierte Mörike in seinem Kalender: „Besuch von Caroline Notter mit einer Bettflasche in die neue Armethei.“ Zu Anfang Dezember 1873 bezog dann Mörike mit Klara und seiner Tochter Marie seine vorletzte Wohnung in Stuttgart im zweiten Stock der Forststraße 35, wo sie bis November 1874 verblieben. Wie ein Klang aus früheren guten Tagen heißt es in Mörikes Kalender am 26. April 1874: „Vorlesung aus Nolten bei Notters.“ Das war nun Mörikes Schmerzenskind, die Umarbeitung des „Maler Nolten“, die er nicht mehr vollenden sollte. Es mag wie eine Abschiedsstimmung über jenen Stunden bei Notters gelegen haben, und tatsächlich ist dies das letzte nachweisbare Datum eines solchen Zusammenseins. Im Mai 1874 weilte Mörike im Schloß Obermönsheim, dann den Juni und Juli über in Bebenhausen. Am 6. November wurde die letzte Wohnung im dritten Stock der Moserstraße 22 bezogen, nicht allzu weit von Notters entfernt, die seit 1862 im Hause Eugenstraße 1 wohnten. Von da an kränkelte Eduard Mörike und erholte sich nicht mehr, bis ihn der Tod am 4. Juni 1875 dahinnahm. Wann sich Notter und Mörike zum letzten Male gesehen und gesprochen haben, ist nicht mehr festzustellen.

Niemand hatte etwas anderes erwartet, als daß es Notters Aufgabe sein würde, den bei prominenten Persönlichkeiten üblichen Nekrolog für die „Schwäbische Kronik“ zu schreiben. Notter konnte und wollte sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Wie sehr ihm Mörikes Tod nahe ging, zeigt sich gerade in der Sprödigkeit seiner Darstellung, in der er unumwunden aussprach, daß sich der Tote „selbst neben den größten deutschen Lyriker, neben Goethe, in dem Bewußtsein hätte stellen können, er werde von diesem in mancher Beziehung als ebenbürtig anerkannt werden“. Eine solch hohe Einschätzung Mörikes war damals noch keineswegs selbstverständlich. Notter war sehr froh, daß er von verschiedenen Seiten aufgefordert wurde, diesen Nekrolog zu einer kleinen Schrift zu erweitern. Noch im gleichen Jahr erschien seine Monographie „Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und als Dichter“, in deren Vorwort der Verfasser sagt, er folge „dem eignen Herzensdrang, von dem verstorbenen Freunde ein lebenswärmeres und namentlich ein mehr auf die Poesie eingehendes Bild zu geben“, als ihm dies in dem engen Raum des Nekrologs möglich gewesen sei.

Diese Schrift ist die erste umfangreiche Würdigung des Dichters Eduard Mörike, die eben deshalb heute noch gelesen zu werden verdient, ganz abgesehen davon, daß in ihr damals unbekanntes Material enthalten ist. Besonders hervorgehoben sei Notters Schilderung von Mörikes „hervorquellender Herzensgüte und Herzenshelligkeit, die sich schon in sei-

nem freundlichen Auge und seiner tief ins Gemüt eindringenden Stimme aussprachen“, ebenso wie die Feststellung: „Wer aus einer Unterhaltung mit Mörike, und habe sie auch ganze Abende hindurch angehalten, wegging, der fühlte sich im eigenen Wesen *e r n e u t*.“

Ein weiteres Verdienst dieser Schrift ist es, daß ihr mit Vischers Einverständnis die von ihm an Mörikes Grab gesprochene *G e d e n k r e d e* beigefügt wurde. So entstand nicht nur ein ergreifendes Dokument der Liebe und Verehrung zu dem vorangegangenen Dichter, sondern auch ein Zeugnis ihrer eigenen Verbundenheit mit ihm, wobei Notter seinen Freund Vischer neidlos den „tiefsten und liebevollsten Beurteiler von Mörikes poetischen Leistungen“ nennt.

Nach Güntherts Darstellung hat Mörikes Tod auf Notter eine tiefe Wirkung ausgeübt, er sei von da an immer mehr in sich versenkt, ja müde geworden. Das Tagewerk war getan: sein *l i t e r a r i s c h e s H a u p t w e r k*, die Übersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“, hatte er im Jahre 1872 herausbringen können und seine *p o l i t i s c h e T ä t i g k e i t* als Abgeordneter des ersten Deutschen Reichstags mit dem Jahre 1874 *a b g e s c h l o s s e n*. So sei er oft in Sinnen verloren, der Welt entrückt dagesessen. Im Gedanken an den toten Dichterfreund und im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner eigenen dichterischen Leistung mag ihm oft ein Vers in den Sinn gekommen sein, der ihm einst auf einer Wanderung zugefallen war:

O Laut, der nicht zum Klang geworden,  
O Saite, der die Stimmung fehlt,  
Bist jenseits erst der Mutter Erden  
Zum Tönerecht du ausgewählt?

In solcher Stimmung war er dankbar, daß die alten Getreuen Vischer und Günthert sich häufig bei ihm einfanden. Sein achtzigster Geburtstag wurde auf seinen Wunsch nur im engsten Kreis gefeiert. Von König Karl wurde ihm das Ritterkreuz des Kronenordens verliehen. Noch wartete ein schwerer Schlag auf ihn: am 15. August 1882 erschloß sich sein einziger Sohn Richard in einem Anfall von Nervenzerrüttung. In diesen herben Tagen war ihm der Beistand seiner Lebensgefährtin eine besondere Hilfe. Nach einem Sturz ist er am 15. Februar 1884 still entschlafen im hohen Alter von nahezu dreiundachtzig Jahren. Seine Witwe überlebte ihn bis zum Jahre 1906.

Seine Geburtsstadt Ludwigsburg benannte 1934 „nach dem Dichter, Schriftsteller und Vorkämpfer für die deutsche Einheit Friedrich Notter“ die *N o t t e r s t r a ß e*. Mit diesen Worten ist er durchaus richtig gewürdigt. Zum menschlich bedeutendsten an Notter gehört aber, daß er ein treuer Freund Eduard Mörikes war, dessen Feder wir wichtige Aufschlüsse über den Menschen und Dichter Mörike verdanken und der nie müde geworden ist, seinen Zeitgenossen die Augen für dessen Größe zu öffnen.

## Namen der Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Dr. Oscar Paret, Ludwigsburg, Moserstraße 22  
Dr. Willi A. Boelcke, Hohenheim, Agrargeschichtliches Institut  
Oberstudienrat Gerhard Deibel, Ottmarsheim, Finkenweg 3  
Konrektor Emil Unkauf, Bietigheim, Carionstraße 6  
Kulturreferent Hermann Schütz, Ludwigsburg, Landratsamt  
Apotheker Markus Otto, Bissingen/Enz, Enzapotheke  
Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg, Robert-Franck-Allee 12  
Frau Elisabeth Zipperlen, Bönnigheim, Stadtarchiv  
Rektor Dr. Willi Müller, Schwieberdingen, Schlöble  
Pfarrer Hans Peter Weber, Ottmarsheim, Evang. Pfarramt  
Dipl.-Landwirt Karl Kramer, Ottmarsheim, Gartenstraße 37  
Rektor i. R. Theodor Bolay, Asperg, Panoramastraße 71  
Hauptlehrerin Gislinde Gaese, Ludwigsburg, Hoferstraße 27  
Pfarrer i. R. Walter Hagen, Ludwigsburg, Moserstraße 7

## Nachweis der Abbildungen

Paret, Vorgeschichte: Abb. 6 Maile, Besigheim, alle übrigen Paret  
Boelcke, Mittelalter: Abb. 1 Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Abb. 2 Luftbild  
Albrecht Brugger, Stuttgart. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg  
Nr. 2/3705. Abb. 3 Kreisbildstelle, Abb. 6 Hauptstaatsarchiv, alle übrigen  
Boelcke  
Deibel, Neuzeit: Abb. 1 Schäfer, Besigheim, Abb. 2 Kreisbildstelle, Abb. 3 Boelcke  
Schütz, Ottmarsheim heute: Abb. 3 Neckar- und Enzbote, alle übrigen Schäfer,  
Besigheim  
Otto, Pfarrkirche: Abb. 1 Staatsarchiv Ludwigsburg, Abb. 3 Hauptstaatsarchiv, alle  
übrigen Otto  
Bollacher, Dorfrecht: Kreisbildstelle  
Zipperlen, Liebenstein: Abb. 1 und 5 Hauptstaatsarchiv, Abb. 4 Landesbildstelle,  
Abb. 2 und 3 Schäfer, Besigheim  
Müller, Flurkarte: Müller, Luthle: Müller  
Weber, Familien: Abb. 1 Kreisbildstelle, Abb. 2 Weber  
Boelcke, Kornwestheim: alle Aufnahmen Moser, Kornwestheim, Luftbild freigegeben  
durch Innenministerium Baden-Württemberg unter Nr. 13/001628  
Gaese, Alleen: Abb. 1, 3 und 4 Heimatmuseum Ludwigsburg, Abb. 2 Albertina, Wien,  
Abb. 5 Gaese, Abb. 6 Schick, Ludwigsburg. Die Klischees zu Abb. 2 und 3 wurden  
freundlicherweise vom Verlag Kohlhammer (Schwäbische Heimat) zur Verfügung  
gestellt.  
Hagen, Notter: Scherenschnitte der Luise Walther, reproduziert aus H. W. Rath,  
Friedrich Walther, L. W., 1923

